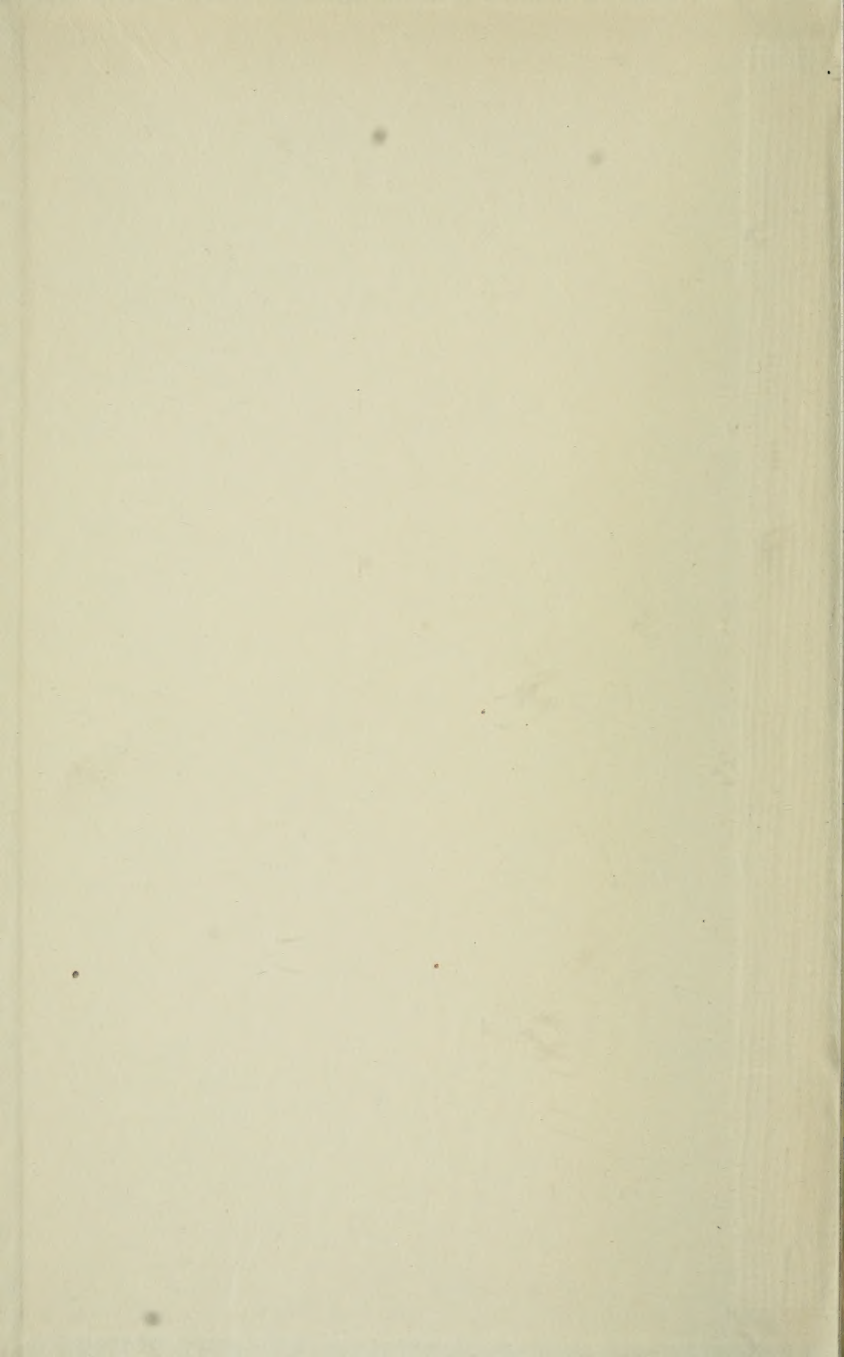
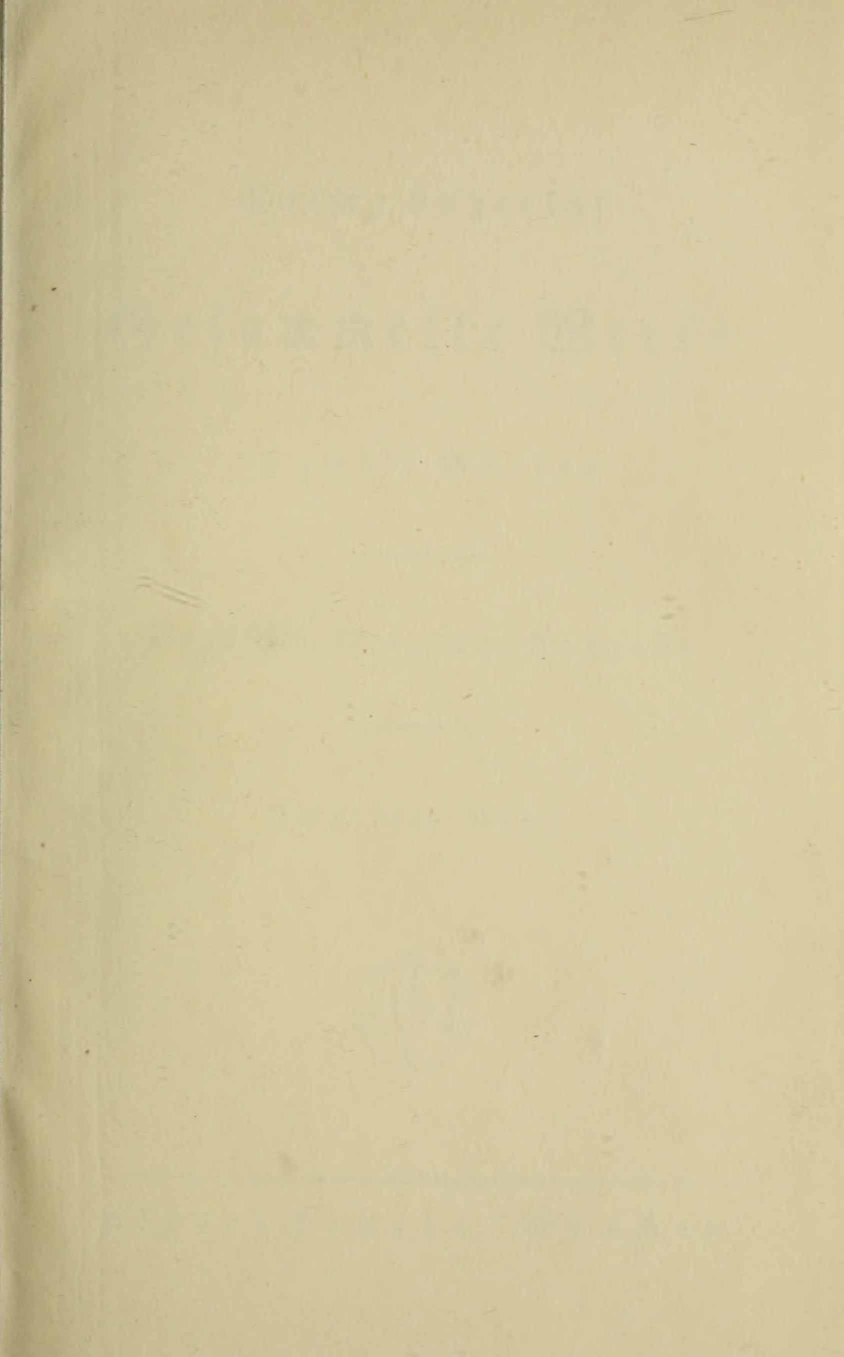


Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

12







Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

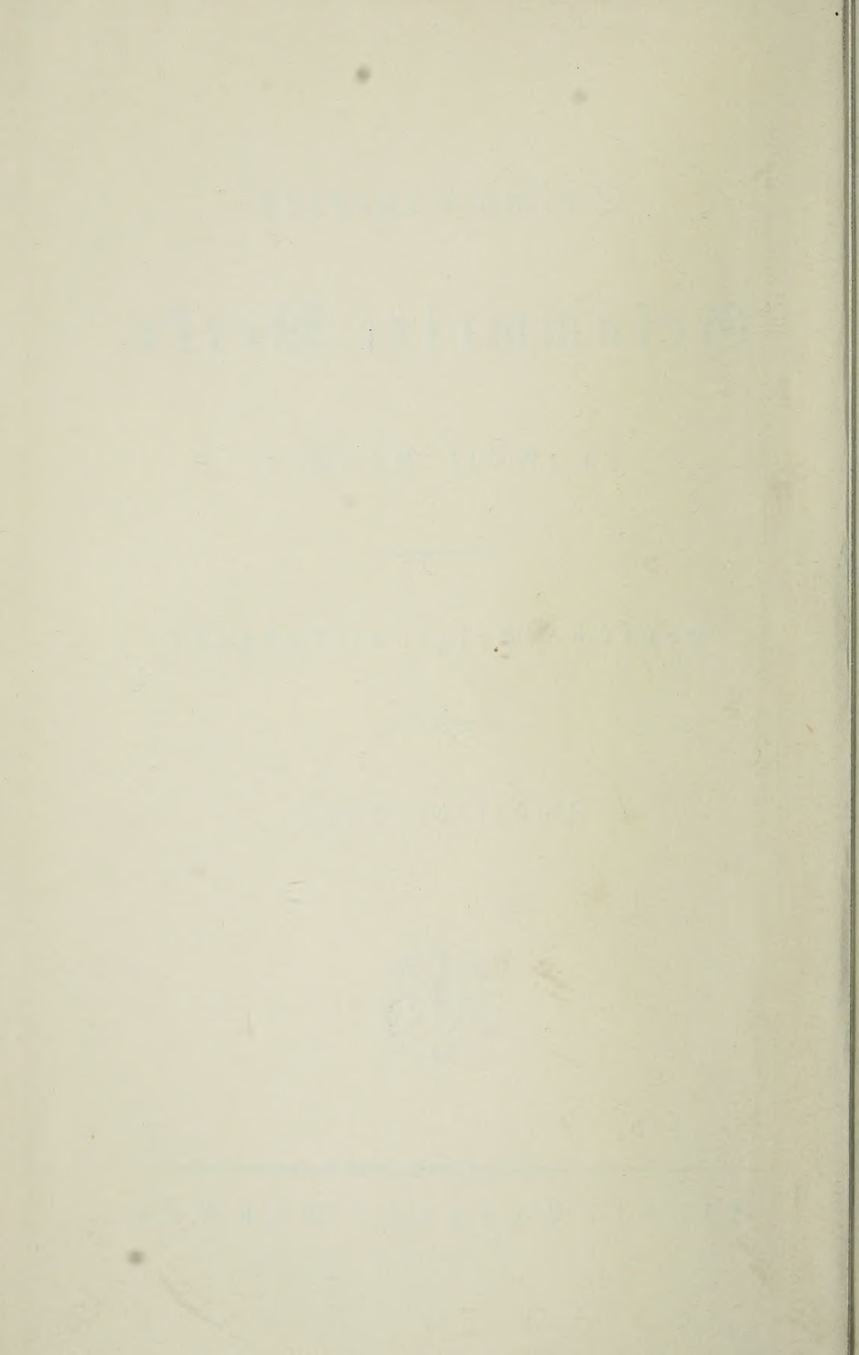
in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Zwölfter Band



Albert Langen / München



Selma Lagerlöf

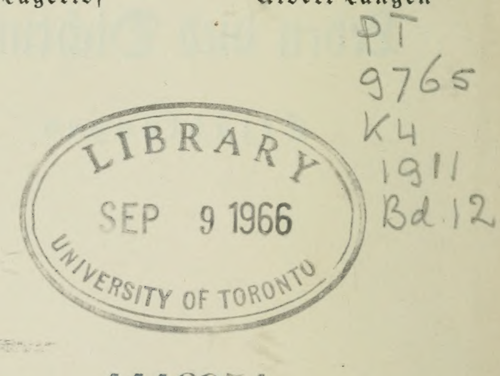
Anna, das Mädchen aus Dalarne

Roman

Leben und Dichtung

Erzählungen

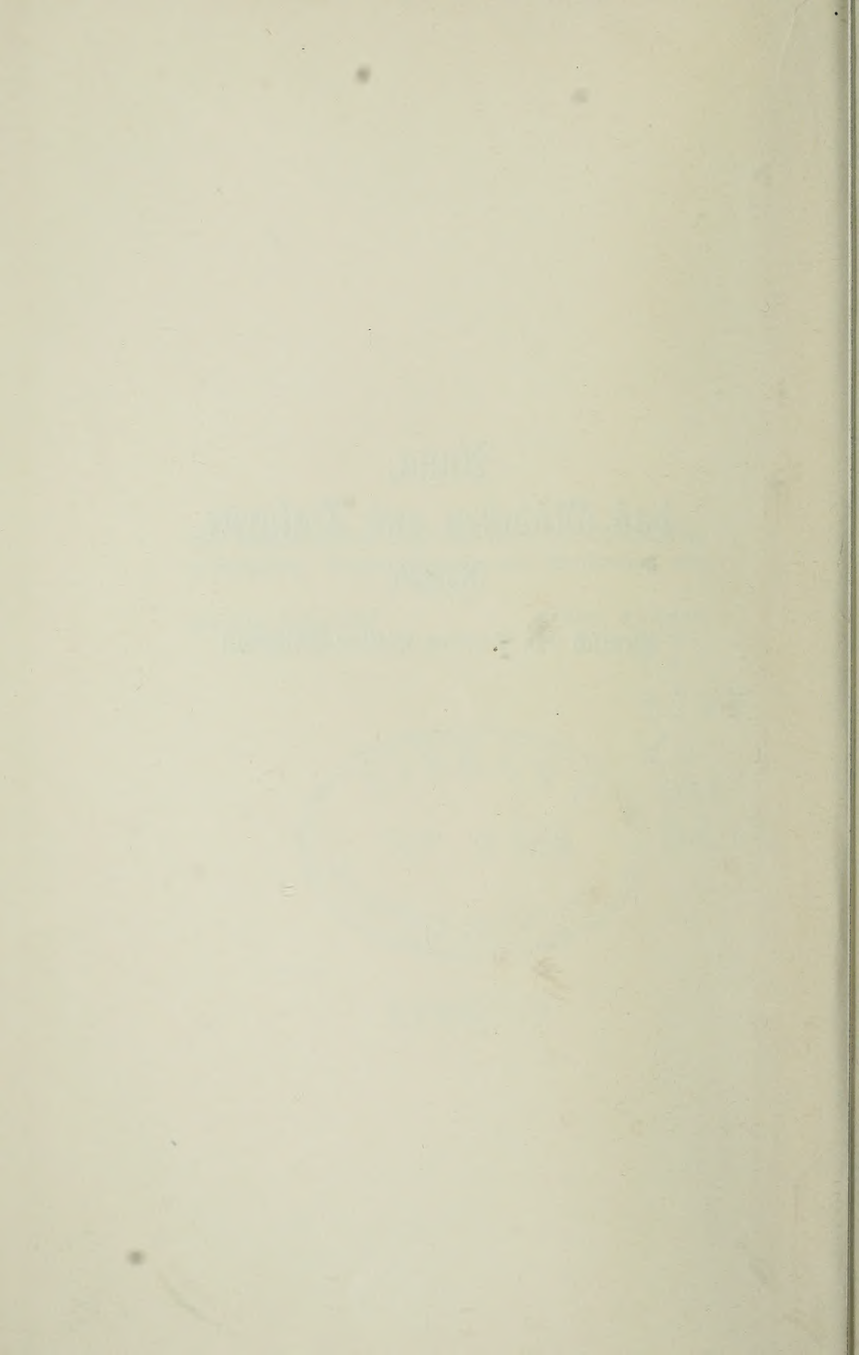
Albert Langen / München



Anna,
das Mädchen aus Dalarne

Roman

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau



Die Reise nach Karlstadt

1

Was man auch gegen Thea Sundler einwenden mag, das eine muß man zugeben, sie verstand es besser als irgend jemand, Karl Artur Ekenstedt zu behandeln.

Denkt man zum Beispiel an Charlotte Löwensköld, so hatte auch diese versucht, ihn zu veranlassen, nach Karlstadt zu fahren und sich mit seiner Mutter zu versöhnen. Aber um ihn dazu zu bewegen, hatte sie ihn an alles erinnert, was ihm die Mutter gewesen war, und zuletzt hatte sie es tatsächlich versucht, ihn damit zu erschrecken, daß er nicht mehr so gut werde predigen können wie bisher, wenn er undankbar gegen seine Mutter sei.

Das war ganz so, als wollte sie, daß er wie der verlorene Sohn kommen und flehen sollte, wieder in Gnaden im Elternhause aufgenommen zu werden. Aber in der Geistesverfassung, in der er sich damals befand, war das nichts für ihn, für ihn, der so große Erfolge mit seinen Predigten gehabt hatte und von der ganzen Gemeinde hochgeschätzt wurde.

Thea Sundler griff es ganz anders an, als sie ihn veranlassen wollte, wieder nach Karlstadt zu reisen. Sie fragte ihn, ob das wahr sei, was sie von der lieben Tante Ekenstedt gehört habe, nämlich daß diese verlange, man solle sie auch für die kleinste Kleinigkeit, womit man sich gegen sie vergangen habe, um Verzeihung bitten? Aber wenn sie es bei andern so genau nehme, so sei sie wohl auch selbst willig und bereit...

Ja, Karl Artur mußte zugeben, daß sie so sei. Im selben Augenblick, wo die Mutter einsehe, daß sie sich vergangen habe, sei sie auch bereit, es wieder gutzumachen und sich zu versöhnen.

Da erinnerte ihn Thea an damals, wo die liebe Tante Ekenstedt im schlimmsten Tauwetter die gefährliche Reise nach Upsala unternommen hatte, nur damit er sie um Verzeihung bitten könne. Und sie wunderte sich darüber,

daß er, ein christlicher Pfarrer, einen weniger versöhnlichen Sinn habe als ein gewöhnliches weltliches Menschenkind.

Karl Artur begriff nicht so recht, wo sie hinauswollte. Er starrte sie nur unverwandt an.

Aber Frau Sundler sagte, diesmal sei es die liebe Frau Oberst Ekenstedt gewesen, die sich gegen ihn vergangen habe, und wenn sie so gerecht sei, wie er behaupte, dann könne er ja nicht daran zweifeln, daß sie es jetzt bereue und sich von ganzem Herzen danach sehne, ihn um Verzeihung zu bitten. Aber sie könne ja nicht zu ihm kommen, weil sie krank sei, und darum sei es seine Pflicht, zu ihr zu reisen.

Das war etwas ganz anderes, als womit ihm Charlotte gekommen war. Das hieß nicht, als verlorener Sohn zu den Eltern heimzukehren, sondern bei ihnen als Sieger einzutreten! Nun fuhr er nicht hin und flehte um gnädige Vergebung, sondern er erteilte sie. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie sehr ihm das zusagte und wie dankbar er Thea war, die ihn auf diesen Gedanken gebracht hatte.

Kaum war er am Sonntag aus der Kirche zurück und hatte bei Thea gegessen, als er sich auch schon auf die Reise nach Karlstadt begab. Ja, er war so eifrig, daß er die ganze Nacht hindurch fuhr. Er hielt sich mit dem Gedanken wach, wie schön es sein werde, wenn er bei der Mutter angelangt sei. Niemand vermochte eine derartige Begegnung so schön zu gestalten wie seine Mutter.

Um fünf Uhr in der Frühe kam er in Karlstadt an; er ging aber nicht sofort nach Hause, sondern zuerst in den Gasthof. Über die Gesinnung seiner Mutter ihm gegenüber kamen ihm nicht die geringsten Zweifel, aber der seines Vaters war er nicht so ganz sicher. Es war durchaus nicht unmöglich, daß der Vater ihn nicht hereinlassen würde, und dem wollte er sich im Beisein des Kutschers nicht aussetzen.

Der Wirt des Gasthofs stand auf der Hausstaffel und erkannte Karl Artur sofort als alten Karlstädter. Er hatte vielleicht ein Vöglein davon pfeifen hören, daß zwischen ihm und seinen Eltern ein Zerwürfnis entstanden sei, weil der junge Pfarrer ein Mädchen aus Dalarne heiraten wolle. Darum sprach er vorsichtig und teilneh-

mend mit Karl Artur; aber dieser sah so ruhig und zufrieden aus und antwortete so munter, daß der Wirt anfing zu glauben, das Gerücht von einer Uneinigkeit sei aus der Luft gegriffen.

Karl Artur verlangte ein Zimmer, wusch sich und kleidete sich sehr sorgfältig an. Als er wieder herauskam, trug er den Pastorenrock[1]), die kleinen Beffchen und den hohen schwarzen Hut. Er hatte sich in seine Amtstracht gekleidet, um der Mutter gleich zu zeigen, in welch frommer und priesterlicher Gesinnung er gekommen war.

Der Wirt fragte ihn, ob er frühstücken wolle, allein er lehnte ab, denn er wollte den glücklichen Augenblick, in welchem er und seine Mutter einander in die Arme fallen würden, nicht länger hinausschieben.

Rasch ging er durch die Straßen dem Klarelfstrande zu. In ihm war dieselbe große und freudige Erwartung, wie zu jenen Zeiten, wo er als Student von Upsala in die Ferien nach Hause gekommen war.

Aber plötzlich blieb er stehen und sah so verstört aus, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Er war dem Elternhause ganz nahe gekommen und sah, daß alle Türen und Fensterläden fest verschlossen waren. Im ersten Erstaunen fiel ihm ein, der Wirt hätte am Ende seinen Eltern Nachricht gesandt, daß er gekommen sei, und sie hätten das Haus verschlossen, um ihn nicht hereinzulassen. Er wurde feuerrot vor Zorn und machte sofort kehrt, um wieder abzureisen.

Aber es dauerte nicht lange, da mußte er über sich selbst lachen. Es war ja kaum sechs Uhr, und um diese Zeit war das Haus immer fest verschlossen. Das war doch zu lächerlich von ihm! Wie war er nur auf den Gedanken gekommen, die Läden seien verriegelt und die Türen verschlossen, damit er nicht herein könne! Er ging zurück zur Gartentür und nahm auf einer Gartenbank Platz, um abzuwarten, bis das Haus erwache.

Jedenfalls aber konnte er nicht umhin, es für ein schlechtes Zeichen anzusehen, daß die Heimat so fest verschlossen

---

[1]) In Schweden tragen die Pfarrer den ganzen Sonntag über den Pastorenrock, den „Lutherrock", einen langen zugeknöpften Gehrock und kleine Beffchen, über den in der Kirche der nur über den Rücken herabfallende Talar getragen wird. Anm. d. Ü.

war, als er ankam. Mit seiner Fröhlichkeit war es aus. Die große Zuversicht, die ihn die Nacht hindurch aufrechterhalten hatte, war verflogen.

Er betrachtete die schönen Blumenbeete und die gepflegte Rasenfläche. Und er betrachtete das große und schöne Haus. Und dann dachte er an sie, die über das alles herrschte und die so sehr geschätzt und gefeiert war, und er mußte sich selbst sagen: es ist unmöglich, daß sie mich um Verzeihung bittet. Es fehlte nicht viel, daß er weder sich noch Thea mehr verstehen konnte. In Korskyrka hatte er gemeint, es sei eine natürliche und selbstverständliche Sache, daß seine Mutter Reue empfinde, aber hier sah er seine Torheit ein.

Schließlich war er so davon überzeugt, daß er seines Weges gehen wollte. Ja, schon stand er auf. Er hatte es eilig, von hier wegzukommen, ehe ihn irgendein Mensch gesehen hatte.

Aber als er bereits an der Gartentür stand, kam ihm der Gedanke, es sei vermutlich der allerletzte Besuch, den er in seiner Heimat mache. Wenn er jetzt gehe, dann sei es, um niemals wiederzukehren.

Da ließ er die Gartentür halboffen stehen und machte von neuem kehrt, um noch einmal im ganzen Grundstück herumzugehen und Abschied zu nehmen.

Er wanderte an der Hausecke vorbei und gelangte unter die großen, schönen Bäume am Flußufer. Ja, hier würde er also niemals mehr lustwandeln und die herrliche Aussicht genießen! Lange betrachtete er das Ruderboot, das heraufgezogen am Strande lag. Seit er fort war, kümmerte sich wohl niemand mehr darum; aber siehe da, es war geteert und gestrichen, ganz wie damals, als er noch darin zu rudern pflegte!

Er eilte hin zu einem kleinen Gartenbeet, das er gehegt hatte, als er noch ein Kind war, und er fand auch dieses genau wie damals und mit ganz den gleichen Gemüsen bepflanzt, die er dort gezogen hatte. Und er begriff, es war die Mutter, die dies veranlaßt hatte. Sie war es, die dafür sorgte, daß das kleine Spielgärtchen erhalten blieb. Es waren mindestens fünfzehn Jahre vergangen, seit er es selbst bearbeitet hatte.

Unter dem Astrachanbaum suchte er nach unreifen

Äpfeln und steckte einen in die Tasche, obwohl er noch grasgrün und viel zu hart zum Hineinbeißen war. Und von den Johannis- und Stachelbeeren naschte er, obwohl sie schon alt und überreif waren.

Er wandte sich dem Wirtschaftsgebäude zu und fand einen Schuppen, in dem er immer einen kleinen Spaten, einen Rechen und eine Schiebkarre stehen gehabt hatte. Er guckte hinein. Wirklich, alle drei Gegenstände befanden sich noch am selben Platz, wo er sie verlassen hatte. Niemand hatte sie fortschaffen dürfen.

Nun war es gewiß sehr spät geworden, und er mußte sich beeilen, wenn er ungesehen wegkommen wollte. Aber immer gab es noch etwas, das er gerne zum letztenmal sehen wollte. Alles hatte einen ganz neuen Wert für ihn bekommen. „Ich wußte gar nicht, wie lieb mir das alles ist," dachte er.

Zu gleicher Zeit mußte er aber über seine eigene Kindlichkeit lächeln. Es wäre ihm unlieb gewesen, wenn ihn Thea Sundler jetzt gesehen hätte, die vor ein paar Tagen die heldenmütigen Worte, mit denen er sich von Eltern und Heimat lossagte, so sehr bewundert hatte.

Schließlich kam ihm der Verdacht, das, was ihn hier festhalte, sei die geheime Hoffnung, jemand könnte ihn sehen und ihn hineinlassen. Aber als er sich das klarmachte, faßte er einen raschen Entschluß und ging seines Weges.

Er war am Ende des Sandweges angelangt und stand an der Gartentür, als er in dem verschlossenen Wohnhaus ein Fenster öffnen hörte.

Nun konnte er es nicht lassen, er mußte sich umdrehen. Das Fenster des Schlafzimmers seiner Mutter war geöffnet worden, und seine Schwester Jaquette beugte sich heraus, um die frische Morgenluft einzuatmen.

Im nächsten Augenblick hatte sie ihn auch schon entdeckt, und sofort nickte sie ihm zu und winkte ihm. Und gegen seinen Willen tat er dasselbe. Er nickte und winkte wieder und deutete auf die verschlossene Haustür. Da verschwand Jaquette vom Fenster, und nach wenigen Minuten hörte er Schloß und Riegel klirren. Die Tür ging auf, die Schwester erschien auf der Schwelle und streckte ihm beide Hände entgegen.

Er schämte sich vor Thea und vor sich selbst, denn in diesem Augenblick glaubte er nicht, die Mutter werde ihn um Verzeihung bitten. Nein, er hatte in der Heimat nichts mehr verloren, aber er konnte es nicht lassen, er lief auf Jaquette zu, erfaßte ihre Hände, zog sie an sich und war herzensfroh darüber, daß sie ihm aufgemacht hatte. Unwillkürlich traten ihm die Tränen in die Augen.

Jaquette war überglücklich. Als sie ihn weinen sah, umarmte und küßte sie ihn. „Karl Artur, Karl Artur, Gott sei Dank, daß du gekommen bist!"

Er war vollständig überzeugt gewesen, man werde ihn nicht ins Haus hineinlassen. Nun überraschte ihn dieser freundliche Empfang so sehr, daß er nur stotternd fragen konnte: „Sag', Jaquette, ist die Mutter wach? Kann ich mit ihr sprechen?"

„Gewiß kannst du mit der lieben Mutter reden. Es ist ihr in den letzten Tagen besser gegangen, und heute nacht hat sie wirklich gut geschlafen."

Sie ging vor ihm her die Treppe hinauf, und er folgte ihr etwas langsamer nach. Niemals hätte er glauben können, daß er sich so glücklich fühlen würde, wieder daheim zu sein! Er legte die Hand auf das glatte Treppengeländer, nicht um sich darauf zu stützen, sondern um es zu streicheln.

Als er die Treppe hinaufgekommen war, erwartete er nichts anderes, als daß jemand kommen und ihn davonjagen werde. Allein nichts dergleichen geschah. Da ging ihm ein Licht auf. Der Vater hatte augenscheinlich der Familie von dem großen Zerwürfnis gar nichts mitgeteilt. Nein, nein, er hatte das ja gar nicht tun können, weil die Mutter krank war!

Ja, so mußte es zusammenhängen, das war klar. Und nun ging Karl Artur mit mehr innerer Ruhe weiter.

Wie schön war es hier in den Zimmern! Dieser Ansicht war er zwar schon immer gewesen, aber doch nicht so entschieden wie heute. Die Möbel standen nicht nur so an den Wänden herum wie anderwärts. Hier innen war es angenehm und behaglich. Sie, die hier wohnte, hatte allem ihr Gepräge aufgedrückt.

Die beiden Geschwister hatten nun den Salon und das Kabinett durchschritten und waren an der Schlafzimmer-

tür angelangt. Hier machte Jaquette ihrem Bruder ein Zeichen zu warten, während sie allein in das Schlafzimmer glitt.

Er strich sich über die Stirn und suchte sich zu erinnern, warum er hierhergekommen war. Aber er konnte an nichts anderes denken, als daß er zu Hause war und seine Mutter sehen würde.

Dann kam Jaquette wieder heraus und holte ihn. Als er seine Mutter sah, die bleich, mit verbundenem Arm und verbundener Stirn im Bette lag, war ihm das wie ein Stoß vor die Brust, und er warf sich am Bett auf die Knie. Sie stieß einen Freudenruf aus, faßte ihn mit dem gesunden Arm um den Hals, zog ihn zu sich herunter in einer langen Umarmung und küßte ihn.

Sie schauten einander in die Augen und waren überglücklich. In diesem Augenblick gab es nichts, was sie trennte. Alles war vergessen.

Das hatte sich Karl Artur vorher nicht klargemacht, wie schwach und gebrechlich die Mutter jetzt war, und er konnte seine Rührung kaum beherrschen. Sehr zärtlich erkundigte er sich nach ihrem Zustand. Da war es unmöglich, daß sie nicht merkte, wie sehr er sie liebte.

Aber dies war das beste Heilmittel für die Kranke, und sie zog ihn noch einmal an sich.

„Es hat gar nichts zu bedeuten. Jetzt ist alles wieder gut. Ich weiß gar nicht mehr, wie die Schmerzen gewesen sind."

Aus dieser Antwort ersah er, daß sie ihn noch genau so liebte wie früher. Ja, nun war ihm alles wiedergegeben, was er schon als verloren betrauert hatte. Das merkte er jetzt genau. Er durfte sich wieder als der Sohn dieses prächtigen Hauses fühlen. Es blieb ihm nichts mehr zu wünschen übrig.

Allein während er sich am glücklichsten fühlte, überkam ihn plötzlich eine seltsame Unruhe. Er hatte das nicht erreicht, weswegen er ausgezogen war. Seine Mutter hatte ihn nicht um Verzeihung gebeten, und es sah auch gar nicht so aus, als ob sie es zu tun gedächte.

Eine starke Versuchung überkam ihn, sich gar nicht um eine Verzeihung zu kümmern. Aber dies war eben doch eine sehr wichtige Sache für ihn. Wenn seine Mutter einsah,

daß sie ihm unrecht getan hatte, dann bekam er ja eine ganz andere Stellung hier im Hause, und die Eltern würden gezwungen sein, in der Frage seiner Heirat mit Anna Svärd nachzugeben.

Nachdem ihn die Mutter so wohl empfangen hatte, fühlte er sich außerdem ganz sicher und auch ein wenig übermütig. „Es wird am besten sein, wenn ich diese Frage gleich aus der Welt schaffe," dachte er. „Es ist nicht sicher, ob Mutter an einem anderen Tag ebenso mild und zärtlich sein wird."

Bis jetzt hatte er auf den Knien gelegen, nun aber stand er auf und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett.

Es machte ihn etwas verlegen, daß er jetzt mit seiner Mutter ins Gericht gehen sollte. Aber da kam ihm ein Einfall, der ihn ganz vergnügt machte. Er erinnerte sich an früher: wenn er oder die Schwestern etwas Unrechtes getan hatten, wegen dessen die Mutter eine Bitte um Verzeihung erwartete, dann hatte sie allezeit den Übeltäter mit den Worten angeredet: „Nun, mein Kind, hast du mir nichts zu sagen?"

Um nun auf eine leichte Weise auf das heikle Thema zu kommen, runzelte Karl Artur die Stirn und erhob den Zeigefinger, lächelte aber dazu, damit die Mutter begreifen sollte, daß er lustig und scherzhaft gestimmt sei, und sagte:

„Nun, liebe Mutter, hast du mir nichts zu sagen?"

Seine Mutter schien durchaus nichts zu begreifen. Sie lag still da und schaute fragend zu ihm auf.

Die arme Schwester dagegen, die seither ganz glücklich danebengestanden und die freudige Begrüßung zwischen Mutter und Bruder mit angesehen hatte, sah nun höchst erschrocken aus und hob verstohlen die Hand, um ihn zu warnen.

Allein Karl Artur war ganz fest überzeugt, seine Mutter werde über seinen Einfall entzückt sein und ihm in demselben Tone antworten, sobald sie seine Meinung erfaßt habe. Er wollte sich nicht warnen lassen, sondern fuhr in seiner Rede fort:

„Du hast wohl bemerkt, Mutter, daß ich am Donnerstag etwas ärgerlich war, weil du den Versuch gemacht

hattest, mich und meine Braut zu trennen. Ich hätte niemals gedacht, daß meine liebe Mutter so unfreundlich gegen mich sein könnte, und ich war so verstimmt, daß ich auf und davon ging mit der Absicht, dich nie wiederzusehen."

Die Frau Oberst lag immer noch still da. Karl Artur konnte nicht die geringste Spur von Zorn oder Mißbilligung an ihr wahrnehmen. Die Schwester dagegen wurde immer unruhiger. Sie schlich sich näher heran und kniff ihn vom Fußende des Bettes her fest in den Arm.

Er begriff wohl, was sie meinte, aber er war seiner Sache vollkommen sicher. Viel besser als Jaquette wußte er, wie die Mutter genommen werden mußte, und so fuhr er wie vorher fort:

„Ja, liebe Mutter," sagte er, „als ich am Freitag früh den Vater verließ, versicherte ich ihm, daß ich nie wieder in diese Mauern zurückkehren würde. Aber nun bin ich doch wieder hier, und ich möchte wohl wissen, ob du, die klügste Frau in Karlstadt, verstehst, warum ich wiedergekommen bin?"

Hier machte er eine Pause. Er war überzeugt, da er nun so viel gesagt hatte, werde die Mutter von selbst fortfahren. Aber das tat sie nicht; sie schob sich nur ein wenig höher auf das Kopfkissen hinauf und hielt die Augen so beharrlich auf ihn gerichtet, daß es ihn fast peinlich berührte.

Unwillkürlich stieg der Gedanke in ihm auf, ob nicht vielleicht der Verstand seiner Mutter durch die Krankheit geschwächt worden sei. Sie konnte doch sonst halbausgesprochene Dinge verstehen; wenn sie das jetzt nicht tat, so mußte er eben weitermachen.

„Ja, Mutter, es war wirklich meine Absicht, dich niemals wiederzusehen; als ich dies aber einer Freundin mitteilte, fragte sie mich, ob nicht meine Mutter es gewesen sei, die immer verlangt habe, daß man sich für das kleinste Versehen bei ihr entschuldige. Und dann fragte sie mich weiter, ob nicht auch meine Mutter selbst..."

Weiter kam er nicht, denn Jaquette unterbrach ihn wieder. Sie schüttelte jetzt seinen Arm geradezu.

Doch in diesem Augenblick brach die Frau Oberst ihr langes Schweigen.

„Nein, Jaquette, störe ihn nicht," sagte sie. „Laß ihn weiterreden."

Als die Mutter das sagte, durchfuhr Karl Artur ein leiser Verdacht, ob sie am Ende doch nicht so ganz zufrieden mit ihm sei, aber er schob ihn gleich wieder weit von sich weg. Sie konnte ihn doch nicht für hart und lieblos halten, das war unmöglich. Größere Schonung konnte sie doch nicht verlangen.

Nein, die Mutter hatte Jaquette nur verbieten wollen, ihn einmal ums andere zu stören. Und jedenfalls hatte er jetzt schon zuviel gesagt, da war es am besten, er sprach sich ganz aus.

„Diese Freundin war es auch, die mich jetzt hierhergeschickt hat. Sie sagte, es sei meine Pflicht, zu meiner Mutter zu reisen, da diese ja nicht zu mir kommen könne. Erinnerst du dich, liebe Mutter, wie du damals nach Upsala gereist bist, damit ich Gelegenheit hätte, dich um Verzeihung zu bitten? Meine Freundin sagte mir, sie sei überzeugt, du werdest einsehen, daß du ...!"

Nein, daß es so schwer war, mit seiner Mutter ins Gericht zu gehen! Die Worte klebten ihm förmlich an der Zunge. Er stammelte und er hustete, und schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als zu schweigen.

Da flog ein leichtes Lächeln über das Gesicht der Frau Oberst, und sie fragte, wer denn die Freundin sei, die so gute Gedanken über sie hege.

„Thea war's, Mutter."

„War es nicht Charlotte, die meinte, ich sehne mich nach dir, um dich um Verzeihung bitten zu können?"

„Nein, nicht Charlotte war's, sondern Thea."

„Ich bin froh, daß es nicht Charlotte war," sagte die Frau Oberst.

Dabei schob sie sich noch etwas höher auf das Kissen hinauf und versank wieder in Schweigen. Auch Karl Artur sagte nichts mehr. Er hatte seiner Mutter nun gesagt, was er wünschte, wenn auch nicht mit so großer Beredsamkeit, wie es notwendig gewesen wäre. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten.

Mittlerweile betrachtete er seine Mutter. Sicherlich

kämpfte sie einen schweren Kampf mit sich selbst. Dem eigenen Sohne gegenüber ihr Unrecht anzuerkennen, das ging nicht so mit einem Male.

Doch nun stellte sie eine andere Frage. „Du hast deinen Pastorenrock angezogen?"

„Ich wollte dir damit zeigen, in welcher Gemütsstimmung ich gekommen bin."

Ein neues Lächeln huschte über das Antlitz der Mutter, und Karl Artur erschrak, denn es war böse und spöttisch.

Doch plötzlich kam ihm das Gesicht hier auf den Kissen vor, als sei es in Stein gemeißelt. Die Worte, die er erwartete, kamen nicht. Angst erfaßte ihn, es könnte seiner Mutter am Ende nicht möglich sein, zu bereuen und abzubitten.

„Mutter!" rief er, und er legte in seine Stimme soviel Ermahnung und Erwartung, als ihm möglich war.

Da ging eine Veränderung mit der Kranken vor. Das Blut schoß ihr ins Gesicht; sie richtete sich im Bett auf, hob den gesunden Arm in die Höhe und schüttelte ihn vor seinem Gesicht.

„Nun ist es genug!" rief sie. „Gottes Geduld ist zu En — —" Sie konnte nicht mehr. Das letzte Wort erstarb matt und undeutlich. Die Augäpfel drehten sich nach oben, so daß nur noch das Weiße zu sehen war, und die Hand fiel schlaff auf die Decke nieder. Jaquette rief laut um Hilfe und rannte aus dem Zimmer. Karl Artur warf sich über die Mutter. „Was ist dir? Mutter! Mutter! Aber nimm es doch nicht so schwer!"

Er küßte sie auf Mund und Stirne, wie wenn er Leben in sie hineinküssen wollte.

Als er so über sie gebeugt lag, fühlte er plötzlich einen harten Griff im Nacken. Jemand hatte ihn am Rockkragen gefaßt, und als ob er ein kraftloser junger Hund wäre, wurde er von einer starken Hand zum Zimmer hinausgetragen und auf den Boden geschleudert.

Zugleich hörte er seinen Vater mit furchtbarer Stimme sagen: „Ach so, du bist wiedergekommen! Du kannst dich wohl nicht zufrieden geben, bis du sie ganz umgebracht hast!"

2

Als die Uhr an demselben Montagmorgen acht Uhr schlug, klingelte es bei Bürgermeisters, und die alte, verständige Jungfer, die den Haushalt leitete, eilte in den Flur, um zu öffnen.

Der da draußen stand, war Karl Artur Ekenstedt; aber die Jungfer dachte bei sich, wenn sie nicht seit so vielen Jahren in Karlstadt gelebt hätte und ihr Karl Artur nicht schon als Junge und auch als erwachsener junger Mann bekannt gewesen wäre, hätte sie ihn jetzt nicht wiedererkannt. Sein Gesicht war blaurot, und die schönen Augen waren so vorgequollen, daß es aussah, als wollten sie aus ihren Höhlen treten.

Da die Jungfer schon so lange Zeit bei Bürgermeisters im Dienst war und eine gewisse Erfahrung in den einschlägigen Dingen gesammelt hatte, dachte sie, der junge Ekenstedt sehe aus wie ein Mörder, und sie hätte ihn am liebsten gar nicht ins Haus hereingelassen. Da er aber doch der Sohn des Oberst Ekenstedt und der guten Frau Oberst war, blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn hereinzulassen und ihn zu bitten, Platz zu nehmen und auf den Herrn Bürgermeister zu warten. Dieser mache seinen gewohnten Morgenspaziergang, er frühstücke aber um acht Uhr, und bis dahin werde er jedenfalls zurück sein.

Wenn sie indessen schon über den Anblick des jungen Mannes erschrocken war, so wurde sie keineswegs ruhiger, als sie sah, wie er an ihr vorbeiging, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, gerade wie wenn er ihre Anwesenheit gar nicht bemerkt hätte.

Sicherlich war da etwas nicht so, wie es sein sollte. Alle Kinder der Frau Oberst waren ja sonst immer höflich und freundlich. Diesem Sohn hier mußte ein großes Unglück zugestoßen sein.

Er ging vom Flur geradeswegs in das Zimmer des Bürgermeisters hinein, und die Jungfer sah, daß er sich in dem Schaukelstuhl niederließ. Aber er blieb nicht lange darin sitzen. Gleich darauf trat er an den Schreibtisch und begann in den Papieren des Bürgermeisters zu fingern.

Sie mußte ja in die Küche hinaus und auf die Uhr

sehen, damit die Eier zum Frühstück des Bürgermeisters nicht zu hart würden, und dann mußte sie auch für den Kaffee sorgen. Aber sie mußte dabei doch immer an den jungen Ekenstedt denken. Alle Augenblicke lief sie ins Zimmer hinein, um einen Blick auf ihn zu werfen.

Jetzt wanderte er da auf und ab. Bald war er am Fenster und bald an der Tür, und die ganze Zeit redete er laut mit sich selbst.

Ist es verwunderlich, daß sie Angst bekam? Die Frau Bürgermeister war mit den Kindern bei Verwandten auf dem Lande, und die anderen Dienstboten waren beurlaubt. Die Jungfer war allein in der Wohnung, und die ganze Verantwortung lag auf ihr.

Was sollte sie nur mit dem, der da drinnen im Zimmer des Bürgermeisters herumlief und aussah, als habe er den Verstand verloren, anstellen? Wie, wenn er etwas von den wichtigen Dokumenten, die auf dem Schreibtisch lagen, vernichtete? Und doch konnte sie auch nicht ihre Arbeit im Stiche lassen, um ihn zu beaufsichtigen.

Da kam der alten verständigen Jungfer ein Gedanke, und sie fragte Karl Artur, ob er nicht ins Eßzimmer kommen und in der Wartezeit eine Tasse Kaffee zu sich nehmen wolle? Karl Artur sagte nicht nein, sondern ging sofort mit ihr. Und darüber war sie außerordentlich froh, denn solange er am Kaffeetisch saß, konnte er doch keinen Unfug anstellen.

Er setzte sich gerade auf den Platz des Bürgermeisters, und die Kaffeetasse, die die Jungfer eingeschenkt hatte, trank er in einem Zuge aus, ohne sich darum zu kümmern, daß der Kaffee kochend heiß war. Dann griff er selbst nach der Kanne, die sie auf den Tisch gestellt hatte, schenkte sich noch eine Tasse ein und trank auch diese aus. Er nahm weder Zucker noch Sahne, goß nur den brühheißen Trank in sich hinein.

Als er die zweite Tasse ausgetrunken hatte, mußte er wohl bemerkt haben, daß die Jungfer auf der anderen Seite des Tisches stand und ihn betrachtete, denn er wandte sich jetzt zu ihr und sagte:

„Sie haben sehr guten Kaffee für mich gekocht. Das ist sehr gut von Ihnen. Es ist gewiß das letztmal, daß ich überhaupt Kaffee bekomme.“

2*

Dies sagte er überaus leise, sie konnte die Worte gerade noch verstehen. Es hatte den Anschein, als wolle er ihr ein großes Geheimnis anvertrauen.

„Ach, Sie bekommen wohl auch guten Kaffee bei der Pröpstin in Korskyrka," erwiderte die Jungfer.

„Jawohl, den bekäme ich schon," antwortete er, indem er dabei in ein leichtes albernes Lachen ausbrach. „Aber sehen Sie, ich komme nun nie mehr dorthin."

Daran war nichts Sonderbares. Die jungen Geistlichen wurden ja bald dahin, bald dorthin geschickt. Die Jungfer fühlte sich etwas beruhigter. „Ich glaube, in den Pfarrhäusern, wohin Sie, Herr Magister, auch immer kommen mögen, macht man überall guten Kaffee," sagte sie.

„Meinen Sie denn, es gäbe auch im Gefängnis guten Kaffee?" fragte er mit noch leiserer Stimme. „Dort wird es sicherlich mit Kaffee und Kuchen aus sein."

„Aber Sie sollen doch nicht ins Gefängnis? Warum denn um alles in der Welt?"

Er wendete sich fast ganz von ihr weg. „Ich will auf diese Frage keine Antwort geben," sagte er.

Dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder dem Eßtisch zu. Er strich Butter auf ein Stück Brot, legte Käse darauf und aß wie ein Ausgehungerter, biß gierig große Stücke ab und schluckte, fast ohne zu kauen. Die Jungfer fing an zu glauben, er sei nur ganz ausgehungert, sonst fehle ihm nichts. Sie ging in die Küche und holte die für den Bürgermeister bestimmten Eier. Karl Artur verschlang die beiden Eier wie nichts und griff dann aufs neue nach Brot und Butter. Und mitten unter dem eifrigen Essen fing er wieder zu sprechen an: „Es sind heute sehr viele Tote in der Stadt unterwegs."

Das sagte er sehr gelassen und gleichgültig, wie wenn er gesagt hätte: „Es ist schönes Wetter heute." Aber die Jungfer konnte sich doch eines kleinen Schreckens nicht erwehren, und das mußte er gemerkt haben.

„Meinen Sie, was ich sage, sei sonderbar? Ja, es ist wohl etwas Sonderbares daran, daß ich die Toten sehe, das glaub' ich selbst auch. Soviel ich weiß, ist das früher niemals bei mir vorgekommen, nein, niemals, erst nach dem, was ich heute früh um sieben Uhr erlebt habe."

„Ach so," sagte die Jungfer.

„Ja, sehen Sie, da bekam ich einen schweren Herzkrampf. Ich wollte von Hause in die Stadt gehen, aber ich konnte nicht, ich mußte mich am Lattenzaun unseres Gartens festhalten. Da sah ich den Dompropst Sjöborg mit seiner Gattin daherkommen. Sie kamen ganz genau so wie gewöhnlich, wenn sie am Sonntag bei uns zu Mittag aßen. Sie wußten natürlich schon, was ich getan hatte, und sagten zu mir, ich solle hierher zum Herrn Bürgermeister gehen, meine Missetat bekennen und verlangen, daß ich gestraft werde. Ich erwiderte zwar, das sei unmöglich, aber sie bestanden eigensinnig darauf."

Karl Artur unterbrach sich, goß sich eine neue Tasse Kaffee ein und trank sie sofort aus. Er betrachtete die Jungfer mit prüfenden Blicken, wie um zu sehen, auf welche Weise sie das aufnahm, was er ihr eben berichtet hatte.

Aber die Jungfer sagte nur ganz ruhig: „Es gibt viele Menschen, die Tote gesehen haben, deshalb brauchen Sie, Herr Magister, doch nicht..."

Man sah es Karl Artur an, wie er sich über diese Antwort freute.

„Das glaube ich sicher auch. Ich bin vollständig wie sonst, bis auf dieses Einzige."

„Ja gewiß," sagte die Jungfer. Sie hielt es fürs beste, ihm zuzustimmen und gleichmütig auszusehen; aber sie wünschte allmählich dringend, der Bürgermeister möchte nach Hause kommen.

„Ich widersetze mich ihrem Willen nicht," sagte Karl Artur. „Aber ich bin ja noch bei vollem Verstand, und so weiß ich, daß mich der Herr Bürgermeister nur auslachen wird. Ich habe eine schwere Schuld auf meinem Gewissen, das leugne ich nicht, aber es ist ja nichts, wofür ich festgenommen und verurteilt werden kann."

In demselben Augenblick schloß er die Augen und bog sich zurück. Das Stück Brot, das er in der Hand hielt, fiel auf den Boden, sein Gesicht verzerrte sich, wie wenn er furchtbare Schmerzen hätte; aber der Anfall ging merkwürdig rasch vorüber.

„Es ist ein Herzkrampf," sagte er. „Ist es nicht son-

derbar; er überfällt mich, sobald ich sage, daß ich es nicht tun könne."

Er stand vom Tisch auf und ging wieder im Zimmer auf und ab.

„Ich soll es tun," sagte er, und jetzt hatte er vollständig vergessen, daß die Jungfer neben ihm stand und ihm zuhörte. „Ich will es tun, ich werde dem Bürgermeister sagen, daß ich etwas getan habe, wofür er mich strafen kann. Ich werde ihm sagen, ich hätte den Tod eines Menschen verursacht. Es wird mir schon etwas einfallen. Ich muß sagen, ich hätte es mit Absicht getan."

Er trat wieder zu der Jungfer. „Denken Sie, nun ist es vorbei," sagte er und sah ganz froh aus. „Es geht vorüber, sobald ich sage, ich wolle meine Strafe büßen. Ich bin so glücklich."

Die alte verständige Jungfer hatte jetzt keine Angst mehr vor ihm. Tiefes Mitleid hatte sie ergriffen. Sie faßte seine Hand und streichelte sie. „Aber sie verstehen doch wohl, Herr Magister? Sie dürfen nicht die Schuld auf sich nehmen für etwas, das Sie nicht getan haben."

„Doch," sagte er. „Ich weiß, das ist das richtige. Und ich will gerne sterben. Ich will meiner Mutter zeigen, daß ich sie geliebt habe, und ich werde sehr glücklich sein, wenn ich sie dort im Jenseits treffen darf, nachdem alles gesühnt ist."

„Aber das wird nie geschehen," sagte die Jungfer. „Ich werde mit dem Herrn Bürgermeister sprechen."

„Nein, das werden Sie nicht tun," versetzte Karl Artur. „Warum sollte mich ein Richter nicht verurteilen können? Ich habe ja gemordet, obgleich ich weder Messer noch Schießwaffe benützt habe. Jaquette weiß, wie es zugegangen ist. Glauben Sie nicht, daß Härte und Lieblosigkeit gefährlicher sind als Stahl und Blei? Mein Vater weiß es auch, er kann es bezeugen. Ich kann wohl verurteilt werden, ich bin nicht unschuldig."

Die Jungfer wurde der Antwort überhoben. Zu ihrer großen Freude hörte sie Schritte die Treppe heraufkommen.

Sie lief in den Flur hinaus und hoffte, dem Bürger-

meister da noch ein warnendes Wort zuflüstern zu können; aber Karl Artur folgte ihr dicht auf den Fersen. Er hatte wohl die Absicht, sofort mit seinem Bekenntnis herauszurücken, fand aber nicht gleich die richtigen Worte.

„Ach so, du bist wieder hier," sagte der Bürgermeister. „Es war ja auch zu traurig mit der Frau Oberst."

Zugleich reichte er Karl Artur die Hand; doch dieser hielt seine rechte Hand hinter dem Rücken. Er richtete die Augen auf die Wand, und mit etwas zitternder, aber doch deutlicher Stimme sagte er: „Ich komme, Sie zu bitten, mich festnehmen zu lassen. Ich habe meine Mutter getötet."

„Ach, zum Kuckuck!" rief der Bürgermeister. „Die Frau Oberst ist ja wohl gar nicht tot! Ich traf soeben den Doktor..."

Karl Artur wankte zurück. Die Jungfer glaubte, er werde fallen, und breitete die Arme aus, ihn aufzufangen. Aber er gewann doch das Gleichgewicht wieder. Dann riß er seinen Hut an sich, und ohne ein weiteres Wort stürzte er auf die Straße hinaus.

Der erste Mensch, den Karl Artur erblickte, war der alte Hausarzt der Familie. Eilig lief er auf ihn zu und rief: „Wie geht es meiner Mutter?"

Der Doktor sah ihn mißbilligend an. „Gut, daß ich dich treffe, du Nichtsnutz! Daß du dich nicht unterstehst, jetzt wieder nach Hause zu kommen! Was ist denn in dich gefahren? Setzst dich hin und hältst einer Kranken eine Strafpredigt!"

Karl Artur brauchte nicht noch mehr zu hören. Mit Eilschritten lief er von dem Doktor weg, schnurstracks dem elterlichen Hause zu. Als er näher gekommen war, sah er seine verheiratete Schwester, Eva Arcker, an der Gartentür stehen.

„Eva!" rief er. „Ist es wahr? Mutter lebt?"

„Ja," sagte sie leise. „Der Doktor meint, sie werde am Leben bleiben."

Rasch wollte er die Tür aufreißen. Er dachte an nichts weiter, als hineinzustürmen, sich seiner Mutter zu Füßen zu werfen und sie um Erbarmen anzuflehen. Aber Eva hielt ihn zurück.

„Du darfst nicht hinein, Karl Artur. Ich stehe hier schon lange, um dich abzufassen. Es ist ein sehr schwerer Schlaganfall gewesen. Die liebe Mutter kann nicht mit dir sprechen."

„Ich warte, solange es auch dauern mag."

„Nicht nur der lieben Mutter wegen darfst du nicht hinein," sagte Eva mit leicht gerunzelter Stirne, „auch des lieben Vaters wegen. Der Doktor sagte, Mutter werde nie mehr ganz gesund werden. Und nun kann Vater deinen Anblick nicht ertragen. Wir wissen nicht, was geschehen könnte, wenn du mit ihm zusammentreffen würdest. Reis' zurück nach Korskyrka, das ist das Beste, was du tun kannst."

Diese Worte seiner Schwester ärgerten Karl Artur. Er war überzeugt, daß sie sowohl des Vaters Zorn als auch die Gefahr für die Mutter, falls die Eltern ihn sähen, übertrieb.

„Du und dein Mann, ihr habt mich immer bei Vater und Mutter ausstechen wollen," sagte er. „Ihr versteht es, einen günstigen Augenblick zu benützen. Wohl bekomm's!"

Damit drehte er sich auf dem Absatz um und ging davon.

3

Es ist ja so bei uns Menschen, daß es uns nicht lieb ist, wenn etwas zerbricht. Ja, selbst wenn es nur ein irdener Topf oder ein Porzellanteller ist, lesen wir die Scherben zusammen, legen sie aneinander und versuchen, sie zusammenzukitten, um das Stück wieder ganz zu machen.

Etwas in dieser Art war es, womit Karl Artur Ekenstedt während seiner Rückreise nach Korskyrka beschäftigt war.

Jedenfalls aber tat er das nicht den ganzen Tag hindurch, denn man darf nicht vergessen, daß in der vorhergehenden Nacht kein Schlummer in seine Augen gekommen war und daß er auch infolge der vielen aufregenden Ereignisse die ganze vergangene Woche hindurch nicht genügend geschlafen hatte. Jetzt aber kam der Körper mit seiner unbeugsamen Forderung, und so schlief

Karl Artur trotz der rüttelnden Postkutschen, in denen er fuhr, und trotz all des Kaffees, den er beim Bürgermeister in sich hineingegossen hatte, während des größten Teils des Heimwegs.

Aber während der kurzen Zeit, wo er wach war, versuchte er, Teile und Stücke von sich selbst aufzulesen, damit der Karl Artur Ekenstedt, der erst vor wenigen Stunden denselben Weg gefahren war und der drinnen in Karlstadt in viele Scherben zerschellt war, wieder ganz werden und aufs neue gebraucht werden könnte!

Der eine oder der andere denkt vielleicht, es sei ja nur ein ärmlicher irdener Topf zerbrochen, und es lohne sich kaum der Mühe, Arbeit und Kitt auf ihn zu verwenden. Aber man muß Karl Artur doch entschuldigen, wenn er selbst nicht dieser Ansicht sein konnte, sondern glaubte, es sei eine Vase aus echtem Porzellan mit kostbarer Handmalerei und reicher Vergoldung, die zu Schaden gekommen war.

Auf irgendeine Weise kam es ihm bei seiner Flickarbeit zustatten, an Schwester Eva und ihren Mann zu denken, sich über sie zu erregen und sich aller Gelegenheiten zu erinnern, bei denen sie Proben ihres Neides gezeigt und sich über die Ungerechtigkeit der Mutter beklagt hatten.

Je mehr er an den alten Groll dachte, den Eva ihm gegenüber hegte, desto überzeugter wurde er, daß sie nicht die Wahrheit gesprochen hatte. Es stand gewiß nicht so gefährlich mit der Mutter, wie Eva hatte durchblicken lassen, und daß der Vater so aufgebracht gegen ihn sein sollte, das war gewiß nur eine Finte, die Eva und Arcker sich ausgedacht hatten. Sie hofften, sie könnten diese seine letzte Dummheit — die ja auch unbegreiflich groß war — benützen, um ihn für alle Zeit von dem Elternhause fernzuhalten.

Gerade als er bei dem Schluß angekommen war, daß alles aufs beste verlaufen wäre, wenn ihn Eva nicht fortgewiesen hätte, überfiel ihn das Schlafbedürfnis, und er schlief ununterbrochen, bis die Postkutsche vor einem Wirtshause anhielt.

Ein andermal, als er wach war, dachte er an Jaquette. Gegen sie wollte er nicht ungerecht sein; sie war nicht

neidisch wie Eva. Sie war liebenswürdig, und sie hatte ihn gern. Aber war sie nicht recht einfältig? Wenn sie ihn bei der wichtigen Unterredung mit der Mutter nicht gestört hätte, würde er zwar wohl ungefähr dasselbe gesagt haben, aber sicherlich auf andere Weise. Es fällt einem nicht leicht, die Worte gut zu setzen, wenn die ganze Zeit jemand hinter einem steht, der einen am Arme zieht und einem zuflüstert, man solle sich in acht nehmen.

Es war ihm von großem Nutzen, als er an Jaquette dachte und sich sagte, wie dumm und unbegabt sie sei. Aber bald schlief er auch dabei wieder ein.

Mit einem gewissen Widerstreben dachte er bisweilen auch daran, daß Thea Sundler ebenfalls ihren Teil zu seinem Unglück beigetragen hatte. Sie war ja doch seine beste Freundin. Es gab ja niemand, auf den er sich in dem Maße verlassen konnte wie auf Thea; aber sie hatte vielleicht doch nicht genügend von der Welt gesehen, um ein sicherer Ratgeber zu sein. Darin hatte sie sich jedenfalls getäuscht, wenn sie meinte, die Mutter warte darauf, ihn um Verzeihung bitten zu können. Und wenn es auch nur von der großen Wertschätzung kam, die ihm Thea zuteil werden ließ und die allein ihr das Urteil getrübt hatte, so war sie doch immerhin die Veranlassung zu einem großen Unglück gewesen. Die Mutter hätte jetzt tot und er wahnsinnig sein können. Er war ja schon gut auf dem Wege dazu.

Im übrigen mochte er nicht an den Besuch beim Bürgermeister und an die Unterredung mit der Jungfer denken. Es war ihm, als müsse er darüber aufs neue in Scherben brechen, und dann mußte ja die ganze Arbeit des Zusammensetzens wieder von vorne angefangen werden.

Und abermals, während der wachen Augenblicke, kam er auf einen neuen Gedanken. Vielleicht gerade weil er dabei ein solches Entsetzen und so großen Kummer an den Tag gelegt hatte, könnte ihm das zu einer Hilfe werden. Seine Mutter würde schon davon reden hören und dann verstehen, wie lieb er sie hatte. Sie würde gerührt werden, sie würde nach ihm schicken, und sie würden sich miteinander versöhnen.

Ja, er wollte an diesen Abschluß glauben. Jeden Tag wollte er Gott bitten, es auf diese Weise endigen zu lassen.

Wenn man sich so unehrerbietig ausdrücken darf, dann war Karl Artur wieder ganz gut zusammengekittet, als er abends gegen elf Uhr in Korskyrka eintraf. Er wunderte sich selbst darüber, daß er diese furchtbare Gemütserschütterung doch einigermaßen gut überstanden hatte. Schläfrig war er aber immer noch, und als er vor dem Tor der Propstei ausstieg und den Kutscher bezahlte, freute er sich schon darauf, sich nun in einem Bett ausstrecken und sich sattschlafen zu können.

Als er sich nach dem Seitenflügel wandte, kam indes das Mädchen mit dem Bescheid, im Eßzimmer warte ein warmes Abendessen auf ihn. Er wäre freilich am liebsten gleich zu Bett gegangen, aber das war doch sehr freundlich von der Pröpstin; sie hatte wohl gedacht, nachdem er den ganzen Tag gereist sei, könnte ihm eine richtige Mahlzeit notwendig sein, und so ging er mit dem Mädchen hinein.

Das hätte er indes doch wohl nicht getan, wenn er nicht gewußt hätte, daß sich niemand im Hause befand, der ihn über seine Reise ausfragen könnte. Die Alten waren natürlich längst zu Bett gegangen, und Charlotte war ja nicht mehr da.

Als er über den Flur ging, wäre er beinah über eine dicht neben der Tür stehende Kiste, oder was es sonst sein mochte, gefallen. „Ach, nehmen Sie sich in acht, Herr Magister!" sagte das Dienstmädchen. „Dies sind Frau Schagerströms gepackte Sachen. Wir haben den ganzen Tag über allerlei in Stroh verpackt und in Tücher eingenäht."

Trotzdem fiel es Karl Artur nicht ein, daß Charlotte von Groß-Sjötorp hergefahren sein könnte, und noch weniger, daß sie vielleicht in der Propstei übernachte. Ganz ruhig ging er ins Eßzimmer und setzte sich zu Tisch.

Eine lange Weile blieb er ungestört und hatte also gut Zeit, sich sattzuessen. Als er aber die Hände zum Tischgebet faltete, hörte er Schritte auf der Treppe. Es waren schwere, schleppende Schritte; Karl Artur dachte, es sei

die Pröpstin, die von seiner Reise hören wollte, und so konnte er nicht davonlaufen, was er freilich am liebsten getan hätte.

Im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und es kam jemand herein. Ach, es wäre schon schlimm genug gewesen, wenn die Pröpstin unter der Tür gestanden hätte; aber nein, es war Charlotte! Das war das Schlimmste, was ihm widerfahren konnte. Er war nicht umsonst fünf Jahre lang mit ihr verlobt gewesen — er kannte sie! Ach, welchen Auftritt würde es nun geben, wenn sie erfuhr, daß die Mutter einen Schlaganfall gehabt hatte! Sie würde ihn abkanzeln. Obgleich er furchtbar müde war, würde er sie stundenlang anhören müssen. In aller Eile beschloß er deshalb, spöttisch höflich gegen sie zu sein, was er ja in der ganzen letzten Zeit schon getan hatte. Das war immer die beste Art, sie in angemessener Entfernung von sich zu halten.

Ehe er aber etwas sagen konnte, war Charlotte schon tiefer ins Zimmer hereingekommen, und die beiden Talglichter auf dem Tische beleuchteten nun hell ihr Gesicht. Und da sah Karl Artur, daß sie ganz verweinte Augen hatte und todesblaß war. Es mußte ihr etwas Furchtbares widerfahren sein.

Das nächstliegende war für ihn, zu denken, sie fühle sich wegen ihrer Heirat tiefunglücklich. Aber andererseits sah es ihr gar nicht ähnlich, das so offen zu zeigen. Und der gewesene Bräutigam war wohl der letzte, dem sie einen Einblick in diese Sache gewährt hätte. Ach ja, ganz richtig! Vor ein paar Tagen hatte Karl Artur gehört, daß Charlottes Schwester, Frau Dr. Romelius, lebensgefährlich erkrankt sei. Nun glaubte er zu verstehen, was eingetroffen war.

Charlotte nahm einen Stuhl und setzte sich an den Eßtisch. Mit einer sonderbar harten und ausdruckslosen Stimme begann sie zu sprechen, so wie man es tut, wenn man sich vorgenommen hat, unter keinen Umständen in Tränen auszubrechen. Sie sah Karl Artur nicht an, man hätte meinen können, sie rede laut mit sich selbst.

„Vor einer Stunde ist Hauptmann Hammarberg hiergewesen," begann sie. „Er war in Karlstadt und ist

heute morgen etwas später als du von dort abgereist. Aber er fuhr mit zwei Pferden und traf viel früher hier ein. Er sagte, er sei auf der Straße an dir vorbeigefahren."

Karl Artur rückte seinen Stuhl vom Tisch zurück. Wie ein scharfer Stich durchfuhr es ihn vom Kopf bis hinunter ins Herz.

„Als er an der Propstei vorbeifuhr, sah er die Fenster im Studierzimmer noch erleuchtet," sprach Charlotte ebenso umständlich und eintönig weiter. „Da meinte er, der Propst sei noch nicht zu Bett gegangen. Er stieg aus, denn er konnte sich das Vergnügen nicht versagen, dem Propst zu berichten, wie sich sein Vikar heute in Karlstadt aufgeführt hat. Er erzählt solche Sachen sehr gerne."

Stich auf Stich fuhr Karl Artur vom Kopf hinab und durchs Herz. Alles, was er den Tag hindurch zusammengelesen und zusammengekittet hatte, war wieder am Auseinanderfallen. Jetzt würde er hören, wie seine Mitmenschen seine Handlungen beurteilten.

„Wir hatten die Haustür nicht geschlossen, weil wir dich jeden Augenblick zurückerwarteten, deshalb konnte er ungestört ins Studierzimmer eintreten. Aber der Oheim war eben zu Bett gegangen, und darum traf er diesen nicht an, sondern mich. Ich saß am Schreibtisch und schrieb Briefe, denn ich hätte nicht an Schlaf denken können, ehe ich gehört hatte, wie es dir in Karlstadt ergangen war. Jetzt erfuhr ich es von Hauptmann Hammarberg, und ich glaube, es war ihm eine größere Freude, es mir berichten zu können, als dem Oheim."

„Und du, Charlotte, hast ihm natürlich mit nicht geringerem Genuß zugehört," fiel ihr Karl Artur ins Wort.

Charlotte machte eine leicht abwehrende Bewegung. Dieser kleine Ausfall war keiner Antwort wert. Das war nur etwas, wonach Leute greifen, die in großer Not sind, sich aber trotzdem überlegen zeigen wollen. Sie fuhr in ihrem Bericht fort:

„Hauptmann Hammarberg blieb nicht lange da. Er ging seines Weges, sobald er erzählt hatte, daß du deiner Mutter eine Strafpredigt gehalten habest und sie darauf

einen schweren Schlaganfall bekommen habe. Ja, und von deinem Besuch beim Bürgermeister sprach er auch. Ach, Karl Artur, Karl Artur!"

Als Charlotte das alles gesagt hatte, war es aus mit ihrer Beherrschung. Sie drückte das Taschentuch auf die Augen und schluchzte.

Aber nun ist es ja so mit uns Menschen, daß es uns nicht lieb ist, wenn jemand über uns weint. Und ebenso-wenig erfreut uns der Gedanke, ein anderer habe gerade vorhin einen komischen Bericht darüber gehört, wie dumm und lächerlich wir uns benommen haben. Deshalb konnte Karl Artur die Äußerung nicht unterdrücken, da Char-lotte jetzt mit einem andern verheiratet sei, brauche sie sich seinet- und seiner Familie wegen keinem großen Kummer mehr hinzugeben.

Auch diesen Ausfall würdigte Charlotte keiner Ant-wort. Es war ja nur natürlich, daß er nach einem Ver-teidigungsmittel griff. Das war nichts, worüber sie sich zu ärgern brauchte.

Statt dessen kämpfte sie ihre Tränen nieder, um dem Ausdruck verleihen zu können, was sie ihm schon die ganze Zeit hatte sagen wollen.

„Als ich das alles erfuhr, war ich zuerst entschlossen, heut abend nicht mehr mit dir darüber zu sprechen. Du wolltest am liebsten allein sein, das begriff ich. Aber da ist etwas, das ich dir ohne Aufschub sagen muß. Ich werde mich kurz fassen."

Er zuckte die Schultern und sah ergeben und unglück-lich aus. Sie saßen ja hier im selben Zimmer; er war gezwungen, sie anzuhören.

„Ach, alles miteinander ist ja meine Schuld, das mußt du wissen," sagte Charlotte. „Ich, ich habe ja Thea überredet — deine ganze Karlstädter Reise — ich, ich war's — du wolltest nicht, aber ich wollte — und wenn nun deine Mutter stirbt, so bin ich es und nicht du ..."

Sie kam nicht weiter. Sie fühlte sich nur furchtbar unglücklich und schuldbewußt.

„Ich hätte geduldig sein sollen," fuhr sie fort, sobald sie einigermaßen wieder Herr ihrer Gemütsbewegung und ihrer Sprache geworden war. „Ich hätte dich nicht so

rasch hinschicken sollen. Du trugst noch Groll gegen deine Mutter im Herzen, du hattest ihr noch nicht verziehen. Deshalb ging es so, wie es gegangen ist. Aber ich hätte verstehen sollen, daß es so nicht gelingen konnte. Alles, alles, alles ist meine Schuld!"

Zugleich stand sie auf und ging eine Weile im Zimmer auf und ab, wobei ihre Hände ihr Taschentuch zerknüllten. Schließlich blieb sie vor Karl Artur stehen. „Das solltest du wissen, das wollte ich dir sagen. Alles miteinander ist meine Schuld."

Er erwiderte kein Wort; er streckte nur die Hände aus und ergriff eine der ihren, die er festhielt.

„Charlotte!" sagte er nur sehr leise und mild. „Ach, wie viele Unterredungen haben wir in diesem Zimmer, an diesem Eßtisch miteinander gepflogen. Hier haben wir uns gestritten und uns gescholten, aber hier haben wir auch viele frohe Stunden verlebt. Und jetzt ist es das letztemal!"

Sie stand neben ihm und begriff nicht, was das bedeutete. Er streichelte ihre Hand und sprach freundlicher mit ihr als seit Jahren.

„Du bist immer edelmütig gewesen und hast mir helfen wollen. Es gibt keinen so edeln Menschen wie dich, Charlotte."

Vor lauter Verwunderung war sie verstummt; sie konnte ihm nicht einmal widersprechen.

„Ich habe nur immer deinen Edelmut zurückgewiesen, habe dich nicht verstehen wollen, Charlotte. Und doch kommst du heut abend zu mir und willst alles auf dich nehmen."

„Ja, aber es ist doch auch so," entgegnete sie.

„Nein, Charlotte, es ist nicht so. Sag' nichts mehr! Meine eigene Selbstgerechtigkeit ist's, meine Härte. Du hast nur das Beste gewollt."

Er legte den Kopf auf den Tisch und weinte. Aber er ließ ihre Hand nicht los, und sie fühlte, wie seine Tränen darauf tropften.

„Charlotte!" sagte er. „Ich komme mir wie ein Mörder vor. Für mich gibt es keine Hoffnung."

Mit ihrer freien Hand strich ihm Charlotte übers Haar, aber sie sagte immer noch nichts.

„In Karlstadt wurde mir so weh ums Herz, Char-

lotte. Ich glaube, ich war wahnsinnig. Später, während der Heimfahrt versuchte ich, es von mir wegzuschieben. Aber ich verstehe, daß das nicht geht. Ich muß es auf mich nehmen."

„Karl Artur!" sagte Charlotte. „Wie war es denn? Wie kam es? Ich habe es nur von Hauptmann Hammarberg gehört."

Karl Artur hatte Charlotte noch niemals so sanft und mütterlich reden hören. Er konnte ihr nicht widerstehen und begann sofort mit seiner Erzählung. Und er dachte, er tue Buße, indem er nichts verschleierte, nichts entschuldigte.

„Charlotte!" sagte er schließlich. „Warum war ich so verblendet? Was war es nur, das mich verleitete?"

Darauf gab sie keine Antwort. Ihr Herz war voll Erbarmen. Sie hüllte ihn darein und milderte den Schmerz seiner Wunde. Keines von beiden dachte daran, wie seltsam es war, daß sie auf diese Weise vertraulicher miteinander redeten, als sie es jemals vorher getan hatten. Sie bewegten sich auch gar nicht. Er blieb die ganze Zeit am Tische sitzen, und sie stand über ihn gebeugt. Sie sprachen über alles, und er fragte sie, ob sie glaube, er könne auch fernerhin noch Pfarrer bleiben.

„Vor Hauptmann Hammarberg und dem, was er über dich sagen wird, brauchst du keine Angst zu haben!"

„Ich denke dabei nicht an Hauptmann Hammarberg, Charlotte, sondern ich fühle mich so ganz erbärmlich und verworfen. Niemand kann wissen, wie ich mir vorkomme."

Charlotte wollte darauf nicht antworten, aber sie sagte: „Sprich morgen mit dem Oheim Forsius! Niemand ist so weise und fromm wie er. Und er sagt vielleicht, du passest jetzt besser zum Pfarrer als vorher."

Das war ein guter Rat; er schenkte ihm Ruhe. Und so war es mit allem, was Charlotte sagte; es tat ihm wohl. Er fühlte keine Neigung zu Widersetzlichkeit, kein Mißtrauen.

Zum Schluß drückte er einen leichten Kuß auf ihre Hand.

„Charlotte, ich will nicht von dem reden, was einst

war, aber laß mich dir das eine sagen: ich verstehe mich selbst nicht. Warum hab' ich mich von dir getrennt, Charlotte? Nein, ich will mich nicht entschuldigen, aber es ist, als würde ich getrieben, das zu tun, was ich nicht will. Warum hab' ich meine Mutter dem Tod in die Arme getrieben? Warum hab' ich dich verloren, Charlotte?"

Ein heißer Kampf spiegelte sich in Charlottes Antlitz wider. Sie ging in die dunkelste Ecke des Zimmers. Ach, sie hätte ihn über die Ursache wohl aufklären können, allein sie wollte nicht. Dies war ein heiliger Augenblick. Nichts, was nach Rache aussehen konnte, sollte ans Tageslicht kommen.

„Lieber Karl Artur, in wenigen Wochen ziehe ich von dannen," sagte sie. „Schagerström und ich wollen meine Schwester Marie Luise nach Italien begleiten, damit sie Heilung für ihre kranke Brust findet und nicht von ihren Kinderlein wegsterben muß. Vielleicht hat deshalb alles so kommen müssen."

Als Charlotte das gesagt, trat sie näher zu dem Manne hin, den sie geliebt hatte, und strich ihm noch einmal mit der Hand übers Haar. „Gottes Geduld hat kein Ende," sagte sie. „Ich weiß, daß sie nie aufhört."

Pferd und Kuh, Magd und Knecht

1

Wer war sie, daß sie zu Glück und Erhöhung vor allen andern Hausiererinnen auserwählt war?

Allerdings, eines war sicher: sie war sehr gewandt im Geldverdienen und dabei überaus sparsam; nie gab sie einen Heller unnötig aus, und schlau und verschlagen war sie auch; sie konnte die Leute dazu bringen, nicht allein das zu kaufen, was sie brauchten, sondern auch das, was sie nicht brauchten. Aber trotzdem meinte sie nicht, sie habe es verdient, über alle ihre früheren Kameradinnen erhöht zu werden.

Ja, wer war sie, daß ein hochgestellter Mann die Augen auf sie geworfen hatte?

Jeden Morgen, wenn sie erwachte, sagte sie zu sich

selbst: „'s ist 'n Wunder, jawoll. Ja, 'n Wunder, 'n genau so groß' Wunder wie die in der Bibel, und 's müßt in der Kirch' verkündigt werden.“

Zugleich faltete sie die Hände und bildete sich ein, sie sitze in der Kirche. Sie sah die Leute rings um sich her, und ein Pfarrer stand auf der Kanzel. Es war ganz wie in einem gewöhnlichen Gottesdienst, nur daß der Pfarrer einen ungewöhnlichen Text gewählt hatte. Er redete von nichts als von den armen Dalmädchen, die im Lande umherwanderten und Handel trieben und die so vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten ausgesetzt seien. Wie jemand, der genau Bescheid weiß, berichtete er, wie schlimm sie in schlechten Räumen untergebracht seien, wie gering der Verdienst sei und wie oft sie sich nicht einen Bissen Essen gönnten, nur um den armseligen Erwerb, den sie nach Hause bringen wollten, nicht noch zu schmälern. Aber jetzt sei der Pfarrer froh, seinen geliebten Zuhörern mitteilen zu können, daß Gott in seiner Gnade sich einer dieser müden Wanderinnen angenommen habe. Sie brauche nun nicht mehr in Wind und Wetter auf den Landstraßen herumzuziehen; sie werde einen Pfarrer heiraten und auf einem Pfarrhof wohnen, wo es Pferd und Kuh, Magd und Knecht gebe.

Als die Predigt so weit gediehen war, wurde es hell und licht in der Kirche. Alle freuten sich darüber, daß so ein armes Mädchen zu Ehren und Wohlstand kommen sollte. Die, die in der Nähe von Anna Svärd saßen, nickten ihr lächelnd zu.

Anna Svärd bekam rote Wangen vor Verlegenheit; aber es wurde noch schlimmer, denn jetzt wendete sich der Pfarrer auch noch direkt zu ihr hin und redete sie mit ein paar Worten an:

„Wer bist denn du, Anna Svärd, daß du vor allen anderen Hausiererinnen von Dalarne ausgewählt worden bist und so hoch hinaufgestellt wirst? Es ist nicht dein eigner Verdienst, lauter Gnade und Barmherzigkeit ist es. Bedenk es wohl und vergiß die andern nicht, die sich weiter abschinden müssen, um das nötige Geld zu Kleidern und Kost rauszuschlagen.“

Ja, dieser Pfarrer predigte überaus schön. Anna Svärd wäre am liebsten den ganzen Tag im Bett liegengeblie-

ben, um ihm zuzuhören. Aber als er das von den andern Mädchen in Dalarne sagte, traten ihr die Tränen in die Augen — sie warf die Decke zurück, falls sie wirklich unter einer Decke lag und nicht nur unter einem alten Sack oder einem verbrauchten Stück von einem alten Bodenläufer, und sprang aus dem Bett.

„Dummkopf!“ rief sie. „Willst woll greinen und hast dir doch alles selbst z'sammeng'reimt!“

Das einzige, was sie tun konnte, um den früheren Kolleginnen zu helfen, war, daß sie sich jetzt gleich, mitten im September, auf den Heimweg machte und von den Herbstmärkten, die jetzt da und dort stattfanden, wegblieb. Das war eine Entsagung, aber sie wollte die Jahrmärkte jetzt den alten Nebenbuhlerinnen überlassen. Sie wollte denen nicht im Wege stehen, die sich niemals mit einem wirklichen Herrn verheiraten würden. Dabei dachte sie an die Ris-Karin, die wie sie selbst aus Medstuby war, und an die Annstu-Lisa sowie an viele andere, die mit diesen beiden froh sein würden, wenn sie nicht mit ihnen auf dem Jahrmarkt stand und ihnen die Kunden wegschnappte.

Wenn sie nun heimkam, ja, dann würde vielleicht kein Mensch begreifen, warum sie so verrückt gewesen war und die Jahrmärkte nicht besucht hatte. Und sie selbst würde auch nicht sagen können, woher das kam. Aber sie fühlte sich gezwungen, etwas für den lieben Gott zu tun, nachdem sie selbst so viel von ihm bekommen hatte. Dagegen lag kein Hindernis vor, daß sie sich, ehe sie Karlstadt verließ, einen neuen Vorrat von Waren anschaffte. Und ebensowenig verbot ihr irgend etwas, in jedes Haus, an dem sie vorbeikam, hineinzugehen, um von ihren Waren loszuschlagen. Wenn aber dann der Handel abgeschlossen war, sie sich auch schon den Ranzen auf dem Rücken geschnallt hatte und nun mit der Hand auf der Türklinke zum Gehen bereitstand, konnte sie es nicht lassen, den Kopf nach der Stube zu drehen und von dem Wunder, das ihr widerfahren war, Zeugnis abzulegen.

„Seid jetzt halt alle mit'nander recht schön bedankt,“ sagte sie. „Ich komm' jetzt nimmer, ich heirat' bald.“

Wenn ihr dann die Bewohner des Hauses eiligst ein paar Worte der Anteilnahme sagten und fragten, wer

3*

denn der Mann sei, den sie bekomme, fuhr sie mit großer Feierlichkeit fort:

„'s ist'n Wunder, jawoll, und 's müßt in der Kirch' verkündigt werd'n. Wer ist denn d' Anna Svärd, daß ihr so 'n Glück passiert? Denkt euch, ich heirat' 'nen Pfarrer und krieg 'nen Pfarrhof mit Pferd und Kuh, Magd und Knecht."

Sie war überzeugt, daß die Leute über sie spotteten, wenn sie gegangen war; aber daraus machte sie sich nichts. Sie mußte sich dankbar erzeigen, sonst konnte das Glück wieder von ihr genommen werden.

Einmal kam sie auf einen Hof, wo sie die Hausfrau nicht dazu bewegen konnte, etwas zu kaufen, obgleich diese eine reiche Witwe war und ihr Geld selbst verwaltete. Da fiel ihr ein, zu sagen, an diesem Tage dürfe die liebe Frau sich nicht weigern, etwas zu kaufen, denn dies sei das letztemal, daß sie mit diesem Anliegen komme. Dann schwieg sie und sah geheimnisvoll aus. Die geizige Hausfrau wurde neugierig und konnte es nicht lassen, zu fragen, warum Anna ihre Handelschaft aufgeben wolle.

Und da erzählte das schöne Dalmädchen, es sei ein großes Wunder. Ja, ein ebenso großes Wunder wie irgendeines, von dem in der Bibel zu lesen stand. Eine andere Aufklärung gab sie indes nicht, und so mußte die Hausmutter noch weitere Fragen stellen.

Anna Svärd aber kniff die Lippen zusammen und war so ganz und gar die alte Anna Svärd, daß die geizige Hausfrau sich sowohl mit einem seidenen Tuch als auch mit einem Haarkamm versehen mußte, ehe sie erfuhr, daß Gott die arme Hausiererin in ihrer Niedrigkeit angesehen habe, daß sie einen Pfarrer heiraten werde und in einem Pfarrhof wohnen würde, wo es Pferd und Kuh, Magd und Knecht gebe.

Als Anna Svärd von diesem Hofe weiterwanderte, dachte sie, dies sei ein guter Kniff gewesen und sie werde ihn noch öfter anwenden. Sie tat es dann aber doch nicht, denn sie fürchtete, es könnte ihr Unglück bringen. Man soll das Heilige nicht mißbrauchen.

Statt dessen geschah es gelegentlich, daß sie den kleinen Mädchen in den Häusern ein Bröschchen mit einem Stein aus farbigem Glas ganz ohne Bezahlung als ein

Geschenk zusteckte. Noch niemals war es ihr eingefallen, etwas zu verschenken. Es war ein kleines Gegengeschenk für den lieben Gott.

Ja, wer war sie, daß das Glück von allen Seiten her auf sie zuströmte? Warum nur waren die Leute in den Häusern so eifrig im Einkaufen? Kam es daher, weil sie von den Jahrmärkten weggeblieben war und diese ihren alten Kameradinnen überlassen hatte? Während ihrer ganzen Wanderung das Klarelftal entlang war es ebenso. Heißa! Sobald sie ihren Ranzen öffnete, kam groß und klein dahergelaufen, als meinten sie, Anna Svärd habe ihnen Sonne und Sterne zu bieten. Ehe sie ihren halben Weg zurückgelegt hatte, war zu ihrer Verwunderung ihr Warenvorrat fast erschöpft.

Eines Tages, als sie nur noch ein Dutzend Hornkämme und ein paar Banddocken im Vorrat hatte und sich darüber ärgerte, daß sie von Karlstadt her nicht doppelt so viele Waren hatte tragen können, traf sie mit der alten Ris-Karin zusammen. Das alte Weib kam aus dem Norden. Ihr Sack war stoppevoll, und mürrisch und unfreundlich war sie selbst, weil sie schon ein paar Tage nichts mehr verkauft hatte.

Da kaufte Anna Svärd der Ris-Karin alle die Waren ab, die diese daherschleppte, und die Neuigkeit, daß sie einen Pfarrer heiraten werde, gab sie der Alten als Dreingabe.

Anna Svärd dachte nun, den Heidehügel, wo sie ihren Handel abgeschlossen hatten, werde sie nie vergessen. Das war wirklich das Lustigste, was sie auf der ganzen Heimreise erlebt hatte. Die Ris-Karin war ebenso purpurrot geworden wie die blühende Heide, und zum Schluß hatte sie noch eine Träne herausgepreßt. Als Anna Svärd Karin weinen sah, fiel ihr ein, wie sie selbst ohne alles eigene Zutun vor allen anderen Hausiererinnen erhöht worden war, und da bezahlte sie etwas mehr für die Waren, als sie ausgemacht hatten.

Wenn Anna Svärd bisweilen auf einem hohen Hügel stand, stellte sie sich mit dem Rücken gegen einen Zaun, damit sie eine Stütze für den Ranzen hatte, und folgte mit den Augen den Zugvögeln auf ihrem Flug nach dem Süden. Wenn sich niemand in der Nähe befand, der sie

auslachen konnte, rief sie den Vögeln zu, sie sollten den Bewußten grüßen, und sie wünschte, auch Flügel zu haben, damit sie zu ihm fliegen könnte.

Ja, wer war sie, daß sie vor vielen anderen erwählt, daß ihr Herz aufgetan worden war und sie nun anfing, die uralte Sprache der Sehnsucht und der Liebe zu sprechen?

2

Anna Svärd war nun endlich so weit gekommen, daß sie ihren Heimatort Medstuby vor sich liegen sah. Da blieb sie stehen und sah vor allem nach, ob das Dorf noch wohlbehalten auf seinem alten Platze am Dalelf stehe, ob die Gehöfte noch ebenso dicht zusammengebaut und noch ebenso nieder und grau seien, ob die Kirche noch auf der kleinen Landzunge südlich vom Ort liege, genau wie sonst auch, und ob die Birkenhaine und die Tannengehölze nicht etwa während ihrer Abwesenheit von der Erde weggefegt worden seien, sondern noch ganz wie vorher dalägen.

Aber nachdem sie sich von dem allem überzeugt hatte, sah es aus, als gehe es ihr wie so vielen andern, die, gerade wenn sie dem Ziele nahe sind, sich so ermattet fühlen, daß sie kaum mehr weiterkommen. Sie mußte einen Pfahl aus einem Zaun herausbrechen und sich wie auf einen Stock darauf stützen; aber trotz dieser Hilfe konnte sie sich nur Schritt für Schritt auf dem Wege weiterschleppen. Der Rucksack drückte sie; sie mußte tief gebückt gehen, und der Atem wollte ihr versagen. Immer wieder mußte sie stehenbleiben, um sich zu verschnaufen.

So langsam es aber auch vorwärts ging, schließlich erreichte sie doch das Dorf. Sie hatte vielleicht gehofft, ihrer Mutter, der alten Berit, zu begegnen oder irgendeiner andern guten Bekannten, die ihr tragen helfen würde. Aber sie traf keinen Menschen unterwegs.

Der eine und der andere erblickte sie aber doch in ihrer Ermattung, und diese fragten sich sofort, wie es wohl der Mutter gehen werde, wenn nun, wie es den Anschein hatte, die Tochter so krank und elend heimkomme. Denn Mutter Svärd war eine arme Soldatenwitwe ohne Geldmittel und ohne ein eigenes Häuschen, und sie hätte ihre

beiden Kinder niemals aufziehen können, wenn ihr Schwager Jobs-Erik, der ein vermögender Mann war, sie nicht in einer zwischen dem Stall und der Scheune eingeklemmten kleinen Kammer hätte wohnen lassen. Berit war sehr geschickt in allerlei Arbeiten sowie auch im Weben; sie war einer von jenen vielseitig gewandten Menschen, ohne die man in einem Dorfe nicht auskommen kann. Aber sie hatte auch Tag und Nacht im Geschirr sein müssen, um die zwei Kinder durchzubringen, und jetzt war sie nahezu aufgerieben. Sie hatte nun wohl auf Erleichterung gehofft, seit die Tochter mit dem Hausierhandel begonnen hatte. Wenn es jetzt nur nicht zu schlimm für sie stand! Es war kein gutes Zeichen, daß Anna zur Unzeit heimkam. Ja, die Armen, denen ging es doch immer schlecht!

Anna Svärd tastete sich durch Holzstöße, Balkenstapel und Arbeitsgeräte, die zwischen den vielen Gebäuden des Jobshofs aufgehäuft waren, hindurch und erreichte so die Stallkammer. Die Mutter war ausnahmsweise daheim. Sie saß mitten im Zimmer an ihrem Spinnrad. Man wird verstehen, wie sehr sie erschrak, als die Tür aufging und die Tochter tiefgebückt und sich auf einen Zaunpfahl stützend hereinkam. Und Anna Svärd tat auch gar nichts, um zu verhindern, daß die Mutter nicht einen Todesschreck bekam. Sie sagte ganz leise guten Tag, wie wenn sie das Wort kaum herausbringen könnte; ja, sie seufzte und schnaufte und wendete das Gesicht weg, um der Alten nicht in die Augen sehen zu müssen.

Ach, was sollte die alte Berit denken? Sie war ja gewohnt, die Tochter so frisch ausschreiten zu sehen, wie wenn sie von keiner Last etwas wüßte. Jetzt ahnte sie das Schlimmste, und hastig schob sie das Spinnrädchen zurück.

Noch immer seufzend und hart schnaufend, ging Anna Svärd zum Tisch unter dem Fenster hin und stellte ihren Ranzen darauf. Als sie die Riemen vom Rücken gelöst hatte, rieb sie sich mit der Hand das Kreuz. Sie versuchte sich aufzurichten, aber es ging durchaus nicht. Ebenso krumm und gebückt, wie sie in die Kammer hereingekommen war, trat sie an den Herd und setzte sich auf den Herdrand.

Ja, was sollte Mutter Svärd denken? Der Ranzen der

Tochter war noch ebenso voll wie im letzten Frühjahr, als sich Anna auf die Wanderschaft begab. Hatte sie den ganzen Sommer hindurch gar nichts verkauft? War sie krank gewesen, hatte sie sich auf irgendeine Weise zugrunde gerichtet? Die alte Frau geriet in solche Angst, was sie wohl zu hören bekommen würde, daß sie nicht zu fragen wagte.

Aber Anna Svärd mußte der Ansicht gewesen sein, die Mutter könne die große Neuigkeit nicht auf die richtige Weise aufnehmen, wenn sie sich nicht noch erbärmlicher und unglücklicher vorkomme als jemals vorher; sie fragte darum mit kläglicher Stimme, ob nicht die Mutter, die wohl ausgeruht habe, ihr den Gefallen tun und den Ranzen aufschnallen wolle.

O doch, Mutter Svärd wollte sich so gefällig erweisen, als sie irgend konnte; aber ihre Hände zitterten, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie mit all den Knoten und Schnallen zurechtkam und in den Ranzen hineingreifen konnte. Aber als sie das tat, ach — obgleich die alte Berit schon mancherlei erlebt hatte, so mußte sie einsehen, daß es ihr diesmal fast vor den Augen schwindelte. Denn was sollte sie von all dem denken, das sie aus dem Ranzen herauszog? Sie sah weder etwas von Holzknöpfen noch von seidenen Tüchern noch von Nadelbriefen. Das erste, was ihr in die Hand kam, war ein kleiner Schinken, und darunter lag eine große Tüte brauner Bohnen und eine ebenso große Tüte gelber Erbsen. Sie sah nichts von einer Banddocke, nichts von einem Nähring, nichts von einem Stück Kattun, nichts, nichts von dem, was eine Hausiererin in ihrem Kramsack haben sollte, sondern nur Reis und Hafergrütze, Kaffee und Zucker, Butter und Käse!

Die Haare wollten ihr zu Berge stehen. Sie kannte doch ihre Tochter; diese gehörte nicht zu denen, die mit Leckereien daherkommen. Anna mußte den Verstand verloren haben, oder was konnte denn sonst mit ihr los sein?

Mutter Svärd war schon im Begriff, zu ihrem Schwager hinüberzulaufen, damit er herausbringe, wie es sich verhielt. Aber glücklicherweise warf sie vorher noch einen Blick nach dem Herd, und da sah sie, daß die Tochter

sie anlachte. Nun begriff sie; Anna hatte nur Spaß mit ihr getrieben, und sie dachte, eigentlich müßte sie die Tochter hinauswerfen. Aber auch das wollte sie nicht tun, ehe sie ordentlich Bescheid bekommen hatte, wie alles zusammenhing; denn daß Anna spielen und scherzen wollte, das war nicht weniger ungewöhnlich, als daß sie sich verschwenderisch zeigte.

„Für wen hast denn alles mit'nander ein'kauft?"

„Für dich, Mutter."

Mutter Svärd hatte bis jetzt glauben wollen, die Waren seien für Nachbarinnen bestimmt, die ihre Tochter gebeten hätten, ihnen solche feine Lebensmittel mitzubringen. Jetzt schwindelte ihr wieder beinahe.

„Närrin!" sagte sie. „Meinst, ich glaub', du werd'st dich meinetwegen z'tot schleppen?"

„Ach, Mutter, ich hab' aufm Heimweg alles verkauft, und da war's mir doch z' dumm, mit dem leeren Ranzen rumz'laufen. Ich hab' eben alles 'neinstopfen müssen, was ich g'kriegt hab'."

Aber die alte Berit, die gewohnt war, ihr Mehl mit gemahlenem Stroh und Rinde zu vermischen, und der es selten so gut ging, daß sie Milch zu ihrer Wassergrütze hatte, konnte sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben. Sie setzte sich neben ihre Tochter auf den Herdrand und nahm deren Hand in die ihrige.

„Jetzt sag' mir aber, was dir g'schehen ist."

Nun endlich mußte Anna die Mutter genügend vorbereitet gefunden haben. Und da hielt sie mit der großen Neuigkeit nicht länger hinter dem Berge.

„Ja, siehst, Mutter, 's ist 'n Wunder, 'n genau so groß' Wunder wie die in der Bibel und 's müßt in der Kirch verkündigt werd'n."

3

Mutter und Tochter waren darüber einig, daß der erste, der die große Neuigkeit erfahren sollte, niemand anders als Jobs-Erik sein müsse.

Er war nicht allein ihr nächster Verwandter, sondern Anna Svärd hatte von jeher bei ihm einen Stein im Brett gehabt, und er hatte oftmals gesagt, wenn die

Nichte sich nur einen Bräutigam anschaffe, dann wolle er ihr eine große Hochzeit ausrichten.

Früh am Nachmittag gingen die beiden zu ihm; sie fanden ihn am Herde sitzen, wo er eben die Asche des ärmlichen Bärenmooses, das er anstatt Tabak rauchte, aus seiner Pfeife herausklopfte. Um diese Zeit, wenn von den jungen Männern, die auf Arbeit südwärts gezogen waren, noch keiner wieder daheim war, konnte man in ganz Medstuby auch nicht ein Päckchen Tabak auftreiben.

Anna Svärd sah gleich, daß der Oheim schlechter Laune war, aber sie ließ sich dadurch weder abschrecken noch sich selbst die gute Laune verderben. Sie dachte nur, wenn er erst die große Neuigkeit zu hören bekomme, werde er schon wieder froh werden.

Jobs-Erik war groß und stattlich mit dunklem Haar, regelmäßigen Zügen und tiefblauen Augen. Anna Svärd war ihm sehr ähnlich, sie hätte gut seine Tochter sein können. Die Ähnlichkeit lag aber nicht nur im Äußeren. Jobs-Erik war in seiner Jugend auch als Hausierer durchs Land gezogen. Er war gerade wie Anna schlau und verschlagen gewesen und hatte viel Geld verdient. Als seine eigenen Kinder erwachsen waren, hatte er sie denselben Weg einschlagen lassen wollen; aber keines von ihnen hatte Lust zu dem Geschäft gezeigt. Anna Svärd dagegen hatte sowohl die rechte Lust als auch die rechte Anlage dazu gehabt. Der Oheim prahlte bei jeder Gelegenheit mit ihr und lobte sie auf Kosten seiner eigenen Kinder.

Als sie aber diesmal bei ihm eintrat, war wahrhaftig nicht die Rede von Lob und Prahlerei.

„Bist du denn ganz verrückt?" rief ihr der Oheim entgegen. „Hast du alle die großen Herbstmessen im Stich gelassen?"

Anna aber, die ein so großes Wunder hatte erleben dürfen und vor allen andern armen Hausiererinnen zu Glück und Erhöhung auserwählt worden war, ja sogar vor allen den andern Dalmädchen, die gleichzeitig mit ihr in Medstuby aufgewachsen waren, meinte, es gehe nicht an, daß sie mit der Nachricht von ihrer Verlobung so einfach herausrücke, wie wenn man gesegnete Mahlzeit sagt. Nein, sie hielt es für nötig, auch den Oheim

erst etwas vorzubereiten, damit die Neuigkeit so aufgenommen würde, wie sie es verdiente.

Deshalb sagte sie noch nichts von ihrem Erlebnis, sondern antwortete nur, sie sei vom Wandern überaus müde geworden und habe sich nur nach Hause gesehnt.

„Man darf nie müd' werd'n," sagte Jobs-Erik, und dann fing er an zu erzählen, was er einst ausgehalten und wie viel er verdient habe.

Anna Svärd hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen; als er dann endlich schwieg, versuchte sie ihn auf das, was kommen mußte, ein wenig vorzubereiten. Sie zog ein Päckchen Tabak aus ihrer Tasche und bat ihn, damit vorliebzunehmen.

Aber nun verhielt es sich so, daß Jobs-Erik Anna Svärd eine kleine Summe vorgestreckt hatte, als sie vor drei Jahren mit dem Hausierhandel anfing. Bis jetzt war sie jeden Herbst zu dem Oheim gekommen, hatte ihm erzählt, wie groß ihr Verdienst gewesen war, und ihm auch einen Teil des entlehnten Geldes zurückbezahlt. Jetzt aber kam sie nicht mit Geld, sondern mit einem Päckchen Tabak. Gewiß war das hochwillkommen, aber Jobs-Erik sah trotzdem, als er den Tabak in Empfang nahm, ganz sauer drein.

Anna Svärd kannte indes den Oheim ebensogut wie sich selbst, und sie verstand, warum Jobs-Erik beunruhigt war, als sie ihm den Tabak übergab. Sie hatte dem Oheim noch nie ein Geschenk gemacht. Er dachte, vielleicht sei der Handel schlecht gegangen, und wenn sie nun mit einem Geschenk kam, habe sie wohl kein Geld zum Bezahlen.

Er schob das Päckchen zwischen den Fingern hin und her, ohne auch nur Danke zu sagen.

„Wollt dir gern auch mal was schenk'n, weil du mir damals zum Anfang g'holfen hast," sagte Anna; und mit einem neuen Versuch zu der feierlichen Mitteilung fuhr sie fort: „Ich werd 's Geschäft jetzt aufgeb'n müssen."

Noch immer wog der Oheim das Päckchen in der Hand. Es sah aus, als beabsichtige er, es ihr ins Gesicht zu schleudern. Wollte sie mit dem Geschäft aufhören? Er begriff gar nichts; aber daß sie kein Geld für ihn hatte

und er auch künftig keines von ihr bekommen würde, das begriff er.

„Denn siehst, ich werd heiraten," fuhr Anna Svärd fort. „Und d' Mutter und ich haben g'meint, du müßt'st z'erst erfahr'n."

Jobs-Erik legte das Päckchen aus der Hand. Jetzt war es ganz aus mit seiner Hoffnung, jemals die Schuld bereinigt zu bekommen. Aber nicht genug damit, sondern er sollte vielleicht auch gezwungen werden, der Nichte die Hochzeit auszurichten. Er räusperte sich, wie wenn er etwas sagen wollte, hielt sich aber zurück.

Der alten Mutter Svärd tat der Schwager geradezu leid. Alles Böse der Welt schien mit einem Male über ihn hergefallen zu sein. Sie wollte ihn wissen lassen, wie das mit der Heirat zusammenhing, und sagte:

„Niemals hätt' ich glaubt, als du sie mit dem Kramsack auf'm Rücken fortg'schickt hast, daß sie so 'nem großen Glück entgegen geht. Sie soll 'nen Pfarrer drunten im Wärmland heirat'n, kriegt 'nen Pfarrhof, wo's Pferd und Küh, Knecht' und Mägd' gibt."

„Ja," sagte Anna Svärd, indem sie schamhaft die Augen niederschlug. „'s ist grad, als ob ich armer Tropf 'nem größern Glück entgegenging, als sogar der Jobs-Erik."

Aber der Alte schien von dieser Nachricht nicht so übermäßig ergriffen zu sein. Er schaute von der Mutter auf die Tochter, und sein Mund verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln. „Ach so, 'nen Pfarrer!" sagte er. „Nix weiter? Als die Nichte so großartig 'reinkam und mir Tabak g'schenkt hat, hab' ich g'meint, sie müßt zum wenigsten mit 'nem Prinzen verlobt sein."

„Bester Schwager!" sagte Berit. „Wirst doch woll nit denk'n, sie treib' ihr'n Spaß mit dir?"

„Nee, ich glaub' nit, daß sie ihr'n Spaß mit mir treibt," sagte er. „Aber d' Leut drunt'n im Land sind grausig lustig und g'spaßig, das weiß jeder, der dort Handel trieben hat. Und ich verwunder' mich auch gar nit drüber, daß das junge Ding sich beschwindeln läßt. Aber du und ich, Berit, wir dürf'n den Verstand nit verlier'n. Geh in d' Küch und laß dir 'nen guten Imbiß für d' Anna herrichten und dann schick sie gleich morgen

fort. In zwei Monat, aber kein Tag früher, darf sie z'rück sein."

Mutter und Tochter standen ganz erschreckt auf und gingen nach der Tür. Aber da blieb Anna Svärd stehen und sagte zögernd: „'s Geld, was ich dir noch schuldig bin, hab' ich heut mitbracht. Aber vielleicht willst's nit vorm Dezember in Empfang nehm'n?"

Da warf ihr der Oheim einen Blick zu, der ihr durch Mark und Bein ging.

„Pfui!" sagte er. „Ist 's so weit mit dir kommen, daß du 'n Jobs-Erik für Narren hältst? Geh nicht hin und heirat, Kind! Halt fest am Handel! Du könnt'st dabei so reich werden, daß du ganz Medstuby kaufen könntst!"

4

Als Mutter und Tochter von Jobs-Erik in ihre Kammer zurückgekehrt waren, wollte Anna, sie sollten jetzt zu der Mutter Ingeborg im Rishof gehen, sie sollte die nächste sein, die von dem großen Wunder Bescheid erhielt. Aber davon wollte die alte Berit nichts hören.

Allerdings lag der Rishof dicht beim Jobshof, und allerdings hatte die nachbarliche Freundschaft niemals öffentlich einen Bruch erlitten, so daß die Leute etwas davon wußten; aber sie war doch immerhin nicht so gut, wie sie hätte sein sollen.

Mutter Ingeborg war Witwe, und obgleich sie den besten Hof in Medstuby zu eigen hatte, ging es ihr doch recht sorgenvoll, weil kein Mann auf dem Hofe war und sie für alle Außenarbeit gedingte Leute haben mußte. Ihr einziges Streben und Trachten ging dahin, den Hof so lange zu halten, bis ihre Söhne erwachsen wären, denn dann würden ja alle Schwierigkeiten von selbst verschwinden. Und wer ihr zu diesem Ziele verhalf, das war in allererster Linie ihre Schwester Karin. Der ganze Ort wußte, daß sie das Geld für die Löhne und Steuern ins Haus schaffte. Aber die Ris-Karin hatte kein so großes Glück mehr beim Handel gehabt, seit Anna Svärd mit dem Ranzen auf dem Rücken umherzog. Und es war den Leuten vom Rishof wohl anzumerken gewesen, daß sie

gegen die Leute des Jobshofs feindselig gesinnt waren, vor allem gegen Anna und ihre Mutter.

Als nun Mutter Svärd mit diesen Bedenken herausrückte, sagte indes die Tochter, es sei nun an der Zeit, dieser Feindschaft ein Ende zu machen, und gerade deshalb wolle sie hinüber zu Ris-Ingeborg. Die Mutter könne ja zu Hause bleiben, wenn sie keine Lust dazu habe, aber sie selbst werde jedenfalls hingehen.

Nun ja, sie setzte ihren Willen durch, und Mutter Svärd ging mit. Sie dachte, sie könne am Ende doch von Nutzen sein.

Anna Svärd wurde ganz bestürzt, als sie auf dem Rishof in die große Stube hineinkam. Sie war in den letzten Jahren nicht mehr auf dem Hofe gewesen, und so hatte sie vergessen, wie schön es da war. Jede Fläche an der Wand, die nicht von den Schränken oder der hohen Standuhr verdeckt wurde, war mit biblischen Malereien geschmückt. Mitten auf der Langwand sah sie Joseph, der in einer vierspännigen Kutsche mit Kutscher und Diener seinem Vater Jakob entgegengefahren kam, und über dem breiten Fenster zeigte sich eine kleine Jungfrau Maria, die sich vor dem in goldstrotzender Uniform und einem Dreispitz auf dem Kopfe dicht vor ihr stehenden Engel des Herrn verneigte. Anna Svärd nahm sowohl das erste wie das andere Bild für eine gute Vorbedeutung. Es war ihr lieb, wenn sie an solche Menschen erinnert wurde, denen durch Gottes Wundermacht aus ihrer Niedrigkeit herausgeholfen worden war.

Mutter Ingeborg auf dem Rishof war eine schöne und friedliebende Frau. Sie gehörte zu denen, die es verstehen, alles schön um sich herum zu gestalten. Fast immer war sie mit einer zierlichen Handarbeit beschäftigt. Jetzt eben saß sie am Tisch und hatte einen Fausthandschuh, den sie mit kleinen Blättern benähte, über die Hand gezogen.

Es lag vielleicht etwas Zurückhaltung in ihrem Benehmen, aber von dem abgesehen, empfing sie die alte Berit und deren Tochter ganz wie sonst. Sie ging ihnen entgegen, gab ihnen die Hand und forderte sie auf, sich auf der Bank unter dem Fenster niederzulassen. Dann setzte sie sich wieder an den Tisch und nahm ihre Arbeit von neuem auf.

Zuerst herrschte eine Weile vollkommenes Schweigen, und Anna dachte, nun überlege Ingeborg wohl, ob die beiden Gäste erwarteten, zum Kaffee eingeladen zu werden. Aber das kam ihr gewiß gar nicht gelegen. Sollte sie die zum Kaffee einladen, die ihrer Schwester den Verdienst wegnahmen?

Nachdem eine passende Zeit verstrichen war, begann Anna das Gespräch, indem sie erzählte, sie sei auf dem Heimwege mit Karin zusammengetroffen, und so habe sie gemeint, sie wolle im Rishof hereinschauen, um Grüße von Karin zu bestellen und zu berichten, daß diese frisch und gesund sei.

„'s ist mir sehr recht, daß sie g'sund ist," sagte Ingeborg. „'s Wichtigst von allem ist G'sundheit."

„Ja, die ist für alle notwendig," beeilte sich Mutter Svärd zu bekräftigen; „ganz besonders für den, der auf der Landstraß' 'rumstreifen muß."

„Da hast du recht, Berit," stimmte Ingeborg zu.

Danach trat eine Pause in dem Gespräch ein, und Anna dachte, nun frage sich Ingeborg wieder, ob sie den beiden Gästen Kaffee anbieten müsse. Aber dazu konnte sie sich nicht überwinden. Sie waren ja nur mit einem Gruß von der Schwester gekommen. Zum Kaffeeanbieten gehörte mehr.

Darauf sagte Anna Svärd, sie wäre nicht so mitten am Nachmittag gekommen und hätte Ingeborg in der Arbeit gestört, wenn sie nicht noch etwas anderes als nur einen Gruß zu bringen hätte. Als sie sich trafen, sei Karin von Norden hergekommen mit ihrem Ranzen noch ganz voller Waren, während sie, Anna, von Süden her schon alle ihre Waren verkauft gehabt habe. Deshalb habe sie Karin ihren ganzen Vorrat abgekauft, und als sie sich trennten, sei Karin eiligst nach Karlstadt aufgebrochen, um sich neuen Vorrat zu kaufen, ehe sie sich nach den Jahrmärkten begab.

Die beiden Schwestern, Karin und Ingeborg, hatten das gemeinsam, daß sie blaurot im Gesicht wurden, wenn sie erregt waren. Und jetzt hörte Ingeborg zu mit einem Gesicht so rot wie ein blühender Heidehügel. Sonst aber merkte man ihr nicht an, ob sie von der Nachricht besonders ergriffen war. Nur mit ein paar Worten sagte

sie, es sei ja gut, daß Karin Anna getroffen und ihre Waren an sie habe verkaufen können.

„'n größers Glück war 's aber doch woll für Anna, daß sie sich auf'm Heimweg wieder Vorrat kaufen konnt," warf Mutter Svärd ein.

Es fiel nicht leicht, das Gespräch in Gang zu erhalten. Wieder trat Schweigen ein, und Anna Svärd dachte in ihrem Herzen, nun überlege Ingeborg, ob sie den Gästen nicht doch Kaffee anbieten müßte. Aber sie hatte keine rechte Lust dazu. Das Mädchen vom Jobshof war ja doch nur gekommen, um damit zu prahlen, daß sie der Alten vom Rishof hatte aushelfen können. Nein, sie konnte sich nicht entschließen, dieses Mädchens wegen den Kaffeekessel aufzusetzen.

Doch nun erklärte Anna, daß sie nicht nur deswegen auf den Rishof herübergekommen sei. Denn seht, bei dem Kaufe hatte sie etwas dazubekommen, das nicht ihr gehörte. Die beiden Händlerinnen hatten nicht so genau nachgesehen, sondern einfach alles, was in Karins Ranzen war, herausgenommen und es in Annas hineingesteckt. Aber am nächsten Tag, als Anna ihre Waren in einem Bauernhaus ausbreitete, siehe, da steckte ein Fünftalerschein in einem seidenen Tüchlein.

Zugleich griff Anna in die Tasche und zog den Fünftalerschein heraus. Sie strich ihn glatt und legte ihn auf den Tisch vor Ingeborg hin. Da wurde die Frau vom Rishof noch röter im Gesicht als vorher.

„Aber 's ist doch fast nit möglich, daß d' Schwester so nachlässig mit 'm Geld umgeht?" sagte sie. „Sie läßt doch gar nie 'nen Fünftalerschein offen im Ranzen lieg'n. Er g'hört ihr vielleicht gar nit."

„Ja, 's wär auch möglich," erwiderte Anna. „Der Fünftalerschein hat vielleicht schon vorher in dem seid'nen Tuch g'legen. Ich glaub' fast auch, daß sie gar nix davon gewußt hat."

Jetzt endlich legte Ingeborg ihre Arbeit weg. Sie schaute Anna verwundert an.

„Aber wenn du meinst, Karin wiss' nix von dem Schein, dann hätt'st ihn ja b'halten können. Du hatt'st ja alles 'kauft, was in dem Ranzen war."

„Mir aber g'hört er jedenfalls nit," versetzte Anna

Svärd. „Und ich möcht' dich bitten, ihn aufz'heben, bis d' Karin heimkommt."

Darauf erwiderte Ingeborg nichts, und Anna Svärd dachte, nun frage sie sich abermals, ob sie nicht doch gezwungen sei, den Gästen Kaffee anzubieten, so wenig sie auch die beiden leiden könne.

Kaum hatte Anna diesen Gedanken zu Ende gedacht, als Ingeborg sich auch schon entschlossen hatte.

„Ich möcht' euch gern mit Kaffee aufwart'n," sagte sie. „Aber zu meiner Schand' muß ich g'stehn, daß ich gar kein echten Kaffee im Haus hab'; 's wird nur so 'ne Malz-Zichorienbrüh werd'n."

Damit stand sie auf und ging in die Küche. Der Kaffee kam dann auch nach einiger Zeit herein, und es wurden eine und auch zwei Tassen getrunken, aber Ingeborg war und blieb fortgesetzt zurückhaltend. Sie bewirtete die Gäste zwar mit dem Besten, was sie hatte, aber sie tat es widerwillig, das bemerkten die beiden wohl.

Erst als alles vorüber war, machte Anna ihrer Mutter ein kleines Zeichen, und nun begann die Alte sofort.

„Anna ist 'n bißchen genierlich, es selbst zu sag'n," fing sie an. „Aber 's ist was Wunderbars g'schehen. Sie soll drunten im Wärmland 'nen Pfarrer heiraten."

„Was sagst!" rief Ingeborg. „Soll sie heiraten? Dann wird sie woll nit ..."

Sie stockte, weil sie sehr zartfühlend war. Sie wollte nicht merken lassen, daß sie gleich daran dachte, welchen Vorteil das für sie selbst haben könnte.

Aber Mutter Svärd antwortete auf die nur halb ausgesprochene Äußerung. „Ne," sagte sie, „d' Anna wird nimmer mit'm Kramsack 'rumziehen. Sie kriegt 'nen Pfarrhof und Pferd und Kuh, Magd und Knecht."

Ingeborg lächelte mit dem ganzen Gesicht. Das war eine herrliche Nachricht.

Sie stand auf und verneigte sich. „Ja, aber um's Himmels willen, warum hast's denn nit gleich g'sagt? Traktier ich 'ne künftig' Pfarrfrau mit Malzkaffee! Bleibt doch da, ich will gleich untersuch'n, ob ich nit doch irgendwo noch 'ne Tüte richtig'n Kaffee liegen hab'. Setzt euch, setzt euch, bitte, bitte!"

Die Frau Schultheiß

Als Anna Svärd einige Wochen daheim gewesen war, ging sie eines Tages mit ihrer Mutter nach dem Hofe des Amtsvorstands Schultheiß Ryen, der eine kleine Strecke nördlich von Medstuby lag, und da baten sie um eine Unterredung mit der Frau Schultheiß. Sowohl Jobs-Erik als auch Ris-Ingeborg wußten von dieser Absicht und billigten sie. Ingeborg war jetzt ihre beste Freundin, und sie war eifrig darauf aus gewesen, daß Anna und ihre Mutter nach dem Schulzenhof gingen, wenn sie es nicht geradezu gewesen war, die den ganzen Plan ins Werk gesetzt hatte.

Mutter und Tochter kamen also auf den Schulzenhof; sie gingen durch die Küche ins Haus, was die alte Berit durchaus wollte, obgleich Anna meinte, eine künftige Pfarrfrau müßte eigentlich durch die Vordertür eintreten. Von der Küche wurden sie in die Küchenstube geführt, wo die Frau Schultheiß eben die auf einem großen Klapptisch ausgebreitete Wäsche zählte. Sie zog die Augenbrauen ein wenig hinauf, als die beiden eintraten, und sah nicht besonders erfreut aus. Die Geschichte, daß Anna Svärd einen Pfarrer heiraten werde, hatte sie natürlich auch schon gehört, und sie war klug genug, zu erraten, was die beiden Frauen von ihr wollten. Aber deshalb nahm sie sie selbstverständlich doch freundlich auf. Sie begrüßte sie, gab ihnen die Hand und bat sie, sich zu setzen, damit sie in aller Ruhe ihre Wünsche vorbringen könnten.

Mutter Svärd sollte das Wort führen, so war es im voraus bestimmt worden. Ris-Ingeborg hatte gesagt, so sei es am passendsten, und sie hatte die Mutter außerdem ermahnt, nicht zu viele Umschweife zu machen, sondern geradeswegs auf die Sache loszugehen.

Anna Svärd saß also still dabei und hörte zu, während die alte Berit sagte, sie seien gekommen, um zu fragen, ob nicht Anna zu einer Art Ausbildung einige Monate auf den Schulzenhof kommen könnte. Sie solle einen Pfarrer drunten in Wärmland heiraten, und da müsse sie doch lernen, wie es in einem Herrenhause zugehe.

Frau Ryen war klein und beweglich; sie hatte kleine,

scharfe Augen, war aber sonst durchaus nicht häßlich, sondern sah sehr liebenswürdig aus. Sie war außerordentlich lebhaft und konnte nie ganz still sitzen. Solange Berit redete, zählte sie nebenbei eine Beuge Handtücher durch. Sie verzählte sich nicht ein einziges Mal, sondern legte Dutzend um Dutzend auf die Seite. Und obgleich sie nur mit einem Ohr zugehört hatte, war sie gleich mit der Antwort parat.

„Ich habe schon von dieser Heirat reden hören," sagte sie. „Aber die Sache gefällt mir nicht, und ich will nichts damit zu tun haben."

Kann man sich verwundern, daß die beiden Gäste außerordentlich überrascht waren und kein Wort mehr hervorbrachten? Nun waren sie seit Annas Heimkehr die ganze Zeit vollauf damit beschäftigt gewesen, von Hof zu Hof zu gehen, um Kaffee zu trinken und das zu verhandeln, was zu Werbung und Hochzeit gehört. Wohin sie auch gekommen waren, überall hatten die Leute gesagt, dies sei das Vergnüglichste, was sie seit langer Zeit gehört hätten, und es sei eine Ehre für Medstuby, wenn ein Mädchen vom Orte zur Pfarrfrau erhöht werde. Ja, einige hatten geradeheraus zu Anna gesagt, früher hätten sie sie nicht leiden können, weil sie Jobs-Erik allzu ähnlich sei und nur ans Geld gedacht habe. Jetzt aber sei sie wie ein umgedrehter Handschuh, nun sei sie so fröhlich und vergnügt, wie ein junges Mädchen sein solle. Wieder andere hatten sich hauptsächlich daran gehalten, daß Berit auf ihre alten Tage eine Heimat bei der Tochter haben werde. Aber überall hatte dieselbe Befriedigung geherrscht. Und nun kam die Frau Schultheiß, ja, die Frau Schultheiß selbst daher und sagte, sie wolle nichts mit dieser Heirat zu tun haben!

Frau Ryen sah, wie niedergeschlagen die beiden dasaßen, und da meinte sie wohl, sie müsse eine kleine Erklärung abgeben.

„Es ist nicht das erstemal, daß ein schönes Mädchen einen vornehmen Herrn heiratet," sagte sie. „Aber solche Heiraten fallen selten gut aus. Du, Berit, solltest meiner Ansicht nach Anna raten, den Gedanken an diese Heirat aufzugeben."

Als Frau Ryen das gesagt hatte, war es, als erwache

4*

Anna Svärd wie aus einem Traume. Während der letzten Tage waren die jungen Männer und die Mädchen aus Dalarne, die zur Sommerarbeit auswärts gewesen waren, allmählich wieder nach Medstuby zurückgekehrt. Von den jungen Mädchen, die fortgewesen waren, hatten einige Gartenarbeit übernommen gehabt, andere hatten in Stockholm die Leute über den Nordstrom hinübergerudert, viele hatten in den Brauereien Flaschen gespült; aber überall hatten sie immer nur die tägliche Arbeit gehabt, sonst hatten sie nichts erlebt. Als sie nun hörten, was einem alles draußen in der Welt begegnen konnte, da glänzten ihre Augen, und Anna mußte einmal ums andere erzählen, wie der junge Pfarrer auf der Landstraße auf sie zugekommen war, was er gesagt hatte und was sie gesagt hatte. Die jungen Dalburschen aber hatten den Bericht auf andere Weise aufgenommen. Bis jetzt hatten sie durchaus kein Wesen aus Anna gemacht, jetzt aber sagten sie, sie könnten nicht begreifen, wo sie ihre Augen gehabt hätten. Kaum war Anna mit einem von ihnen allein, als er auch schon herausstieß, falls den Pfarrer dort drunten in Wärmland der Reukauf ankomme, brauche sie sich deshalb nicht zu grämen. Der hier auf der Dorfstraße an ihrer Seite gehe, sei bereit, ihr vollen Ersatz zu bieten.

Aber hier kam nun die Frau des Schulzen daher und sagte, sie solle nicht an eine Heirat mit einem vornehmen Manne denken. Sie war wohl zu gewöhnlich für ihn. Ja, das meinte die Frau Schultheiß wohl.

Anna sagte kein Wort. Sie stand nur von der Bank auf, und Mutter Berit tat dasselbe. Die Frau Schultheiß schüttelte ihnen ebenso freundlich die Hand wie bei ihrer Ankunft und begleitete sie auch hinaus. Ob sie das tat, weil sie meinte, die Dienstboten brauchten es nicht zu sehen, wenn die beiden niedergeschlagen und entmutigt fortgingen, oder ob sie es aus einem andern Grunde tat, wußten die Gäste nicht; aber sie geleitete sie durch den Saal und den Flur, wodurch sie des Weges durch die Küche enthoben wurden.

Als Anna mit der Mutter auf der Landstraße dahinwanderte, dachten beide, dies sei das Schlimmste, was ihnen geschehen konnte, nämlich die Weigerung der Frau

Schultheiß. Wenn es die Pröpstin gewesen wäre, die ihnen einen solchen Bescheid gegeben hätte, dann hätte es nichts bedeutet. Aber seht, die Frau des Schultheißen war überaus hochgeachtet in Medstuby. Die Leute richteten sich in allem nach ihr. Wenn sie sah, daß ein Bursche und ein Mädchen füreinander paßten, dann verheiratete sie sie einfach miteinander, und damit war die Sache erledigt. Und wenn die Männer auf zwei benachbarten Höfen in Streit geraten waren und darum prozessieren wollten, flugs war die Schultheißin da und zwang sie zu einem Vergleich.

Eigentlich hatte es ja gar nichts zu bedeuten. Frau Ryen hatte weder über Anna noch über deren Mutter Gewalt, jedenfalls aber meinte Anna jetzt, wenn die Frau Schultheiß nicht wolle, daß sie einen vornehmen Herrn heirate, dann sei auch die ganze Sache abgetan und erledigt.

All die Schwermut, die Anna durch ihre harten Kinderjahre im Gemüt saß, wollte aufs neue über sie herfallen; aber sie mußte doch bald genug wieder zurückweichen, denn am selben Tage noch bekam Anna einen Brief. Sie konnte ihn zwar nicht lesen, aber sie wußte ja, von wem er war. Sie trug ihn uneröffnet in der Tasche und dachte an ihn, der ihn geschrieben hatte. Seine eigenen Eltern hatten ja auch gemeint, sie sei nicht gut genug für ihn, aber er hatte ihnen männlich widerstanden, und er würde es wohl auch mit der Frau Schultheiß in Ordnung bringen.

Am andern Morgen tat sie ganz dasselbe, was andere in Medstuby taten, wenn sie mit Briefen belästigt wurden: sie ging zum Kantor Medberg und bat ihn, ihr den Brief vorzulesen.

Der Kantor hielt sich eben im Schulzimmer neben der Küche auf. Da hatte er einen überaus großen Tisch, der die halbe Stube einnahm, und rings um den Tisch herum saßen kleine Burschen, die lesen lernten, ja geradezu Gedrucktes in Büchern!

Der Kantor nahm den Brief, schnitt vorsichtig das Siegel auf und warf einen Blick auf die Unterschrift. Diese war deutlich und klar, da war nichts dagegen zu sagen, und mit lauter Stimme las er alles vor, was in dem Briefe stand.

Es fiel ihm nicht ein, die Kinder hinauszuschicken; diese blieben sitzen und lauschten den schönen Liebesworten, die der Bräutigam schrieb. Es ist nicht unmöglich, daß der Kantor dachte, es sei nützlich für die Jungen, wenn sie hörten, wie leicht er über einen geschriebenen Text Herr wurde. Es hätte sich nicht gelohnt, wenn Anna ihn gebeten hätte, er solle warten und ihr den Brief ein andermal vorlesen, denn er hätte sie dann womöglich gleich aufgefordert, ihres Weges zu gehen und ihren Brief selbst zu lesen.

Während der Kantor vorlas, wollte Anna nur an das denken, was in dem Briefe stand; sie konnte es aber doch nicht lassen, dabei die Jungen zu beobachten. Selbstverständlich hatten diese ihren Spaß dabei. Mit feuerroten Gesichtern und aufgeblasenen Wangen saßen sie da auf ihren Stühlen und kämpften mit der Lachlust.

Seit dem Besuch auf dem Schulzenhof war Anna innerlich beunruhigt. Mit der früheren Freude und Sicherheit war es vorbei. Warum sollte sie sich verwundern, wenn die Jungen lachten? Sie war es ja nicht wert, daß der Bräutigam so an sie schrieb.

Ein paar Tage lang wartete sie und fragte sich nur, was sie antworten solle. Sie wollte ihm sagen, sie sei zu der Überzeugung gekommen, daß sie nicht für ihn passe und daß seine Eltern sehr recht gehabt hätten, er dürfe nicht mehr an sie denken.

Als sie fertig war und in Gedanken einen langen Brief aufgesetzt hatte, ging sie wieder zum Kantor Medberg. Sie war diesmal vorsichtig und kam am Nachmittag, wo die Jungen nicht da waren. Sofort ließ sich der Kantor an dem großen Tische nieder, um nach ihrem Diktat zu schreiben, und es schien auch ganz gut zu gehen. Er ließ sie sagen, was sie wollte, und unterbrach sie nicht. Der gute Kantor führte die Feder mit Kraft und Nachdruck, und der Brief war im Handumdrehen fertig.

Danach las er ihr ihn vor; aber da mußte sie sich doch ein wenig verwundern. Seht, Kantor Medberg hatte in seinem Leben viele Liebesbriefe geschrieben, und was ein solcher eigentlich enthalten sollte, das wußte er besser als so ein Mädel, das noch nicht weiter gekommen war als bis zu dem ersten Brief. Und er kümmerte sich beim

Schreiben nicht darum, was so ein armes, unerfahrenes Wurm ihm diktierte. Er hatte also so angefangen:

Es freue die Briefschreiberin zu hören, daß sich der Bräutigam bei guter Gesundheit befinde, was das Allerbeste von allem Guten sei, und darüber verbreitete er sich die ganze erste Seite lang. Alsdann sprach er davon, wie unsäglich sie sich nach ihm sehne, jeder Tag sei so lang wie ein Monat, jeder Monat wie ein Jahr. Und auch dieses schmückte er noch lang und breit aus. Zum Schluß versicherte er, der Bräutigam könne sich auf ihre Treue verlassen, und ermahnte ihn zugleich, sie nie im Stich zu lassen, denn dann würde sie viele kummervolle Nächte haben, so viele „als wie Nüss' am Baume sind oder Blätter an der Lind', wie der Sand am Meeresgrund, wie die Sterne ohne Zahl an dem hellen Himmelssaal".

Als Anna den Kantor fragte, warum er nicht das geschrieben, was sie ihm diktiert habe, fragte er sie dagegen, ob sie glaube, er wisse nicht, wie ein Liebesbrief geschrieben werden müsse? Es gehe durchaus nicht an, einen Unsinn zu schreiben, wie sie ihn zusammengesetzt habe. Sie solle nur nicht vergessen, daß es ein Pfarrer sei, an den sie schreibe.

Damit mußte sie sich zufrieden geben; der Brief wurde zusammengefaltet, versiegelt und so, wie er war, abgeschickt. Aber was würde der Bräutigam denken, wenn er ihn erhielt? Anna Svärd fühlte ihre Unwürdigkeit und Niedrigkeit stärker als je vorher.

Zum drittenmal ging sie zum Kantor Medberg und fragte ihn, ob er ihr Unterricht im Lesen und Schreiben geben wolle. Er verhehlte ihr nicht, daß er sie für zu alt hielt, um so schwere Künste noch zu erlernen; doch Anna überredete ihn, sie doch einen Versuch machen zu lassen. Nun sollte sie am nächsten Vormittag zur gleichen Zeit wie die kleinen Bürschchen kommen.

Auf diese Weise kam es, daß Anna Svärd einige Wochen später an dem großen Tisch des Kantors mit dem Gänsekiel in der Hand und Papier vor sich nach Vorschrift schrieb: „Morgenstund' hat Gold im Mund."

Es war eine verzweiflungsvolle Arbeit. Sie hielt den dünnen Gänsekiel mit ihrer ganzen Kraft fest, drückte

die Spitze so stark auf, daß die Tinte in kleinen Tropfen aufs Papier spritzte, und zeichnete große, wunderliche Krakelfüße anstatt Buchstaben.

Auch in anderer Weise war es eine verzweiflungsvolle Arbeit. Denn sie hatte ja kein anderes Ziel im Auge, als dem Verlobten, sobald sie sich die schwer erworbene Gelehrsamkeit angeeignet hatte, zu schreiben, daß sie seiner unwürdig sei und daß er sich Anna Svärd aus dem Kopfe schlagen solle.

Aber obgleich sie sich für eine so traurige Sache anstrengte, könnte doch niemand sagen, sie habe nicht ihr Bestes getan. Sie setzte ihre ganze Kraft ein, wie wenn es sich darum gehandelt hätte, eine Tonne Roggen aufzuheben. Jedes Wort kostete sie eine fürchterliche Anstrengung, und sie mußte die Feder weglegen und sich verschnaufen, ehe sie ein neues begann.

„Die Feder muß lose und mit geraden Fingern gehalten werden," sagte der Kantor. Aber sie fühlte, der Gänsekiel ließ sich nicht festhalten, wenn sie ihn nicht so zwischen die Finger preßte, daß die Knöchel an der Hand weiß hervortraten. Schließlich war sie der ganzen Sache vollkommen überdrüssig, und sie wollte schon auf und davon gehen, als die Tür sich öffnete und die Frau Schultheiß in das Schulzimmer hereintrat.

Sie war ganz wie sonst, eifrig und beweglich, und gekommen, um mit Kantor Medberg die Angelegenheiten des Dorfes zu besprechen. Als sie nun Anna Svärd mitten unter den kleinen Jungen sitzen und so eifrig schreiben sah, daß die Tinte um die Feder spritzte, wurde ihr großes Interesse geweckt.

„Ach so," sagte sie, „wie ich sehe, hast du dir die Pfarrfrau noch nicht aus dem Sinne geschlagen."

Anna Svärd erwiderte nichts, aber der Kantor murmelte ein paar Worte, sie könne ja keine Pfarrfrau werden, wenn sie nicht wenigstens schreiben gelernt habe, sonst werde sie dieser Auszeichnung wohl verlustig gehen müssen.

Die Jungen grinsten aufs neue; aber die Frau Schultheiß warf ihnen einen Blick zu, der sie plötzlich ernst machte. Dann beugte sie sich über Anna vor und betrachtete deren Papier, wo die Schriftzeilen nach allen

Seiten hinausstrebten wie die Pfähle an einem eingestürzten Gartenzaun.

„Was schreibst du da?" fragte die Frau Schultheiß. „Laß mich sehen! ‚Morgenstund' hat Gold im Mund.' Wart ein wenig! Gib mir die Feder!"

Sie lachte, neigte sich über den Tisch vor und überlegte mit dem Gänsekiel an den Lippen.

„Wie heißt dein Bräutigam? Jaso, Karl Artur. Schau her, dann wirst du sehen!" Und mit großen, runden Buchstaben setzte sie den Namen aufs Papier.

„Kannst du lesen, was ich geschrieben habe? Hier steht ‚Karl Artur'. Versuch es, diesen Namen zu schreiben. Du wirst sehen, es geht, wenn du ihn liebhast."

Hierauf drückte sie Anna die Feder wieder in die Hand, und dann nahm sie den Kantor mit in die Küche, um allein mit ihm zu reden.

Anna starrte den schönen Namen an, den Frau Ryen geschrieben hatte. Sie wollte ihn ganz nach Vorschrift schreiben, aber sie brachte es durchaus nicht zustande. Da warf sie die Feder weg.

Nach einer Weile kam Frau Ryen mit dem Kantor wieder in die Schulstube herein.

Da drinnen war es grabesstill. Die Jungen grinsten nicht mehr, aber sie beschäftigten sich auch nicht mit dem Abcbuch. Sie beugten sich alle weit über den Tisch vor, um etwas Merkwürdiges zu betrachten, womit Anna beschäftigt war.

Lächelnd und glücklich arbeitete diese mit eifrigen Fingern. Als der Kantor mit Frau Ryen eintrat, versteckte sie die Handarbeit, an der sie nähte, unter dem Tisch.

„Her damit! Zeig es mir!" gebot Frau Ryen.

Und da bekamen alle ein Wunderwerk zu sehen. Anstatt Gänsekiel und Tinte hatte Anna aus ihrer Tasche Nadel und Faden genommen, sowie einen kleinen Lappen, in den sie die Buchstaben hineingenäht hatte. Und siehe, sie waren ebenso wohlgeformt wie die der Frau Schultheiß; und in ihrer Freude darüber, daß sie den Namen des Geliebten sticken konnte, hatte sie ihn mit einem kleinen Blumenkranz umgeben.

Frau Ryen betrachtete die Arbeit und legte dann den

Finger an die Nase, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie etwas Wichtiges überlegen mußte.

„Ei, sieh mal an! Liebst du ihn doch so sehr?“ sagte sie. „Das wußte ich nicht. Ich glaubte, du Kind dächtest nur an den Pfarrhof und an den Frauentitel. Du kannst morgen bei mir einziehen, dann will ich versuchen, einen ordentlichen Menschen aus dir zu machen.“

Die Hochzeit

1

An einem Samstagnachmittag stand Anna Svärd auf der Veranda des Schulzenhofs und sah einem Schlitten entgegen, der in langsamer Fahrt durch die Allee daherkam. Es war Winter und bitter kalt, aber sie fühlte die Kälte nicht. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, und ihre Wangen glühten. Sie wußte, wer in dem Schlitten saß — er, dem sie mit den Zugvögeln Grüße geschickt hatte.

Anna Svärd befand sich nun schon vier Monate zur Ausbildung auf dem Schulzenhof, und sie war da in einer richtigen Schule gewesen. Frau Ryen hatte sie gelehrt, darauf Achtung zu geben, wie sie selbst ging und stand, wie sie aß und trank, wie sie sprach und antwortete, wie sie grüßte und sich verabschiedete, wie sie lachte und hustete, wie sie nieste und gähnte und noch tausend andere Dinge. Niemand hätte verlangen können, daß aus Anna Svärd in so kurzer Zeit eine richtige Dame geworden wäre, aber Anna hatte doch gelernt, Unterschiede zu sehen. Wenn sie jetzt nach Medstuby hineinkam, merkte sie, daß es in der Kammer ihrer Mutter nach dem Stall und der Scheune roch, daß Jobs-Erik den Tabakssaft auf den Zimmerboden spuckte, sie hörte, daß ihr Bruder bei jedem Wort fluchte, und daß der Werktagspelz ihrer Mutter vor Schmutz starrte. So etwas war ihr früher nie aufgefallen; jetzt verursachte es ihr ein gewisses Unbehagen.

Vor allem aber war sie sich ihrer eigenen Fehler und Mängel bewußt geworden, und als sie jetzt den Schlitten mit ihrem Bräutigam daherfahren sah, war es nicht lauter Freude, die sie fühlte, denn möglicherweise gefiel sie

ihm gar nicht mehr, wenn er sie zwischen gebildeten Leuten sah. Schultheißens hatten zwei Töchter — nun ja, diese hatten allerdings Stubsnasen und ganz helles Flachshaar; aber wie konnten sie sich bewegen! Welch leichten Gang hatten sie, und wie schön klang es, wenn sie redeten! Und wie zierlich waren sie gekleidet! Wenn Anna doch nur die Mittel gehabt hätte, sich auch städtische Kleider anzuschaffen! Aber zu ihrem großen Kummer trug sie immer noch ihre Volkstracht. Eine Pfarrfrau in Wärmland konnte doch nicht so bunt wie ein Grünspecht herumgehen!

Außerdem wußte sie gar nicht recht, warum der Bräutigam kam, und das beunruhigte sie auch. Vielleicht kam er geradezu hergereist, um die Verlobung aufzulösen.

Gleich nach Weihnachten hatte er zwar die nötigen Papiere geschickt, damit sie in der Kirche aufgeboten werden konnten. Und die Leute sagten, wenn ein Paar in der Kirche dreimal aufgeboten worden sei, dann sei es so gut wie verheiratet. Aber auch das gab ihr keine Sicherheit.

Alle Leute in Medstuby hatten sich über das Aufgebot gefreut. Jobs-Erik zum Beispiel hatte nicht so recht an die Hochzeit glauben wollen. Aber am dritten Sonntag hatte der Oheim feierlich erklärt, er werde ihr die Hochzeit ausrichten. Ein dreitägiges Fest sollte es werden, wie man noch nie eines gesehen habe, mit Speisen und Getränken in Hülle und Fülle, mit Spielleuten und Tanz und Scherz und Kurzweil bis tief in die Nacht hinein. Denn wenn seine Nichte eine so gute Heirat mache, müsse die Hochzeit auch danach sein. Eine der Schultheißentöchter hatte in Annas Namen an den Bräutigam geschrieben und ihm Jobs-Eriks Versprechen mitgeteilt; aber merkwürdigerweise war auf diesen Brief nur die Antwort eingelaufen, daß er Anna selbst besuchen werde. Hatte er vielleicht seine Verlobung bereut, als er erfuhr, daß man schon von der Hochzeit redete? Oder was sollte dieser Besuch bedeuten?

Nein, Anna kam nicht zu einer richtigen Lösung dieser Fragen, denn der Schlitten hatte jetzt den Hügel hinter sich und fuhr in den Hof herein. Nun würde sie ihn also wiedersehen, und das war herrlich! Wie es nun auch

gehen mochte, schön und gut war es, daß sie ihn wiedersah.

Als er aus dem Schlitten stieg, stand nicht nur Anna Svärd auf der Hausstaffel, nein, auch der Schultheiß und die Frau Schultheiß hatten sich auf den Stufen aufgestellt, um den Gast zu begrüßen. Nun trat er zu ihr, schlang die Arme um sie und wollte sie küssen. Aber sie wurde ganz verlegen und entzog sich dem Kuß. Sie konnte sich doch nicht von ihm küssen lassen, wenn die andern dabei waren und zusahen! Im nächsten Augenblick fiel ihr allerdings ein, wie es bei den Herrschaften Brauch und Schick war: da küßte man sich in Gegenwart anderer, und nun ärgerte sie sich über sich selbst, weil sie sich dumm benommen hatte.

Sobald Karl Artur sich seines Pelzmantels entledigt hatte, gingen alle miteinander ins Eßzimmer, wo der Kaffeetisch mit den feinsten Tassen des Hauses und mit vielen leckeren Kuchen gedeckt war. Anna bekam ihren Platz neben ihrem Bräutigam. Sie hatte ja jetzt schon jeden Tag mit der Schultheißenfamilie Kaffee getrunken und wußte also, wie sie sich zu benehmen hatte. Aber einmal ums andere vergaß sie das Gelernte. Ohne daran zu denken, goß sie ihre Tasse so voll, daß der Kaffee überfloß, und ihr Stück Zucker steckte sie in den Mund und schlürfte den Kaffee hindurch. Sie benahm sich, wie wenn sie mit Mutter Svärd und Ris-Ingeborg Kaffee tränke, und plötzlich warf ihr die Frau Schultheiß einen Blick zu, worüber sie sich an dem Kaffee fast verschluckte.

Wieder ärgerte sie sich über sich selbst, tröstete sich aber damit, daß dies nichts zu sagen habe. Immerhin stand doch nicht alles so, wie es sollte, das fühlte sie wohl. Ihr Bräutigam war nicht so gegen sie wie bei ihrem letzten Beisammensein. Ach, er war sicherlich nur gekommen, um die Verlobung aufzuheben!

Während man Kaffee trank, hörte Anna eifrig zu, und sie erkannte wohl, wie gebildet und ausgesucht er sich mit der Schultheißenfamilie unterhielt. Wie leicht und gewandt wurden von beiden Seiten liebenswürdige Dinge gesagt! Karl Artur dankte der Familie für alles, was sie in diesen vier Monaten an seiner Braut getan habe, und

Frau Ryen erwiderte, er sei ihnen durchaus keinen Dank schuldig; im Gegenteil, eher müßte sie sich bedanken, denn Anna sei sehr tüchtig und habe sich im Haushalt außerordentlich nützlich erwiesen.

Alle miteinander, sowohl die Frau Schultheiß als auch der Herr Schultheiß mitsamt den Töchtern, sahen, seit der Bräutigam angekommen war, viel freundlicher aus und sprachen mit sanfteren Stimmen. Sie hatten wohl nicht erwartet, daß er so war, wie er sich jetzt zeigte. Vielleicht hatten sie sich eingebildet, er sei bucklig oder einäugig. Sicherlich hatten sie geglaubt, er müsse irgendeinen Fehler haben, wenn er ein armes Dalmädchen heiraten wolle.

Und das konnte Anna ihnen wohl verzeihen, denn auch sie hatte nicht mehr gewußt, wie schön und in allen Teilen vollkommen er war. Sie fragte sich, ob die andern wohl den hellen Schein sähen, der auf seiner Stirn lag. Und eine Wohltat war es, daß seine Augenlider so schwer waren und er sie meist gesenkt hielt, denn sonst hätte man nur immer regungslos in diese tiefen, wundervollen Augen hineinschauen wollen.

Es sah aus, als fühle sich der Bräutigam höchst behaglich bei der Schultheißenfamilie. Der Kaffeetisch war abgeräumt, aber er blieb noch eine ganze Weile in eifriger Unterhaltung sitzen. Nicht allein der Schultheiß und seine Frau, sondern auch die beiden Töchter mischten sich in das Gespräch. Anna meinte, sie nähmen ihr den Bräutigam vollständig weg, und mit jeder Minute wurde ihr trauriger und sonderbarer zumut.

„Ja, zu denen g'hört er," dachte sie. „Aus mir macht er sich nix mehr. Jetzt sieht und merkt er, daß ich nit für ihn passʼ. Jetzt bin ich für ihn und für die andern gar nit mehr vorhanden."

Doch ja, jetzt drehte er sich zu ihr um. Er schlug die Augen auf und warf ihr einen Blick zu, den sie genau so empfand, wie wenn die Sonne plötzlich hinter einer Wolke hervorbricht. Er sagte, er möchte jetzt gern ins Pfarrhaus gehen, ob es nicht sehr weit entfernt sei?

Nein, weit sei es gerade nicht; er müsse nur die Dorfstraße entlang gehen und sich dann links wenden. Es liege eine kleine Strecke nördlich von der Kirche entfernt.

Anna sagte das ziemlich unfreundlich; alle Anwesenden merkten es und sahen sie verwundert und mißbilligend an. Aber sie konnte nicht anders antworten, obgleich sie ganz genau wußte, daß es dem Bräutigam vollkommen ernst war; denn eigentlich hätte er doch, anstatt ins Pfarrhaus zu gehen, ihre Mutter und andere Verwandte aufsuchen sollen.

„Ich dachte, du werdest mir den Weg zeigen," sagte er.

„O ja, das kann ich woll," versetzte sie.

Sie wollte sich nicht weigern, denn jetzt wollte er offenbar allein mit ihr reden, um Schluß zu machen. Aber sie konnte nicht freundlich und glücklich aussehen; das Herz lag ihr wie ein toter Klumpen in der Brust, denn er war ja in allem so ganz anders geworden. Die andern, die ihn früher nicht gesehen hatten, konnten freilich nicht merken, wie verändert er war.

Aber es wurde noch schlimmer. Als er schon im Begriff war, hinauszugehen, um seinen Pelzmantel anzuziehen, fiel ihm plötzlich etwas ein. Und da bat er den Schultheiß und seine Frau, ein paar Worte allein mit ihnen reden zu dürfen. Jawohl, sie seien bereit dazu. Sie nahmen ihn in die Amtsstube, während Anna und die Töchter im Eßzimmer zurückblieben. Keines von ihnen sprach ein Wort, aber Anna schien es, als sähen sie sie recht mitleidig an. Sie hätte ihnen gerne gesagt, sie wisse wohl, um was es sich handle, und sie werde es schon verwinden. Es sei gar nicht so sehr schlimm für sie, denn sie könne ja wieder ihren Ranzen auf den Rücken nehmen, falls nichts aus der Heirat werde.

Schultheißens sahen ganz bekümmert und ernst drein, als sie wieder ins Eßzimmer zurückkamen, und das konnte Anna wohl verstehen. Nun hatten sie sie hier im Hause gehabt und sich alle Mühe gegeben, ihr gute Manieren beizubringen, und nun hatten sie erfahren, wie unnötig das alles miteinander gewesen war.

Als Anna und ihr Bräutigam auf die Landstraße hinausgekommen waren, gingen sie so weit wie möglich voneinander entfernt; aber es war erst Ende Februar, und so hatte die Sonne den hohen Schneewällen noch nichts anhaben können; diese lagen noch unberührt an beiden Seiten des Weges da. Der Fahrweg dazwischen war sehr

schmal, und es fiel Anna schwer, sich so weit von ihrem Bräutigam entfernt zu halten, wie sie wünschte.

Die Tage waren indes schon recht lang geworden, und es herrschte jetzt noch helles Tageslicht. Eine schmale Mondsichel schaute vom bleichen Himmelsgewölbe herab. Anna meinte, die Sichel dort droben sehe gefährlich scharf und feingeschliffen aus. Ach, das ist wohl die Sichel, mit der mein Glück abgemäht werden soll!

Anna war an Kälte gewöhnt und machte sich sonst nichts daraus, ob es auch noch so kalt war. Aber so bitter kaltes Wetter wie an diesem Abend hatte sie noch nicht erlebt. Bei jedem ihrer Schritte knirschte der Schnee laut unter ihren Füßen. „'s ist nit verwunderlich, daß d'r Schnee jammert," dachte sie. „'s tut ihm weh, weil alle die Schritt', die auf ihm 'rumtret'n, so kummervoll sind."

Schließlich erreichten sie den Pfarrhof, und da erst brach Karl Artur das Schweigen. „Nun erwarte ich von dir, Anna, daß du dich dem nicht widersetzt, um was ich den Pfarrer bitten will. Du wirst wohl begreifen, daß ich es so einzurichten versuche, wie es für uns beide am besten ist."

Nein, sie werde gewiß keinen Widerstand leisten, darüber könne er ganz beruhigt sein. Er solle es ganz nach seinem eigenen Wunsche einrichten.

„Ich danke dir für dieses Versprechen," sagte er.

Hierauf gingen sie in das Studierzimmer des Pfarrers und fanden ihn da an seinem Schreibtisch sitzen. Es war ja Samstagabend, und er war wohl bei seiner Predigt. Er warf auch den beiden, die eben hereinkamen und ihn störten, durchaus keine freundlichen Blicke zu.

Der Bräutigam stellte sich vor, und als der Pfarrer hörte, daß es ein Amtsbruder war, der ihn zu besuchen kam, da setzte er gleich ein anderes Gesicht auf.

Anna Svärd war an der Tür stehengeblieben und verhielt sich ganz still, während die beiden Pfarrer die üblichen Reden austauschten. Aber nach einer kleinen Weile trat der Bräutigam zu ihr, nahm sie bei der Hand und stellte sich mit ihr vor dem Pfarrer auf.

„Herr Oberpfarrer," sagte er, „ich weiß, Ihre Zeit ist sehr besetzt, und ich will daher nicht zögern, Ihnen das

vielleicht etwas eigentümliche Anliegen vorzutragen, weswegen ich hierhergereist bin. Es wird Ihnen gewiß nicht schwer fallen, Herr Oberpfarrer, sich in die Gefühle der Liebe und Sehnsucht eines jungen Mannes hineinzuversetzen. Erst am Tage vor meiner Abreise kam mir der Gedanke, welch ein Glück es wäre, wenn ich nicht allein nach Korskyrka zurückkehren müßte, und dieser Gedanke entzückte mich. Aber war eine Möglichkeit vorhanden, ihn in die Tat umzusetzen? Das kleine Heim, das ich für mich und meine Gattin ausersehen hatte, war fast fertig. Gute Freunde versprachen mir, die Maler und Schreiner anzutreiben, damit wir Ende nächster Woche einziehen könnten. Diese Sache braucht also kein Hindernis zu sein."

Anna Svärd sah, daß des Pfarrers Gesicht einen ganz abweisenden Ausdruck angenommen hatte. Er war gewiß fest entschlossen, Einwendungen zu machen, allein der Bräutigam ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Am letzten Dienstag fuhr ich ab und hätte eigentlich schon am Donnerstag oder Freitag in Medstuby eintreffen sollen, doch ein widriges Schicksal warf alle meine Berechnungen über den Haufen. Ermattete Pferde, dem Trunk verfallene Wagenführer, Eisgang auf den Flüssen haben mein Eintreffen hier bis zu diesem Nachmittag unmöglich gemacht. Aber, Herr Oberpfarrer, soll all dies wirklich diese mir so lieb gewordenen Hoffnungen vernichten können? Der hauptsächlichste Einwand wäre gewesen, daß meine Braut sich schon auf die große Hochzeit gefreut habe, die der Oheim auszurichten versprochen hat. Ich kann diese ihre Freude wohl verstehen, aber nicht einen Augenblick habe ich daran gezweifelt, daß sie auf ein Gastmahl verzichten will und sofort mit mir ziehen wird. Und so frage ich Sie nun, Herr Oberpfarrer, ob Sie uns morgen nach Schluß des Gottesdienstes in der Kirche trauen wollen?"

Der Pfarrer zögerte ein paar Augenblicke mit der Antwort. Er kannte seine Gemeinde und wußte wohl, wie viele sich schon auf das große Gastmahl freuten, und so fürchtete er, man werde ihn tadeln, wenn er die Änderung billige.

„Meine lieben jungen Freunde!" sagte er. „Wollt ihr

nicht den Rat eines alten Mannes befolgen und von dieser Anordnung abstehen? Sie, Herr Magister, werden verstehen, daß hier bei uns von dieser Heirat sehr viel geredet worden ist. Man erwartet nicht, sie werde so ganz unbemerkt und überstürzt vor sich gehen. Man hofft auf ein großartiges Fest."

Der Bräutigam machte eine abwehrende Bewegung. „Lassen Sie mich vollkommen aufrichtig sein, Herr Oberpfarrer. Sie wissen wohl ebensogut wie ich, was eine großartige Hochzeit heißen will. Völlerei, Schwelgerei, Schlägerei, Unzucht. Die ursprüngliche Veranlassung zu meiner Reise war, dem Gedanken an eine solche Art Fest von Anfang an Einhalt zu gebieten, und ich sehe keinen anderen Ausweg, dieses Ziel auf beste und passendste Weise zu erreichen, als durch den Plan, den ich Ihnen zu entwickeln eben die Ehre gehabt habe."

Der Pfarrer sah zur Zimmerdecke empor und in der Stube umher, wie wenn er nach einem Ausweg suchte, um diesem eigensinnigen jungen Amtsbruder zu entrinnen. Schließlich fiel sein Blick auf Anna Svärd. Da hellte sich sein Gesicht auf, er meinte offenbar, nun den Ausweg gefunden zu haben.

„Herr Magister Ekenstedt, Sie haben mich noch nicht wissen lassen, wie sich Ihre Braut zu diesen meiner Ansicht nach etwas überstürzten Plänen stellt," sagte er.

Doch Karl Artur antwortete sofort ohne alles Zögern:

„Ehe ich in dieses Zimmer eingetreten bin, hat mir meine Braut versprochen, meine Anordnungen gutzuheißen."

Mit dem besten Willen konnte Anna Svärd hier eine wenn auch noch so kleine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken, und das sah der Pfarrer.

„Aber du, Anna, bist du dir auch vollständig klar über diese Anordnungen?" fragte er, indem er sich direkt an die Braut wandte.

Tiefe Röte überzog ihr Gesicht. Eines war ihr während der Unterredung jedenfalls ganz klar geworden: Karl Artur wollte sich wirklich mit ihr verheiraten. Sie brauchte keine Angst zu haben. Er hatte sie nicht zu gewöhnlich und bauernmäßig gefunden, er wollte sie nach wie vor zu seiner Frau machen.

Aber gleichzeitig war sie unzufrieden und beunruhigt. Warum hatte er nicht vor allen Dingen sie gefragt, ob sie bereit sei, ihn gleich morgen zu heiraten?

„Er hat mich nit gradso lieb, wie ich ihn," dachte sie, „Wenn er mich lieb hätt', würd' er z' allererst mich g'fragt hab'n, wie ich 's haben möcht."

Wenn sie sich aber auch im tiefsten Innern verletzt und benachteiligt fühlte, so war das eine Sache für sich. Etwas anderes war es, den Bräutigam dem Pfarrer gegenüber nicht im Stich zu lassen, und so sagte sie:

„Du wirst woll verstehen, lieber Herr Propst, daß ich bereit bin, ihm in die weit' Welt 'nausz'folgen, wohin 's auch immer gehen mag."

„Nun, Herr Magister, wenn es sich so verhält, dann steh ich Ihnen natürlich zur Verfügung," schloß der Pfarrer.

2

Die Frau Schultheiß saß in ihrer guten Stube mit dem Finger an der Nase, wie sie zu tun pflegte, wenn sie mit irgend etwas zurechtkommen wollte.

Sie hatte Anna Svärd tatsächlich liebgewonnen, und es hatte ihr leid getan, daß das junge Mädchen um die stattliche Hochzeit, auf die es gehofft hatte, kommen sollte. Auch hatte Frau Ryen schon am Samstagabend alle Leute, sowohl die in ihrem eigenen Hause als auch die in Medstuby, in Bewegung gesetzt, um ihr bei der Sache zu helfen. Der Brautstaat, der im Jobshof aufbewahrt wurde, war nachgesehen und aufgeputzt worden, und am Sonntag vormittag war Ingeborg vom Rishof mit ihrer Schwester auf den Schulzenhof gekommen und hatten Anna Svärd nach altgewohnter Sitte in den Brautstaat gekleidet. Der Hochzeitszug, der sich auf dem Hügel vor der Kirche versammelt hatte, war dank den Anstrengungen der Frau Schultheiß recht groß und ansehnlich geworden. Zwei Spielleute waren beim Einmarsch in die Kirche an der Spitze geschritten. Der Schultheiß, Kantor Medberg, Jobs-Erik, Kirchenälteste und Schöffen mit ihren Frauen waren dicht hinter dem Brautpaar gegangen. Dalburschen und Dalmädchen in ihren Fest-

gewändern hatten den Zug beschlossen. Alles miteinander war schön und festlich gewesen. Die allerlängsten Vorbereitungen hätten kaum ein besseres Ergebnis haben können.

Ein Hochzeitsessen im Jobshof hatte allerdings nicht stattfinden können, dafür aber hatte die Frau Schultheiß ein kleines Festmahl bei sich daheim gerichtet. Glücklicherweise hatte sie sich schon im voraus auf ein Zusammensein des Bräutigams mit seinen neuen Verwandten vorbereitet gehabt, so daß sich die Sache ziemlich leicht ausführen ließ. Die Gäste waren ja außerdem lauter kluge Leute, die wohl verstanden, daß es sich nicht um eine üppige Gasterei handeln konnte.

Wenn sie aber gewußt hätte, wie langweilig diese Mahlzeit verlaufen würde, ach, dann hätte sie wohl ihre gute Absicht nicht ins Werk gesetzt! Alle, die zu dem Fest kamen, waren sonst recht gesprächige Leute, aber an diesem Abend wußte keines etwas zu sagen. Frau Ryen selbst tat, was sie konnte, und ihr Mann nebst den Töchtern taten auch ihr Bestes. Sogar der Bräutigam strengte sich an, das Gespräch im Fluß zu erhalten; aber es lag etwas Drückendes in der Luft. Die Leute dachten vielleicht an die großartige Hochzeit mit all ihrem Staat und ihrem Vergnügen, deren sie verlustig gegangen waren.

Was die Braut betrifft, so unterließ sie es vollständig, irgend etwas zu sagen. Den ganzen Abend hindurch saß sie, die dichten Augenbrauen finster zusammengezogen, still da und starrte immer geradeaus. Sie sah aus wie eine Angeklagte, die auf ihr Urteil wartet.

„Dieser Ehestand fängt wirklich nicht gut an," dachte die Frau Schultheiß. „Ich möchte wohl wissen, worüber Anna Svärd nachgrübelt. Kann sie wohl darum so niedergedrückt aussehen, weil ihr die große Hochzeit im Jobshofe nicht ausgerichtet werden durfte?"

Um die Zeit schneller vergehen zu lassen, hatte sich Frau Ryen an Magister Ekenstedt gewandt und ihn gefragt, ob er nicht eine kleine Rede halten wolle. Er war auch gleich ihrem Wunsche nachgekommen, und jetzt eben hörte sie auch zu. Er sprach gut und fließend; aber Frau Ryen konnte sich nicht verhehlen, daß seine Worte sie erschreckten. „Was sagt er denn da?" dachte sie. „Die-

5*

ser junge Mann wagt sich bestimmt auf ein Eis hinaus, das nicht fest genug ist, ihn zu tragen."

Sie verwunderte sich immer mehr. „Was, um Himmels willen, bedeutet denn das?" dachte sie wieder. „Will er sein Leben als Jesu Nachfolger in Armut verbringen? Und hat er sich, um dieses durchzuführen, eine Frau gesucht, die von gleicher Gesinnung sei wie er, die den Reichtum verachte wie er auch, die verstehe, daß es kein größeres Glück gäbe, als unter den Mitmenschen die Werke Gottes zu tun?"

Frau Ryen, die nur allzugut wußte, daß die junge Braut während der ganzen Zeit ihrer Verlobung von einem Pfarrhof mit Pferd und Kuh, Magd und Knecht geträumt hatte, meinte, es gehe ihr ein Mühlrad im Kopfe herum.

„Das ist ein schreckliches Mißverständnis," dachte sie. „Anna Svärd weiß von all dem gar nichts. Was soll nur daraus werden?"

Je länger sie zuhörte, desto besser verstand sie, was für eine Art von Menschenkind sie vor sich hatte. „Meine liebe Anna Svärd ist einem Schwärmer in die Hände gefallen," dachte sie. „Er hat sich eine Frau aus dem Bauernstande gewählt, um jemand neben sich zu haben, der an Arbeit gewöhnt ist und das Hauswesen selbst versorgen kann. Er gehört zu jenen jungen Menschen, die nach Bauernart leben wollen. Vornehm zu sein, ist nicht mehr modern."

Sie ließ ihre Blicke von einem zum andern der Tischgenossen schweifen. Was dachte wohl Jobs-Erik, der nie einen Heller unnötig ausgab? Was dachte die alte Berit, die auf Leben und Tod mit der Armut gekämpft hatte? Was dachte Ris-Ingeborg, die jeden Abend mit den Sorgen um ihren Hof einschlief? Und was mochte die junge Frau selbst über diese Verkündigung denken, sie, die drei Jahre lang mit dem Kramsack auf dem Rücken durchs Land gezogen war?

„Sie alle sind doch jedenfalls ebenso erschrocken wie ich," dachte sie. „Aber sie sitzen ganz gelassen da und tun, als ob es gar nichts Besonderes wäre."

Da ging ihr plötzlich ein Licht auf. Ach, diese Leute nahmen den jungen Pfarrer ja gar nicht ernst! Dieses

Reden vom Segen der Armut war etwas, das zu seinem Amt gehörte. Es war eine schöne Rede und erbaulich zu hören; aber keiner von allen den Zuhörern glaubte auch nur einen Augenblick, der Bräutigam werde selbst so leben wollen, wie er predigte. Warum sollten sie sich beunruhigen? Sie wußten ja wohl, daß es arme Pfarrer gab, und keines der Anwesenden bildete sich ein, ein so junger Pfarrer werde schon eine fette Pfarrei bekommen haben; aber trotzdem würde er sicherlich seiner Frau einen größeren Wohlstand bieten können, als diese bisher gewohnt gewesen war. Er war ja besserer Leute Kind, und solche sterben in Schweden niemals Hungers.

Frau Ryen, die ihrerseits begriff, daß es dem Bräutigam ernst war und daß das Leben, das auf seine Frau wartete, hart und anstrengend sein würde, fragte sich, wie sie sich verhalten solle.

„Diese beiden Menschen sind ja kaum miteinander zusammen gewesen," dachte sie. „Und da Anna nicht schreiben kann, haben sie einander auch nicht durch Briefe kennenlernen können. Sie kennen einander noch ebensowenig, wie damals, wo sie sich auf der Landstraße trafen. Wäre es nicht klug, der Braut die Augen zu öffnen? Sie ist ein prächtiges Menschenkind, obgleich sie nicht auf der Seite des Entsagens steht. Kann ich sie in ihren Ehestand treten lassen, ohne ihr einen Wink zu geben, was ihrer wartet?"

Wie lange sie auch überlegte, schließlich beschloß sie doch, sich nicht in die Sache zu mischen. Wenn die beiden nicht schon Mann und Frau gewesen wären, hätte sie ein Eingreifen für ihre Pflicht gehalten; aber so wie es stand, fand sie es am klügsten, die Eheleute einander selbst zu überlassen.

Als das Festmahl vorüber war, die Gäste abgezogen waren und Frau Ryen mit ihren zwei Töchtern die Braut ins Gastzimmer geleitet hatten, wo das Brautbett bereitstand, kam der junge Ehemann selbst zu der Hausfrau und bat sie um eine Unterredung.

Nach dieser Unterredung, die wenigstens eine halbe Stunde dauerte, ging Frau Ryen in ihr Schlafzimmer und holte ihre Bibel vom Nachttischchen. Mit dieser unter dem Arm ging sie die Treppe hinauf und in das Gast-

zimmer, wo ihre beiden Töchter Anna Svärd eben von all dem Brautstaat befreit hatten und ihr nun ins Bett halfen.

Frau Ryen sah auf den ersten Blick, daß Anna Svärd noch immer mit dicht gerunzelten Brauen und unergründlichem Blick irgendeinem furchtbaren Unglück entgegenzustarren schien. Als sie nun die Frau Schultheiß mit der Bibel unter dem Arm eintreten sah, nickte sie mehrere Male bedeutungsvoll, wie wenn sie sagen wollte: „Nun bekomm' ich doch recht. Auf dies hab' ich schon den ganzen Abend gewartet."

Die Frau Schultheiß beeilte sich durchaus nicht. Sie putzte das Licht, schickte die Töchter zu Bett, setzte ihre Brille auf und blätterte in ihrer Bibel. Als sie die gesuchte Stelle gefunden hatte, sagte sie zu Anna, es seien da einige Verse, die sie ihr jetzt, wo sie in die Ehe trete, gern vorlesen möchte.

Anna Svärd setzte sich im Bett auf und faltete die Hände. Ganz sicherlich fand sie das Vorlesen aus der Bibel höchst unnötig. Es sollte ja gewiß nur eine Einleitung zu etwas Schwerem sein, das ihr nun mitgeteilt würde, und sie wäre am liebsten des Wartens überhoben gewesen.

Frau Ryen fing an, aus dem dreizehnten Kapitel des ersten Briefes an die Korinther vorzulesen:

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht.

Sie stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden.

Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles."

Frau Ryen, die vielleicht an ihren eigenen Hochzeitsabend dachte, las die wunderbaren Worte mit gerührter Stimme, und Anna Svärd wurde unwillkürlich mit fortgerissen. Was da vorgelesen wurde, war wie aus ihrem eigenen Herzen herausgesprochen. Noch nie hatte sie etwas aus der Bibel gehört, was so richtig und wahr gewesen wäre.

Als Frau Ryen geendet hatte, wiederholte Anna Svärd den letzten Vers vor sich hin.

„Willst du es vielleicht noch einmal hören?"

„Ja," antwortete die Braut, und sie sagte das Wort nur flüsternd, so gerührt war sie.

Jetzt waren ihre Brauen nicht mehr so stark gerunzelt, und ihre Augen sahen weniger starr aus. Frau Ryen fing an zu hoffen, daß sie sich ihres Auftrages ohne allzu heftigen Widerstand entledigen könnte.

„Sieh, sieh," dachte Frau Ryen. „Anna Svärd ist weit davon entfernt, dumm zu sein. Sie hat vorhin ihres Mannes Rede mit angehört und versteht vielleicht schon, wie alles zusammenhängt."

Nachdem sie die schönen Worte über die Liebe noch einmal vorgelesen hatte, legte sie die Bibel weg.

„Wenn es sich nun zeigen sollte, daß nicht alles so für dich wird, wie du erwartest, dann denk' an diese Worte!" sagte sie.

Die tiefen, schwermütigen Augen richteten sich auf Frau Ryen. Diese Äußerung konnte vielleicht nur als eine passende Ermahnung an eine neuverheiratete Frau gemeint sein. Aber sie konnten auch eine Einleitung zu dem Schrecklichen sein, das kommen mußte. Und die Frau Schultheiß beeilte sich auch, eine Erklärung zu geben.

„Siehst du, Anna, ich meine, wenn man jemand mit der rechten Liebe liebhat, dann kümmert man sich nicht darum, wie man es in weltlicher Beziehung bekommt. Pferde und Kühe, Mägde und Knechte, sie sind's ja nicht, die man heiraten soll."

Frau Ryen fand Anna Svärds Benehmen höchst sonderbar. Eine Andeutung, wie die eben ausgesprochene, hätte ja die schrecklichste Unruhe bei ihr hervorrufen müssen. Aber Anna sagte weder ein Wort, noch machte sie eine Bewegung. Frau Ryen mußte also nach weiteren Erklärungen greifen.

„Mein Kind, du darfst nicht denken, ich mische mich ungebeten in deine Angelegenheiten. Eben vorhin, nachdem du schon hier heraufgegangen warst, kam dein Mann zu mir und redete ganz offen mit mir darüber, wie ihr es in Zukunft haben solltet. Ich fragte ihn, ob du wirk-

lich all dies wüßtest, und er antwortete mir, du habest es vom ersten Augenblick an gewußt."

Diesmal drangen wirklich ein paar Worte über Anna Svärds Lippen. „Was hätte ich denn wissen sollen?" fragte sie. Aber der Ton ihrer Stimme war vollständig gleichgültig. Das Entsetzliche, worauf sie wartete, hatte offenbar damit nichts zu tun.

„Erinnerst du dich nicht," fuhr Frau Ryen fort, indem sie unwillkürlich lauter sprach, als ob sie mit jemand redete, der noch nicht ganz wach sei, „erinnerst du dich nicht, daß dein Mann zu dir sagte, er wolle ein Leben in Jesu Nachfolge führen? Dasselbe hat er heut abend auch zu mir gesagt."

„Ja, aber ..."

„Ich hatte gleich den Verdacht, du werdest ihn gar nicht verstanden haben. Und als ich das deinem Manne auseinandersetzte, bat er mich, dir doch sofort mitzuteilen, was auf dich warte. Er bat mich, dir zu sagen, daß er keine Pfarrei habe. Er ist ein Hilfsgeistlicher mit einhundertfünfzig Reichstaler Gehalt. Bis jetzt hat er Kost und Logis in der Propstei gehabt; da er sich nun aber verheiratet, bekommt er statt dessen wohl Mehl, Butter und Milch, und zwar gewiß so viel, daß es für euch beide reicht, aber auch nicht mehr, und wenn du nun große Erwartungen gehegt hast ..."

Als Anna Svärd das gehört hatte, stellte sie eine Frage; aber die Frau Schultheiß merkte, daß sie es nur aus Höflichkeit tat, denn selbst schien sie auch nicht das geringste Interesse für diese Sache zu haben. Sie fragte, wo sie wohnen würden.

„Dein Mann machte im Herbst eine kleine Erbschaft von einer Tante," sagte Frau Ryen. „Es waren zwar nur eintausend Reichstaler und eine Zimmereinrichtung. Für das Geld hat er ein Häuschen gekauft mit nur einem Zimmer und einer Küche. Nun, das reicht wohl für euch zwei. Aber du mußt wissen, es sind keine Wirtschaftsgebäude da, keine Äcker, keine Wiesen. Du mußt selbst das Essen kochen, mußt Feuer anmachen, Brot backen, scheuern und alles selbst tun."

Die Frau Schultheiß fragte sich, ob Anna Svärd sich nur so gleichgültig stelle, und ob der Sturm, der in

ihrem Innern toben mußte, wohl über den Mann, wenn dieser kam, losbrechen würde. Aber auch darauf deutete nichts hin. Das starke, kräftige Mädchen sah alle ihre Hoffnungen in Trümmer gehen, ohne auch nur das geringste Zeichen des Bedauerns an den Tag zu legen.

„'s ist bedauerlich, daß ich dich überredet hab', mich zu erziehen," sagte Anna Svärd.

„Ach, das ist das Geringste," entgegnete Frau Ryen. „Es war eine Freude, dich etwas zu bilden, denn du bist ja so sehr gelehrig. Hier auf dem Schulzenhof haben wir dich alle gern, das verstehst du doch wohl, mein Kind? Dies hier ist der erste leidige Augenblick, den ich deinetwegen habe."

Anna Svärd fand nicht ein Wort des Dankes für Frau Ryens Freundlichkeit, und diese fühlte sich fast ein wenig gekränkt.

„Du tröstest dich vielleicht damit, daß dein Mann bald eine bessere Stelle bekommen werde. Aber auch darauf darfst du dich nicht so sicher verlassen. Wenigstens sagt er, er wolle sein Leben lang arm bleiben. Oder falls du an seine wohlhabenden Eltern denkst, dann muß ich dir noch etwas sagen. Er hat sich deinetwegen mit ihnen überworfen, und nun hat er weder ein Erbe noch sonst etwas von ihnen zu erwarten."

„'s tut mir nur um meine Mutter leid," sagte Anna Svärd; „sie hat g'meint, sie werd' bis zu ihrem Tod ihren Unterhalt bei uns hab'n."

„Wenn der Propst in Korskyrka einmal stirbt," fuhr Frau Ryen unbarmherzig fort, „dann wird dein Mann als Hilfsgeistlicher woanders hingeschickt, und gerade das ist noch das Allerschlimmste, denn du kannst nicht mit ihm gehen, sondern bleibst allein in eurer Hütte zurück, und der Propst in Korskyrka ist sechsundsiebzig Jahr alt, er wird also nicht mehr allzulange leben."

„Ja, ich versteh', 's wird schwer für uns werd'n," sagte Anna Svärd ebenso unberührt wie vorher.

„Nachdem ihr nun also einer ganz unsicheren Zukunft entgegensehen müßt," redete Frau Ryen weiter, „finde ich deines Mannes Vorschlag ganz richtig. Er bat mich nämlich, dich zu fragen ... er meinte, ihm selber falle es schwer ... er wollte, ich solle dir vorschlagen, daß ..."

Sie wurde durch eine heftige Bewegung ihrer Zuhörerin unterbrochen. Anna Svärd hatte sich ihr gerade zugewendet; sie saß vorgebeugt da und lauschte atemlos. Jetzt war sie ganz Ohr. Alle Schlaffheit war von ihr gewichen.

Frau Ryens Wangen färbten sich mit einer leichten Röte.

„Liebes Kind," sagte sie, „du siehst mich ja an, daß ich fast Angst bekomme. Aber ich finde seine Bedenken wohl begründet. Es wäre gewiß nicht klug von euch, wenn ihr Kinder bekommen würdet. Nun, du verstehst doch wohl, was ich meine?"

Anna Svärd war auf ihr Kissen zurückgesunken. Sie weinte nicht, aber sie rang die Hände, und ihre Gesichtszüge verzerrten sich wie bei einem verzweifelten Menschen. „Ich wußt' es, ich wußt' es!" stöhnte sie. „Ich hab's erwartet. Er hat mich nicht mehr lieb."

„Liebes Kind," sagte Frau Ryen, „nimm es doch nicht auf diese Weise! Dein Mann ist nicht wie wir andern. Er ist eben von ganz anderer Art, verstehst du. Er liebt dich; aber Leute von seinem Schlag meinen, sie dienten Gott damit, daß sie sich das versagen, was sie sich am meisten wünschen."

„Liebt er mich, wenn er mir so 'ne Botschaft schickt?" rief Anna Svärd mit schriller Stimme. „Er ist meiner überdrüssig, hast du das nit an allem g'merkt? Aber jetzt soll er mich auch los werd'n!"

Sie warf die Decke zurück, raffte ihre Strümpfe und Schuhe an sich und begann sich anzukleiden.

„Liebes Kind," versuchte Frau Ryen zu beruhigen, „ich versichere dir, du täuschest dich. Dein Mann sagte mir, er hege eine warme Liebe für dich. Seit er hierhergekommen sei, habe er immerfort mit seiner Neigung gekämpft. Er habe nicht einmal mit dir zu sprechen gewagt."

Sie hielt inne, denn Anna Svärd zog ihre Kleider so rasch an, als gälte es, einer Feuersbrunst zu entfliehen.

„Ach, Unsinn!" schrie sie. „Hat er mich lieb, wenn er so 'ne Hochzeit ins Werk setzt? Ich weiß nit, was er von mir will."

Frau Ryen sah, wie hastig Annas Hände sich beweg-

ten und wie wild die Augen in dem blassen Gesicht glühten. Und da ging sie, nein, sie lief eilends zum Zimmer hinaus.

Sie fand Karl Artur Ekenstedt in dem dämmrigen Eßzimmer. Er lag im Gebet versunken auf den Knien. Frau Ryen stürzte auf ihn zu und schüttelte ihn am Arm. Da richtete er sich mit einer verlegenen Röte im Gesicht auf.

„Ich habe Gott gebeten, er möge Anna meine Botschaft in der richtigen Weise aufnehmen lassen," sagte er.

„Jetzt ist wahrhaftig nicht Zeit zum Beten!" rief Frau Ryen, indem sie ihn nochmals heftig am Arm schüttelte. „Wenn Sie nicht eilends zu Anna hinaufgehen und ihr zeigen, daß Sie sie so lieben, wie ein Mann seine Frau lieben soll, dann werden wir sie wohl morgen in einer Wake im Dalelf suchen müssen!"

Das neue Heim

Anna Svärd war sicher dazu geschaffen, mit dem Kramsack auf dem Rücken umherzuwandern. Sie hatte den rechten Blick für das, was sie den Kunden anempfehlen sollte. Niemals hatte sie in ihren Ranzen eine Ware gelegt, die unverkäuflich gewesen wäre. Wenn sie in ein Haus kam, wo man nichts kaufen wollte, ging sie, ohne aufdringlich zu sein, wieder fort. Traf sie mit Käufern zusammen, die gerne die Preise herunterhandelten, dann ließ sie ihnen ihren Willen, setzte aber dabei eine genügend mißvergnügte Miene auf, damit sie glauben sollten, sie machten ein gutes Geschäft. Außerdem war sie vollkommen ehrlich. Sie pries nie einen Stoff an, der mottenzerfressen war oder vom Seewasser gelitten hatte. Wenn ein seidenes Tuch durch langes Liegen in ihrem Ranzen an den Falten brüchig geworden war, machte sie selbst auf den Schaden aufmerksam und verkaufte das Stück zu einem Schleuderpreis.

Über eines kann durchaus kein Zweifel herrschen: Anna Svärd hätte sich sicher ein kleines Vermögen erworben, wenn sie bei ihrem Handel geblieben wäre. Aber von dem Tag an, wo sie Karl Artur auf der Landstraße getroffen hatte, war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie war durchaus nicht weniger gewandt, we-

niger berechnend, weniger wachsam, o nein, aber diese guten Gaben, die ihr früher dazu gedient hatten, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, waren jetzt eben in den Dienst der Liebe getreten. Sie verwunderte sich selbst oft darüber, daß sie früher so eifrig aufs Geldverdienen ausgewesen war. War sie es denn wirklich gewesen, die sich auf den Jahrmärkten über jeden herzutretenden Käufer glücklich gefühlt hatte? War sie es selbst, sie, Anna Svärd, die im Lande umhergewandert war und an nichts anderes gedacht hatte, als Groschen auf Groschen zu sammeln? Es war seltsam und unglaublich; aber damals hatte sie eben nicht gewußt, was das Wichtigste im Leben war.

Die Neuvermählten waren noch ein paar Tage in Medstuby geblieben; aber am Mittwoch fuhren sie im Schlitten ab, und am Freitagnachmittag erreichten sie Korskyrka und langten höchst vergnügt und zufrieden vor ihrem Häuschen am Hügelabhang über dem Kirchspiel an, um ihr Eigentum in Besitz zu nehmen.

Karl Artur, der einige wohlgemeinte Winke von der Frau Schultheiß erhalten hatte, war überdies sehr darauf bedacht gewesen, Anna darüber nicht in Unkenntnis zu lassen, was ihrer wartete. Er hatte sie gefragt, ob sie sich wohl von ihrem kurzen Aufenthalt in Korskyrka im vorigen Sommer noch an zwei kleine Katen erinnere, die am Abhang über Doktor Romelius' Garten lägen? Und sie, die drei Sommer lang kreuz und quer durch das Kirchspiel gewandert war, hatte sofort zwei verfallene Kätnerhütten, die jeden Augenblick einfallen konnten, vor ihren Augen auftauchen sehen. Sie war indes weder in der einen noch in der andern gewesen; denn eine Hausiererin besucht natürlich keine solchen elenden Behausungen, wo man nicht einmal die eingeschlagenen Scheiben instand setzen lassen kann. Aber der Ordnung halber hatte sie doch gefragt, wem die Katen gehörten, und so wußte sie Bescheid. In der einen wohnte ein alter Soldat, der von seiner Pension, die zwanzig Reichstaler im Jahr betrug, lebte. Und in der andern ein armes Mädchen, die Matts-Elin hieß und für zehn unerwachsene Geschwister sorgen mußte.

Dagegen war es eine Neuigkeit für Anna, daß Karl

Artur alle die zehn Kinder bei einer Armenauktion, wo sie in der Gemeinde auf Wohltätigkeitskosten öffentlich verteilt werden sollten, für sich ersteigert hatte. Und ebensowenig wußte sie etwas von der glücklichen Veränderung, die infolge von Karl Arturs Angebot eingetreten war. Mehrere von den einflußreichsten Frauen des Kirchspiels hatten nämlich einen Verein gebildet, der sich um die Kinderschar angenommen, sie mit Kleidern und Nahrungsmitteln versehen hatte und ihre verfallene Hütte ausbessern ließ. Alles wäre ausgezeichnet gegangen, wenn sich die älteste Schwester nicht ganz plötzlich zum Sterben hingelegt hätte. Es hatte wirklich den Anschein gehabt, als ob die abgearbeitete Älteste, nachdem sie die Geschwister gekleidet, den Keller mit Kartoffeln und die kleine Speisekammer mit Mehl und Heringen gefüllt sah, als der Stubenboden festgestampft war, so daß die Mäuse nicht mehr durch die Risse schlüpfen konnten, als die Fenster nicht mehr mit Lumpen zugestopft werden mußten, gedacht habe, nun gebe es für sie auf dieser Welt keine weiteren Pflichten mehr zu erfüllen, sondern nun dürfe sie sich zu der wohlverdienten Ruhe schlafen legen.

Damit hatte sie indes Karl Artur große Sorgen bereitet. Die vortrefflichen Frauen, die die Kinder beschützten, hatten zwar bald eine neue Hausmutter ausfindig gemacht, nämlich eine alte Jungfer, die viele Jahre lang in der Propstei gedient hatte, und diese versah auch ihren Platz in gewisser Beziehung ausgezeichnet; aber sie war eben alt und vermochte zehn unbändige Kinder kaum zu beaufsichtigen. Karl Artur hätte ihr ja gerne geholfen, seine Schützlinge in Ordnung zu halten, doch das hatte seine großen Schwierigkeiten, solange er in der Propstei wohnte. Deshalb hatte er, als ihm sein kleines Erbe ausbezahlt war, sofort die Kate des alten Soldaten, die dicht neben der der zehn Kinder lag, gekauft und herrichten lassen.

Und in dieser Hütte sollten nun also die Neuvermählten wohnen.

Der junge Geistliche hatte seiner Frau versichert, das Haus sei so herausgeputzt, daß sie es durchaus nicht wiedererkennen würde. Im ganzen genommen glaubte er

ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Er hatte ein Haus, das ausgezeichnet paßte; es war klein und anspruchslos, und von ihm aus konnte er die große Kinderschar leicht überwachen.

Anna Svärd, die in diesen Tagen nach nichts weiter fragte, als danach, ob ihr Mann sie liebe, hatte über alles gelacht und war zufrieden gewesen. Was hätte sie übrigens tun sollen? Sie waren verheiratet, und sie hatte versprochen, „Gut und Böse" mit ihrem Manne zu teilen. Außerdem hatte sie einen starken Glauben an ihre Tüchtigkeit. Und eins wußte sie gewiß: wenn alles allzu schlimm ausfallen sollte, dann war sie imstande, sowohl für ihren Mann als auch für sich selbst Wohnung und Unterhalt zu verschaffen.

Als sie auf der Reise in die Nähe von Korskyrka gekommen waren, hatte Anna Svärd ihrem Manne erzählt, in ihrer Heimat sei es Sitte, wenn zwei Neuvermählte zum erstenmal ihr eigenes Heim beträten, knieten sie nieder, um Gott zu bitten, das Haus und ihr Leben darin zu segnen. Und Karl Artur hatte gesagt, das sei eine schöne Sitte, das wollten sie auch tun. Als sie aber das Haus erreichten, war der Vorsatz vergessen.

Nicht, daß Anna Svärd von dem Haus überwältigt gewesen wäre, als sie es erblickte. O nein, darauf beruhte es nicht. Die Kate lag ungefähr noch genau so da, wie Anna sie in ihrer Erinnerung hatte. Sie war durchaus nicht in einen Herrenhof verwandelt worden. Die Leute, die mit dem Herrichten beauftragt gewesen waren, hatten überdies vergessen, für eine ordentliche Hausstaffel zu sorgen. Sie hatten vor dem Hauseingang dieselben wackligen Steine liegen lassen, die zur Zeit des alten Soldaten dagewesen waren. Anna war nach wie vor überzeugt, daß sie es sich als Hausiererin zweimal überlegt hätte, ehe sie in eine so erbärmliche Hütte hineingegangen wäre, um ihre Waren anzubieten. Dies sagte sie auch zu ihrem Manne, um ihn damit zu necken. Und alle beide lachten darüber und waren in ausgezeichneter Laune.

Nein, es war durchaus nicht etwas an dem Hause, worüber sie vergaßen, vor der Schwelle niederzuknien und Gott um seinen Segen für das neue Heim zu bitten;

sondern der Grund war, daß in dem Augenblick, wo der Schlitten hielt, die Haustür weit aufging und eine kleine dicke Frau auf die wacklige Hausstaffel heraustrat, um sie zu empfangen.

Anna Svärd war nicht umsonst drei Sommer lang kreuz und quer in Korskyrka umhergewandert und hatte da ihren Handel getrieben. Sie kannte den Namen von jedem einzelnen im ganzen Kirchspiel. Aber diese Person erkannte sie kaum wieder. In ein paar Sekunden rechnete sie indes doch aus, wer es sein mußte, nämlich Frau Sundler, die Frau des Organisten. Als Anna Svärd sie zum letzten Male gesehen hatte, war ihr Gesicht von langen schwarzen Locken eingerahmt, jetzt aber war es kurz geschnitten wie bei einem Jungen, und das hatte Thea Sundler gewaltig verändert.

Ja, Frau Sundler mußte es sein, denn von ihr hatte Karl Artur während der ganzen Reise immerfort gesprochen. Frau Sundler hatte Karl Artur beim Kauf des Hauses geholfen, sie hatte auch das Instandsetzen geleitet, ja, die ganze Heirat war ihr Werk gewesen. Die beiden hätten jetzt nicht so froh in ihrem Schlitten gesessen, ja, so überirdisch glücklich, könnte man wohl sagen, wenn Frau Sundler nicht gewesen wäre. Demzufolge war es ganz natürlich, daß Frau Sundler sich in das kleine Heim begeben hatte, um in dem Zimmer zu heizen und das Paar zu bewillkommnen. Sie, die so eifrig auf die Vereinigung der beiden bedacht gewesen war.

Frau Sundler breitete die Arme aus und drückte das Paar an ihr Herz. Sie erklärte ganz bewegt, wie glücklich sie sei, die beiden vereinigt zu sehen. Nun sei ihr heißester Wunsch in Erfüllung gegangen, und wie wunderbar es doch sei, daß Karl Arturs Traum von einem kleinen grauen Häuschen und einer einfachen Gattin, wovon er geträumt habe, solange Frau Sundler ihn überhaupt kenne, in Erfüllung gegangen sei.

Während Frau Sundler ihre kleine Rede hielt, war den beiden Eheleuten ihr Vorsatz, Gott um seinen Segen für das neue Heim zu bitten, ganz aus dem Gedächtnis entschwunden. Die Gedanken beider wurden von diesem Augenblick an vollständig von der Frau des Organisten in Anspruch genommen.

Als Frau Sundler sie endlich wieder aus ihren Armen ließ, öffnete sie die Eingangstür und führte das Paar in einen schmalen Gang, der mitten durchs Haus lief und es in zwei Hälften teilte.

Während Anna und Karl Artur ihre Umhüllungen abnahmen und sie in dem schmalen Flur aufhängten, erzählte Frau Sundler, irgend etwas habe ihr kundgetan, daß die Neuvermählten an diesem Abend ankommen würden. Es habe ihr nur gerade noch gereicht, den Kaffeekessel unter den Arm zu nehmen, in das kleine Schwalbennest, wie sie in Gedanken Karl Arturs Heim nenne, zu eilen und den Kaffeetisch zu decken, als sie es auch schon auf dem Hügel habe klingeln hören. Sie könne gar nicht sagen, wie sie sich freue, daß sie noch zeitig genug angelangt sei, um die Eheleute zu empfangen, sonst hätten sie ja ein ganz leeres Heim angetroffen.

Aber nicht gerade das, was Frau Sundler sagte, gab Anna Svärd soviel zu denken, sondern es war die große Veränderung, die bei Karl Artur in dem Augenblick, wo Frau Sundler sich zeigte, eingetreten war. Nun war er nicht mehr froh und sorglos wie vorher auf der Reise, sondern er zeigte sich ängstlich eifrig, Frau Sundler zu gefallen.

Die junge Frau bildete sich ein, er habe sich über das Zusammentreffen mit Frau Sundler, gerade als sie ihr neues Heim in Besitz nehmen wollten, nicht so recht gefreut, habe aber dann wohl an all ihre Verdienste gedacht und sei von Reue erfaßt worden.

Und wieder erzählte er seiner Frau, wie Thea, welchen Namen er immer wiederholte, ihm bei allem geholfen habe. Sie hatte hier im Gang die Haken eingeschlagen, damit man doch irgendwo die Kleider aufhängen könne. Ja, denk' dir, das hat sie getan! Dann öffnete er die Tür auf der rechten Seite des Flurs und bat seine Frau, einzutreten. Wenn sie es nicht besser gewußt hätte, würde sie nicht geglaubt haben, daß dies die Küche sei, worin sie leben und regieren sollte. Er schien sie ja nur hineinzuführen, damit sie alles bewundere, was Frau Sundler angeordnet hatte.

Die Küche nahm die ganze eine Hälfte des Häuschens ein, und Anna dachte, sie sei doch viel größer, als sie

erwartet hatte. Sie war dreimal so groß als die Stallkammer auf dem Jobshofe. Die Wände rochen nach Leim und Kalk, wie es gewöhnlich in neuen Wohnungen der Fall ist, und dieser Geruch war wohl schuld daran, daß man sich nicht behaglich in dem Raum fühlte. Auch sah die Küche recht leer aus; es war nicht ganz so, wie Anna sich's vorgestellt hatte. Sie hatte an den Saal auf dem Ris-Hof gedacht, wo es große braun und blau bemalte Wandschränke, eine hohe Mora-Standuhr mit Rosen auf dem Uhrkasten sowie eine Säulenbettstelle mit selbstgewebten Vorhängen gab. Und sie hatte sich wohl auch an der Wand zwischen dem Schrank und dem Bett ebenfalls einen Josef in einer herrlich goldenen Kutsche gewünscht, sowie eine Jungfrau Maria, die sich vor einem goldstrotzenden Engel über dem Fenster verneigte. Aber so etwas zu begehren, war ja reine Eitelkeit. Sie mußte sich mit dem, was da war, zufrieden geben.

Es war allerdings genug, und alles miteinander war von Frau Sundler angeschafft worden. Den Tisch, der dort vor dem Fenster stand, die Stühle davor, den Wassereimer an der Tür, sowie auch die Holzkiste neben dem Herd, alles hatte Frau Sundler zusammengelesen. Wenn man Karl Artur hörte, hätte man meinen können, Frau Sundler wäre der erste Mensch, der begriffen hätte, daß in eine Küche Pfannen und Töpfe, Schaumschläger und Kochlöffel, Kessel und Kübel, Löffel und Messer gehören. Und wenn es auch Frau Sundler nicht selbst gewesen war, die eine kleine Ecke vermittels einer Bretterwand zu einer Speisekammer eingerichtet und ein Schüsselbrett an der Wand angebracht hatte, so war das Vorhandensein dieser Speisekammer doch immerhin ihr Verdienst.

Sobald Anna Svärd in die Küche getreten war, bemerkte sie eine schmale Schlafbank, die, in die äußerste Ecke des Raumes geschoben, aussah, als schäme sie sich, daß sie überhaupt da war. Das hölzerne Sitzbrett war nach der Wand hochgeschlagen und das Bett zurechtgemacht. Alles sah sauber und ordentlich aus; aber das Bett selbst war so schmal wie ein Sarg, und Anna Svärd sah sogleich, daß die Bank nicht zum Ausziehen war und

also nicht breiter gemacht werden konnte. Wenn man sich glücklich hineingezwängt hatte, mußte man sicherlich die ganze Nacht voller Angst sein, man sei darin festgeklemmt und könne am Morgen nicht mehr herauskommen.

Diese Bank nahm Annas Gedanken ganz in Anspruch. Sie versuchte zwar, dem Bericht ihres Mannes über all das, was Thea für sie getan hatte, zu folgen. Thea war für sie auf Auktionen gegangen und hatte Möbel und Hausrat zu ungeheuer billigem Preis erstanden. Aber teils hatte Karl Artur schon auf der Reise von dem allem gesprochen, teils mußte Anna Svärd immerfort an die Schlafbank denken. Da das Bett gerichtet war, sollte wohl eines von ihnen darin schlafen, und es waren ja nicht viele da, unter denen man wählen konnte.

Frau Thea wartete nicht allein mit Kaffee und Backwerk auf, sondern auch mit Butter und Weißbrot, Käse und Eiern. Anna Svärd konnte nicht leugnen, daß es gut schmeckte; aber bei ihrem Manne war es, als habe er kein ordentliches Essen mehr gekostet, seit er zum letztenmal bei Frau Sundler zu Gast gewesen war. Die Frau Schultheiß in Medstuby war eigentlich wegen ihrer Kochkunst berühmt; aber Karl Artur hatte jetzt alles andere auf der Welt vergessen und seine Frau dazu, nur um sich bei Frau Sundler wohl dranzumachen. Es war, als habe er sich auf irgendeine Weise gegen sie versündigt und wolle nun wieder auf guten Fuß mit ihr kommen.

Nachdem Karl Artur von allem, was Frau Sundler aufgetischt, gekostet und es genügend gelobt und bewundert hatte, stand er vom Tisch auf, um sich in das andere Zimmer zu begeben. Er ging dicht an der Schlafbank vorüber, und Anna Svärd fragte sich, ob er nicht auch diese loben würde, aber er ließ kein Wort darüber verlauten.

Sie gingen quer durch den schmalen Flur und kamen in ein Zimmer, das nicht ganz so groß wie die Küche, aber doch recht geräumig war. Als Anna Svärd hineinschaute, wäre sie am liebsten auf und davon gegangen, denn dies war ja das Gemach einer vornehmen Herrschaft. Wenn es in der Küche leer war, so fand sich hier

alles im Überfluß: Schreibtisch, Bücherspind, Sofa mit dem Tisch davor, Kommode, Bett und noch vieles andere. Das waren also die Möbel, die Karl Artur von seiner Tante geerbt hatte. Sie waren aus dunklem und hellem Holz, die Stühle und das Sofa mit Seidenstoff bezogen. Wohin Anna sah, überall glänzte es von Beschlägen und schönen eingelegten Verzierungen.

In diesem Zimmer waren die Wände mit Tapeten bekleidet, an den Fenstern hingen lange Vorhänge, und statt der offenen Feuerstelle stand ein Ofen in der Ecke. Ein großer Spiegel in goldenem Rahmen hing über dem Sofa, an der Decke ein Kronleuchter, und auf dem Tisch standen silberne Leuchter. Das Zimmer hätte gut in das Ekenstedtsche Haus in Karlstadt gepaßt. Das Bett war, wie das in der Küche, auch zum Schlafen hergerichtet. Es war ein einschläfriges Bett, und auch dieses war nicht besonders breit.

Ja, eins war ja nun ganz klar. Hier sollte er wohnen und sich aufhalten, hier sollte er schlafen, sie aber sollte in der Küche bleiben und auch dort schlafen. Er sollte es wie ein vornehmer Herr haben, sie sollte als sein Dienstmädchen gehalten werden.

Karl Artur lobte immer weiter. Als er zur Hochzeit reiste, war der Ofen in diesem Zimmer noch nicht ganz fertig gewesen und die Möbel hatten noch nicht aufgestellt werden können. Thea Sundler hatte während seiner Abwesenheit alles in Ordnung gebracht. Und wie schön, wie geschmackvoll hatte sie das Zimmer hergerichtet! Sollte man es glauben, daß man sich in einer kleinen Hütte befand! Gab es wohl ein eleganteres Zimmer im ganzen Kirchspiel?

Karl Artur wollte auch sie, seine Frau, dazu bringen, Frau Sundler zu loben; Anna aber hatte ihre eigenen Gedanken und sagte nichts.

Die beiden waren so eifrig beschäftigt, die verschiedenen Schiebkästen und Klappen des Schreibtischs zu untersuchen, und so merkten sie gar nicht, daß Anna hinausschlich und wieder in die Küche ging. Hier nahm sie ein Licht vom Tisch und leuchtete auf den Flur hinaus, um ihren Pelzmantel und ihre Haube zu finden. Sie war ganz ruhig, es herrschte kein solcher Aufruhr in ihr, wie
6 •

an ihrem Hochzeitsabend. Sie wollte sich nichts Böses antun, nur fort wollte sie, hin zu Leuten im Dorfe, die sie im vorigen Sommer beherbergt hatten, als sie im Kirchspiel hausieren gegangen war und da übernachten mußte. Sie konnte nicht anders, sie mußte irgend etwas unternehmen, um ihm da drinnen, sowie seiner Thea, zu zeigen, daß sie den Platz einer Hausfrau und nicht den einer Dienerin beanspruche.

Während sie nach ihrem Mantel suchte, entdeckte sie in dem Flur noch eine weitere Tür. Der Schlüssel war zwar abgezogen, aber eine solche Kleinigkeit machte Anna Svärd nicht ratlos. Sie zog den Schlüssel aus der Küchentür, steckte ihn vorsichtig in das Schloß und siehe — er schloß auf. Als die Tür aufging, sah Anna ein kleines Zimmer vor sich, nein, es war eigentlich kaum mehr als ein Kämmerchen. Ein kleines Fenster fand sich in der einen Wand, aber ein Ofen war nicht da. Immerhin schien es nicht kalt in dem Raum zu sein, weil sich in der einen Ecke die Ofenmauer von dem Zimmer ihres Mannes hereinschob. Die Wände waren weiß getüncht und kahl, nur hoch oben waren ein paar Kleiderriegel angebracht. Dieser Raum war wohl als Abstellkammer gedacht.

Aber ganz drinnen sah Anna etwas, das ihre höchste Verwunderung erregte: ein ganzes Paradebett. Dort stand es mit einem schönen roten Umhang, mit schwellenden Daunenkissen, mit breiten Spitzen am Bettuch, kurz, mit allem, was sie sich nur wünschen konnte.

Als die junge Frau dieses Wunderwerk ein Weilchen betrachtet hatte, nahm sie ihre Haube wieder ab, zog den Mantel aus, steckte den Schlüssel wieder an seinen richtigen Platz und setzte sich in die Küche.

Eine Weile blieb sie da noch allein; aber dann mußten die beiden andern ihre Abwesenheit doch bemerkt haben, denn sie kamen hastig herein.

„Wo bleibst du denn?" fragte Karl Artur. „Bist du müde von der Reise? Willst du vielleicht zu Bett gehen?"

„Ich wollt' hier 's Bett probieren, in dem ich schlafen soll. Wirst begreifen, daß ich Angst hatt', ich hätt' kein Platz drin."

Sie sah ein wenig ärgerlich aus, lachte aber dabei.

„Nun, und wie ging's denn?" fragte Karl Artur, und er lachte auch.

„'s ging, als ob man 'ne Kuh in den Verschlag fürs Kalb stellen wollt! Der reicht weder in der Läng' noch in der Breit'. Vielleicht ging's, wenn ich mich auf d' Seit legt', aber's wär doch woll beschwerlich; denn was meinst, sooft ich mich umdrehen wollt', müßt' ich die Deck' z'rückschlagen und auf den Boden raussteig'n."

Anna sprach noch ohne Zorn, und ihr Mann lachte auch noch, war aber doch ein wenig verlegen, das merkte Anna wohl, nur damit sie das nicht merken solle, lachte er weiter.

„Ja, Mann, du lachst, aber was meinst, jetzt hab' ich drei Tag' lang im Schlitten g'sessen, da bin ich steif und krumm."

Karl Artur trat an die Schlafbank und betrachtete sie.

„Geh und leg dich in das Bett in meinem Zimmer," sagte er dann; „ich werde versuchen, ob ich nicht Platz in dieser Truhe habe."

„Ach, Unsinn! Meinst, du hätt'st jetzt 'ne Frau, daß du 'ne ganze Nacht auf der Kant liegen und d' Füß' unten zum Bett 'raushängen müßt! Nein, lieber will ich probieren, ob ich auf'm Boden liegen kann. 's wär nit 's erstemal; aber ich hab' doch 'n bissel Angst davor. In der Nacht wird's kalt, wenn's Feuer im Herd aus ist. Ich soll mich doch woll nit auf den Tod erkälten, wenn ich grad eben in mein eigens Haus kommen bin."

Der Ehemann schien ganz ratlos zu sein. Er warf einen prüfenden Blick auf Frau Sundler; aber die gute Freundin trommelte nur mit den Fingern auf die Tischplatte und tat, als wollte sie nicht zuhören, wenn Mann und Frau über ihre eigenen Angelegenheiten miteinander redeten.

„Man müßt' über sich und unter sich Fell hab'n," fuhr Anna Svärd fort, „wenn's nötig ist, in so 'ner kalten Winternacht auf 'm Boden zu schlafen. Wenn wir aber bloß eins haben — was meinst, Mann, könnt' ich nit zu Leut' hier im Kirchspiel geh'n und frag'n, ob sie mich für 'ne Nacht aufnehmen täten? Du kannst ja Frau Sundler frag'n, die doch sonst alles so gut für uns eing'richtet hat, ob's nit 's Gescheitest' wär?"

Darauf wendeten sich die beiden Eheleute an Frau Sundler, um einen guten Rat von ihr zu bekommen, aber sie schwieg. Offenbar schien dies etwas zu sein, in das sie sich durchaus nicht hineinmischen wollte.

Nun reichte Anna Svärd ihrem Manne die Hand und sagte: „Also, gut' Nacht!"

Karl Artur war das Blut in die Wangen gestiegen, und der Blick, den er Frau Sundler zuwarf, war nicht allzu freundlich.

„Nein, das ist ja ganz unmöglich," sagte er. „Kannst du denn nicht irgendeinen Ausweg finden, Thea? Könnte ich denn nicht auf dem Sofa in meinem Zimmer schlafen, das ginge doch wohl? Früher hab' ich oft darauf geschlafen, wenn ich bei Dompropsts zu Besuch war. Und Anna kann dann wohl in dem Bett schlafen. Wir müssen uns eben nach den Verhältnissen richten. Die Schlafstelle hier, die du für Anna hergerichtet hast, ist wirklich ungenügend. Komm, wir tragen die Bettstücke hinüber!"

Frau Sundler rückte ein wenig unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, als Karl Artur sie in so heftigem Ton anredete; aber sie gab keinen Laut von sich. Anna Svärd dagegen war nicht faul, zu antworten.

„Ach, Unsinn!" sagte sie aufs neue. „Meinst, du dürfst auf dem kostbaren Seidenbezug lieg'n? In der Schlafbank, da ist bloß Stroh unterm Bettuch, und das kannst doch nit in die feine Stub' neintrag'n, die d' Frau Sundler so prächtig für dich eing'richtet hat. Nein, ich denk', 's ist 's best', ich geh meiner Weg."

Noch einmal streckte sie die Hand aus, um gute Nacht zu sagen. Karl Artur wehrte abermals heftig ab, zugleich aber zeigte sich eine große Verlegenheit und eine solche Unsicherheit bei ihm, daß er Anna allmählich leid tat.

„'s ist ja lieb von dir, daß ich bei dir drin schlafen soll," sagte sie in freundlicherem Ton. „Aber das begreifst woll, daß es durchaus nit geht. Daheim in Medstuby und in den Gasthäusern unterwegs, da hat's nix g'macht, wenn wir in einer Stub' g'schlafen hab'n. Aber hier in Korskyrka wissen's ja alle Leut', wie vornehm du mir gegenüber bist, hier muß ich allein in der Küch' schlaf'n, wie sich's für d' Magd gehört."

„Aber Anna!" rief Karl Artur, und abermals wehrte

er ihre Hand ab, die sie ihm entgegenstreckte. Etwas anderes brachte er nicht heraus.

Anna wäre es lieber gewesen, er hätte sie gehen lassen. Aber sie wollte ihn nicht zum Äußersten treiben. All dies ärgerte sie auch gar nicht so sehr, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre, denn sie wußte ja, daß sie den besten Trumpf in der Hand hatte, und so wäre sie am liebsten in helles Lachen ausgebrochen.

Nun trat sie zu Frau Sundler. „'s wär woll komisch, wenn ich ging und du bliebst da," sagte sie. „Und in so 'nem Kirchspiel gibt's immer Leut', die g'nau aufpass'n, was vorgeht. 's wär' jetzt vielleicht 's best', du tätst mit der Affenkomödie Schluß mach'n."

Jetzt endlich kam Leben in Frau Sundler. „Was meinen Sie, Frau Ekenstedt?" fragte sie.

„Jetzt hätt' ich aber doch nit glaubt, daß das gleich wahr werden würd', was der Ohm daheim von den Leut' hier südwärts g'sagt hat, daß sie nämlich so grausig lustig und spaßhaft sind," antwortete Anna Svärd. „Da stehst und hörst, wie ich und mein Mann fast in Streit g'raten, weil's kein Schlafplatz für mich gibt. Und weißt doch die ganz' Zeit, daß im Haus 'n Himmelbett steht, ganz g'füllt mit Kissen und Flaumdecken, 's best, was zu hab'n ist. So was heiß ich recht spaßhaft."

Karl Artur machte große Augen. Er wendete sich an Frau Sundler, um eine Erklärung zu bekommen, aber sie wußte sich zu helfen.

„Ach, ich habe hier einen überaus schweren Kampf mit mir gekämpft," begann sie. „Gestern abend ist ein Bett hierhergebracht worden, ein Hochzeitsgeschenk aus der Propstei. Aber ich glaubte, die Frau Propst wolle es selbst übergeben, und so hielt ich es fürs richtigste, es einzuschließen. Aber da Frau Ekenstedt es nun schon gesehen hat..."

Sie zog einen Schlüssel aus ihrer Rocktasche und übergab ihn Anna Svärd.

Tief in der Nacht erwachte Anna Svärd mit dem Gefühl, irgend etwas Wichtiges vergessen zu haben. Und so war es auch. Nun fiel es ihr ein. Ja, ja, sie und ihr Mann hatten vergessen, Gott um seinen Segen für ihr Haus zu bitten.

„Ach, der liebe Gott wird's verzeihen," dachte sie. „Frau Sundler war schuld dran."

Damit drehte sie sich im Bett um und schlief von neuem ein.

In der Morgenstunde

Anna Svärd erwachte am nächsten Morgen beim ersten Tagesgrauen. Anstatt jedoch sofort aufzustehen, blieb sie liegen und hielt ein kleines Zwiegespräch mit sich selbst.

„Möcht wissen, ob die neu' Pfarrfrau in ihrem Bett drauf wartet, daß ihr' vornehme Magd ihr Kaffee und frisch's Weißbrot ans Bett bringt?" murmelte sie und lachte. Sie war in bester Morgenlaune.

Ein Weilchen blieb sie noch liegen, aber einmal ums andere richtete sie sich auf und schaute nach der Tür.

„Ist's zu begreif'n, daß sich nix in der Küch' regt, wo's doch gewiß schon auf sechs geht! Da bleibt mir woll nix übrig, als daß ich aufsteh und nach'em Rechten seh."

Der Gatte schlief noch, und die junge Frau kleidete sich so leise wie möglich an, um ihn nicht zu wecken. Schließlich schlich sie sich in Strümpfen durch den schmalen Flur in die Küche, und dort erst zog sie die Schuhe an. Als dies getan war, schaute sie mit vor Bestürzung weit aufgerissenen Augen in der Küche umher.

„Na, ich hab' wahrlich meiner Lebtag schon viel erlebt, Guts und Bös'," sagte sie, „aber so was ist mir doch noch nit vorkommen. All beid', d' Kleinmagd und d' Köchin, hab'n d' Zeit verschlaf'n. Hätt' man nit denken soll'n, sie wär'n am ersten Morgen recht pünktlich? Und richtige Schlampen müssen's sein, denn hier in der Küch' gibt's kein Holz und kein Wasser. Und 's Feuer ist aus, das ist's allerschlimmst'. Anna Svärd, verlaß dich drauf, denk an mich! D' Frau Sundler, die hat die Dienstboten ang'worben, wie sie ja auch 's andere alles auf'm Hof eing'richt hat, und da kannst halt nix anders erwart'n!"

Mitten unter diesem Klagelied schien ihr indes ein Licht aufzugehen, und sie schlug sich vor die Stirn.

„Wie dumm bist doch, Anna Svärd, man müßt dich

hauen! Von der erst' Minut' an hätt'st begreif'n müss'n, daß d' Magd drauß'n im Stall ist und d' Küh melkt!"

Sie ging durch den Flur, kletterte über die wacklige Hausstaffel und betrachtete die nächste Umgebung.

„Aha, aha!" sagte sie, während sie mit den Augen eine kleine Umzäunung abmaß, die einen Holzschuppen, einen Keller, einen Brunnen und weiter nichts umschloß. „Möcht' woll wissen, was die neu' Pfarrfrau sagt, wenn's die viele Wirtschaftsgebäud' sieht? Dort drüben ist natürlich der Stall. 's wird denne neue Pfarrleut nit leicht werd'n, so viel Küh anzuschaffen, daß sie so 'nen großen Stall füllen."

Sie trat in den Hof; aber dann blieb sie von neuem stehen und rieb sich die Augen. „Könnt ich doch ausfindig mach'n, wo d' Knechtstub' ist," murmelte sie. „Nit ein einzig Scheit Holz ist in der Küch'. Aber der Knecht ist woll im Stall bei de' Pferd. Ja, ich muß sag'n, 's ist gut, daß d' Anna Svärd auf der Reis' mitkommen ist, sonst wär' die neu' Pfarrfrau schlecht dran."

Ein paar Minuten später stand sie im Holzschuppen, ergriff die auf dem Haublock liegende Axt und fing eilends an, Scheiterholz zu spalten. Aber nach ein paar guten Schlägen blieb die Axt in einem allzugroben Scheit stecken, und sie mußte eine gute Weile zerren und sich abrackern, um sie wieder loszubekommen.

Während sie sich mit der Axt so abmühte, ertönten Schritte vor dem Schuppen, und ein großer Junge erschien in der Türöffnung.

„Was hat jetzt der hier z'schaffen?" dachte Anna Svärd. „Na, jetzt wird's bald 's ganz' Kirchspiel erfahren, daß die neu' Pfarrfrau ihr Holz selber spalten muß. Woher soll so 'n dummer Kerl wissen, daß 's nit die neu' Pfarrfrau ist, die Holz spaltet, sondern bloß d' Anna Svärd?"

Als sie die Axt losbekommen hatte und nun zu einem neuen Schlag ausholte, trat der Junge zu ihr.

„Ich will für Euch spalt'n," sagte er.

Sie warf ihm einen raschen Blick zu. Der Junge sah mager und gelblichblaß aus, und da schüttelte Anna Svärd den Kopf.

„Unsinn!" sagte sie. „Bist wohl nit mehr als neun Jahr alt?"

„Doch, vierzehn," antwortete der Junge. „Und ich hab meiner Lebtag Holz klein g'macht. Hab schon heut morgen für uns g'spalten."

Er deutete mit der Hand auf eine ganz in der Nähe liegende Hütte, wo schon eine dünne Rauchsäule aus dem Kamin aufstieg.

Das Anerbieten war wirklich verlockend; aber Anna Svärd vergaß auch diesmal ihre gewohnte Vorsicht nicht.

„Möchtest's woll bezahlt hab'n, denk ich?"

„Ja," antwortete der Junge mit einem Grinsen, bei dem die ganzen Zahnreihen sichtbar wurden. „Ich will's gut bezahlt haben. Aber was ich möcht', das sag' ich nit zum voraus."

„Dann muß ich halt mein Holz selber spalt'n."

Eine Weile ging es rasch vorwärts mit der Arbeit; aber dann saß die Axt wieder fest.

„Ich verlang' kein Geld," sagte der Junge.

Sie sah ihn noch einmal an. Sein Mund war jetzt fest zusammengekniffen, und er hatte kleine blinzelnde Augen. Er sah zwar verschmitzt und altklug aus, aber sicher nicht boshaft. Und plötzlich wurde es Anna Svärd klar, daß sie eines von den zehn Kindern vor sich hatte, für die ihr Mann Sorge trug. „'s ist ja, sozusagen, einer von uns," dachte sie, „dann kann's mit der Bezahlung nicht so g'fährlich sein."

„Dann spalt eben," sagte sie. „Nachher kannst 'rüberkommen, dann kriegst 'n Butterbrot."

„Danke," sagte der Junge, „aber Essen haben wir daheim, fast mehr, als wir verzehren können."

„Na, was in aller Welt könnt' man denn dann so 'nem Herrn anbieten?"

Der Junge hatte schon nach der Axt gegriffen; aber nun konnte er sein Geheimnis nicht länger bei sich behalten. „Ihr habt doch wohl auch den Sack bei Euch? Möchtet Ihr nicht zu uns 'rüberkommen und mich und meine G'schwister sehen lassen, was drin ist?"

„Aber bist du denn verrückt? Meinst vielleicht, wer mit 'nem Pfarrer verheirat' sei, könnt' mit dem Kramsack 'rumlaufen?"

In diesem Augenblick ertönten neue Schritte hinter ihr. Ein Mädchen kam zu ihnen herein. Auch sie hatte eine

gelblichblasse Hautfarbe und überdies einen kummervollen Ausdruck im Gesicht. Die beiden waren leicht als Geschwister zu erkennen. Das Mädchen trat schnell zu dem Bruder.

„Was sagt sie? Dürfen wir in den Sack 'neingucken?"

Es war also ein wohlüberlegter Plan. Die armen Kinder in des Kätner Matts Hütte, wohin nie ein Hausierer gekommen war, brannten vor Neugier, die Herrlichkeiten sehen zu dürfen, die Anna Svärd auf anderen Höfen vorgezeigt hatte.

„Sie sagt, seit sie mit 'nem Pfarrer verheiratet ist, dürf' sie nimmer mit dem Kramsack 'rumziehen."

Das Mädchen schien dem Weinen nahe. „Ich könnt' Wasser und Milch für Euch holen," sagte sie überredend. „Und ich könnt' Feuer auf dem Herd anmachen."

Anna Svärd überlegte rasch. Der Kramsack befand sich zwar bei dem Gepäck, es waren aber nur ihre eigenen Kleider darin. Sie mußte irgend etwas ausklügeln, um die Kinder zufriedenzustellen. Das war wegen der guten Nachbarschaft unumgänglich notwendig.

„Ja," sagte sie, „'s ist so, wie ich sag, die neu' Pfarrfrau kann nit mit 'em Kramsack 'rumlaufen. Aber wenn ihr fleißig Holz spaltet und bei euch drüben schnell Feuer holt, kann ich's vielleicht mach'n, daß d' Anna Svärd mit ihrem Kramsack zu euch kommt."

Gegen elf Uhr an demselben Vormittag kam auch wirklich ein junges schönes Dalmädchen mit einem großen schwarzen Lederranzen auf dem Rücken in Kätner Matts Hütte. Das Mädchen blieb an der Tür stehen, knickste und fragte, ob jemand da sei, der ihr etwas abkaufen wolle.

Im selben Augenblick standen alle zehn Kinder um sie her. Die zwei Ältesten, die das Mädchen wieder zu erkennen glaubten, hüpften vor Freude und versuchten den jüngeren Geschwistern zu erklären, wer es war. Die alte Jungfer, die die Kinder betreute, saß auf der Bank vor dem Fenster und spann Wolle. Sie schaute auf, als das Dalmädchen hereinkam, und sagte, hier im Hause gebe es nur arme Kinder, die nichts kaufen könnten; doch sie brach schnell ab, als das Dalmädchen ihr zublinzelte.

„Aber d' Kinder selber hab'n mich doch eing'laden, weil

sie so unmenschlich viel Geld zum Einkauf'n hätten," sagte das Dalmädchen.

Damit trat sie an den Tisch, drehte sich um, schob den Ranzen auf die Tischplatte und machte die Achselriemen auf.

Dann ging sie zu der alten Jungfer hin, nahm sie bei der Hand und sagte: „Ihr kennt woll d' Anna Svärd nimmer und habt ihr doch vorigs Jahr 'nen Nähring abkauft."

Die Alte stand auf, blinzelte ein paarmal mit den Augen und machte dann eine so tiefe Verbeugung, die der Frau Propst selbst angestanden hätte.

Nun trat das Dalmädchen an den Tisch und fing an, die Schnallen und Riemen an dem Sack aufzumachen. Die Kinder standen in atemloser Erwartung ringsum. Aber ach, es gab eine große Enttäuschung! Der Kramsack war nicht mit Handelsware gefüllt, sondern mit Stroh.

Niemand hätte unangenehmer berührt und verwunderter sein können als das arme Dalmädchen selbst. Sie schlug die Hände zusammen und jammerte. Seit dem vorhergehenden Abend habe sie den Ranzen nicht mehr aufgemacht, und nun müsse in der Nacht jemand herbeigeschlichen sein und alle ihre schönen seidenen Tücher, ihre Knöpfe und Bänder und Kattunstoffe gestohlen und dafür Stroh in den Sack gefüllt haben. Ja, sie habe sich doch gewundert, wie leicht der Ranzen gewesen sei, als sie ihn heute morgen auflud; aber so etwas habe sie sich doch nicht denken können; denn die Leute, bei denen sie übernachtet habe, hätten ebenso redlich und ehrlich ausgesehen wie die leibhaftige Unschuld selber.

Die Kinder umstanden sie betrübt und enttäuscht, und das Dalmädchen hörte nicht auf zu jammern. Wie war es nur möglich, daß jemand so etwas Schlechtes tun mochte: alle die schönen Sachen herauszunehmen und den Sack mit so schlechtem Stroh füllen!

Sie wühlte in dem Stroh und warf es nach allen Seiten hinaus, um zu sehen, ob denn nicht noch etwas von ihren Waren zurückgeblieben sei.

Und siehe, ganz unten auf dem Boden fand sich auch wirklich noch ein seidenes Tüchlein, ein wollener Schal

und ein Kästchen, worin ein Dutzend Bröschchen mit einem Knopf aus buntem Glas lagen.

Das Dalmädchen war ganz verzweifelt, weil sonst nichts mehr da war. Sie sagte, wenn sie nun um alles andere gekommen sei, dann sei es nicht der Mühe wert, diese paar Sachen aufzuheben. Wenn also das älteste Mädchen mit dem seidenen Tüchlein vorliebnehmen wolle, dann solle es ihr gehören, der Junge könne den wollenen Schal haben und die Kinder die Bröschchen unter sich verteilen. Und wenn die Jungfer das kleine Kästchen annehmen möchte, würde es sie freuen, denn sie selbst habe keine Verwendung dafür.

Ja, ja, in dem kleinen Häuschen herrschte nun eitel Freude!

Die Erscheinung in der Kirche

Anna Svärd trat, eine alte Hirtenweise vor sich hinträllernd, in ihre Küche. Aber plötzlich brach sie jäh ab. Während sie sich in dem Nachbarhaus aufgehalten hatte, war Frau Sundler zu Besuch gekommen; sie saß auf der schmalen Schlafbank und wartete.

Es wäre eine große Übertreibung, wollte man sagen, sie sei willkommen gewesen. Ganz abgesehen von dem kleinen Zusammenstoß am vorhergehenden Abend hatte die junge Pfarrfrau an diesem Morgen außerordentlich viel zu tun. Vor einer Weile war eine Fuhre vor dem Hause mit Annas Kleidern, den einfachen Hochzeitsgeschenken von den Nachbarn und Verwandten in Medstuby, nebst ihrem Webstuhl und ihrem Spinnrad angekommen, und Anna hatte noch nicht Zeit gehabt, auszupacken und alles an seinen Platz zu stellen.

Und um das Unglück voll zu machen, konnte Anna auch nicht ihren Mann herbeirufen, damit er dem Gast Gesellschaft leiste. Karl Artur war gleich nach dem Frühstück in die Propstei gegangen, um viel versäumte Arbeit nachzuholen, und Anna konnte ihn erst gegen zwei Uhr zurückerwarten.

Es ist nicht leicht zu verstehen, woher es kam, aber in demselben Augenblick, wo Anna Svärd Frau Sundler

erblickte, zeigte sie sich überaus bäuerisch sowohl in ihrer Sprache als in ihrem Gebaren. Die vier Monate im Schulzenhof, die sie in Wirklichkeit recht sehr verfeinert hatten, waren vollständig vergessen. Vielleicht fühlte die junge Frau ganz instinktiv, daß es hier nichts nütze, mit feinen Manieren aufzutreten. Es ist auch nicht unmöglich, daß es ihr Spaß machte, der andern den Glauben beizubringen, sie sei sehr dumm, sehr unerfahren und wisse, mit einem Wort gesagt, durchaus nicht, was sich schicke.

Frau Sundler trat ihr eifrig entgegen. Sie erklärte, während sie jetzt am Morgen daheim gesessen habe, sei ihr der Gedanke gekommen, es müsse für Frau Ekenstedt, die an diesem Tag gewiß in der neuen Wohnung recht viel zu besorgen habe, beschwerlich sein, auch noch das Mittagessen für ihren Mann zu kochen. Aber Karl Artur dürfe gerne, ach, nur zu gerne bei Organistens zu Mittag essen. Ja, er könne auch die folgenden Tage da essen, bis die Eheleute ganz in Ordnung gekommen seien und bei den Bauern einige Vorräte eingekauft hätten. Sie würde übrigens beglückt sein, wenn sie auch dabei helfen könnte. Ob nicht Frau Ekenstedt Karl Artur schon heute zu ihr schicken wolle?

Während Frau Sundler diesen langen Senf herunterleierte, hatte die junge Frau angefangen, die Verschnürung von einem Ballen Leinwand, dem Hochzeitsgeschenk von der Ris-Karin, wegzunehmen, und als sie einen widerspenstigen Knoten in dem Bindfaden nicht gleich auflösen konnte, biß sie ihn einfach mit den Zähnen durch. Ach, durch Frau Sundlers Körper lief dabei ein Schauder, doch enthielt sie sich jeder Bemerkung.

„Es ist ja nur für die allererste Zeit, bis Sie hier in Ordnung sind," beeilte sie sich noch weiter zu betonen.

Die junge Hausfrau schaute von dem Leinwandballen auf und, die Hände auf dem Leib, pflanzte sie sich mit gespreizten Beinen vor Frau Sundler auf.

„Möchst woll, ich soll ihm sag'n, du erwartest'n?" fragte sie.

Frau Sundler beeilte sich, ihre Freude auszudrücken, weil Anna ihren kleinen Vorschlag ebenso freundlich aufgenommen habe, wie er gemeint sei.

Doch Anna Svärd blieb in derselben Stellung vor ihr stehen und fuhr fort: „Aber 's kann sein, ich sag' ihm auch, wenn er das Essen nit essen kann, das ihm sein Weib kocht, so taugt's zu nix anderem, als daß sie mit 'm Kramsack 'rumzieht und für sich bleibt."

Frau Sundler hob die Hände auf, wie um sich damit zu schützen. Es sah aus, als habe sie erwartet, die andere werde sie schlagen.

„'s schickt sich woll nit, so grad raus mit Herrenleut' z' red'n," sagte nun Anna Svärd.

Doch darum brauchte sie keine Angst zu haben. Frau Sundler hatte sich augenblicklich wieder gefaßt und tat nun ihr Bestes, um auszugleichen und sich zu entschuldigen.

„Nein, nein, liebe Frau Ekenstedt, ich bin überzeugt, Sie kochen das Essen genau so, wie Karl Artur es gern ißt. Mein Vorschlag ist in guter Absicht gemacht worden. Aber nun wollen wir nicht mehr davon reden."

Darauf wurde es ganz still in der Küche. Anna Svärd fing an, den Leinwandballen abzumessen, aber nicht an einem Ellenmaß, sondern an ihrem linken Arm. Sie hätte Frau Sundler nicht deutlicher zeigen können, daß sie keine Zeit mehr für sie übrig habe.

„Sehen Sie, liebe Frau Ekenstedt," sagte Frau Sundler mit äußerst sanfter Stimme, „ich habe gedacht, wir würden recht gute Freunde werden. Und darauf hab' ich mich gefreut. Doch fürchte ich jetzt, Sie glauben, ich halte mich in den Augen der Welt für höherstehend als Sie, liebe Frau Ekenstedt. Aber das ist ein Irrtum. Meine Eltern waren sehr arm. Meine Mutter mußte sich vom Morgen bis Abend abarbeiten, und was mich selbst betrifft, so wäre ich gezwungen gewesen, als einfaches Dienstmädchen mein Brot zu verdienen, wenn nicht Baron Löwensköld auf Hedeby mich auf seine Kosten so viel hätte lernen lassen, daß ich Erzieherin werden konnte. Meine Mutter war bei seinen Eltern fünfzehn Jahre lang angestellt, und einmal hatte sie dem Baron selbst einen großen Dienst erweisen können, und das wollte er ihr vergelten. Karl Artur ist ja ein Vetter von dem, der mir geholfen hat. Und meine Mutter sagte stets, wo immer ich mit jemand aus der Familie Löwensköld zusammen-

treffe, solle ich versuchen, ihm zu dienen und zu helfen, und Karl Artur und seine Frau sind eins für mich."

„Siebenundzwanzig, achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig!" murmelte Anna Svärd vor sich hin. Aber als sie so weit gekommen war, machte sie eine Pause im Abmessen, um eine Bemerkung an Frau Sundler zu richten.

„Wenn's wahr wär', daß du uns für eins hältst, hätt'st mich vielleicht auch zum Essen eing'laden, grad wie ihn."

Frau Sundler hob ihre Augen zur Decke empor, als ob dort oben jemand wäre, der bezeugen könnte, wie gut und friedfertig sie sei.

„Sie sind zu hart, Frau Ekenstedt," sagte sie in scherzhaft jämmerlichem Ton. „Sie wollen alles im schlimmsten Sinn auffassen. Aber ich versichere Ihnen, daß es keine Unfreundlichkeit war, obgleich es so aussehen könnte. Sehen Sie, es ist ja heute Sonnabend, und da haben wir unser gewöhnliches Samstagsessen, gedämpfte Mohrrüben, Heringe und Biersuppe. Bei Karl Artur macht das nichts aus. Er geht bei uns aus und ein, wie es ihm beliebt. Aber wenn ich Sie, Frau Ekenstedt, zum erstenmal bei mir sehe, könnte ich doch eine so einfache Kost nicht bieten."

Sie sah ängstlich bittend aus, und Anna Svärd dachte, sie sei so glatt wie eine Schlange, denn sie entwische einem stets, wie fest man sie auch zu fassen gemeint habe.

„Es ist wirklich sehr schwer," seufzte Frau Sundler, „aber es ist etwas da, das Sie wissen müßten. Es kann sich nie ein richtig gutes Verhältnis zwischen uns einstellen, solange Sie nicht ganz genau Bescheid bekommen haben, wie sich alles verhält. Gleichzeitig ist es mir aber äußerst zuwider, davon zu sprechen. Ach, ich hätte so sehr gewünscht, Karl Artur hätte Ihnen all dies Unangenehme selbst mitgeteilt! Aber das hat er offenbar nicht getan."

Anna Svärd hatte die Leinwand nochmals gemessen, und doch fing sie wieder von vorne an. Sie war wohl draus gekommen, und so wußte sie nicht genau, wieviel Ellen es waren. Um sich nun nicht noch einmal zu verzählen, unterließ sie es, Frau Sundler auf ihre Andeu=

tung zu antworten; aber Frau Sundler ließ sich nicht abschrecken.

„Ich nehme an, daß es Ihnen mißfällt, wenn ich mich auf diese Weise in Ihre Angelegenheiten mische; aber ich kann es nicht lassen, weil ich es für meine Pflicht halte. Aber ach, wenn Sie mir doch mit Vertrauen entgegenkämen, Frau Ekenstedt! Ich weiß ja nicht einmal, ob Karl Artur Ihnen von seiner Mutter erzählt hat, sowie von dem innigen Verhältnis, das zwischen den beiden geherrscht hatte. Aber das wissen Sie wenigstens, daß Karl Arturs Verbindung mit Ihnen nicht den Beifall der lieben Tante Ekenstedt fand. Kurz nach dem Begräbnis der Frau Dompropst Sjöborg gab es deswegen einen Wortwechsel zwischen Karl Artur und seiner Mutter, und Karl Artur ging dabei wohl etwas zu heftig vor. Tante Ekenstedt war sehr schwach — ja, es endigte damit, daß sie einen Schlaganfall bekam. Und jetzt verstehen Sie wohl, Frau Ekenstedt, wie es ist: Karl Artur klagt sich selbst an, dieses Unglück verschuldet zu haben. Ja, wissen Sie, ich glaube fast, es war eine Zeitlang seine Absicht, seiner Mutter nachzugeben und die Verbindung mit Ihnen ganz abzubrechen; aber dann erfuhr er, daß das nichts mehr hätte helfen können. Denn die liebe Tante Ekenstedt hat sich zwar einigermaßen wieder erholt und ist auch ziemlich gesund, hat aber das Gedächtnis vollständig verloren. Was auch immer Karl Artur opfern würde, um seine Mutter zufriedenzustellen, es würde nichts nützen. Was geschehen ist, ist geschehen."

Von dem Augenblick an, wo Frau Sundler davon sprach, die Frau Oberst Ekenstedt habe durch Karl Arturs Verschulden einen Schlaganfall bekommen, konnte sich Frau Sundler nicht mehr über Mangel an Aufmerksamkeit beklagen. Der Leinwandballen sank auf den Boden und blieb da liegen. Anna Svärd setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, gerade vor Frau Sundler hin und sah sie starr an.

„Ja, das war's, was ich fürchtete," sagte Frau Sundler. „Sie haben nichts von dem Schweren erfahren, woran Karl Artur fortgesetzt denkt. Er hat Sie natürlich solange wie möglich damit verschonen wollen. Und vielleicht sollte auch ich es nicht sagen. Sie sahen vorhin

so glücklich aus, vielleicht ist es am besten, wenn Sie nichts davon wissen."

Anna Svärd schüttelte den Kopf. „Jetzt hast mich schon ordentlich erschreckt," sagte sie; „da ist's am besten, du holst alles Böse, was du in dei'm Beutel hast, auf einmal 'raus."

Sooft Anna Svärd „du" zu Frau Sundler sagte, fuhr diese zusammen. Anna war nun doch einmal eine Pfarrfrau, da durfte sie sich keine solche Freiheiten mehr erlauben, obgleich man in ihrem Heimatort so zu sprechen pflegte. Karl Artur mußte ihr wirklich dieses unverschämte Duzen abgewöhnen. Allerdings, jetzt war keine Zeit, an so etwas zu denken.

„Ach, wo soll ich anfangen?" fuhr sie fort. „Ja, zuerst muß ich sagen, daß Karl Artur an einem Sonntag im September, nur einen Monat, nachdem das Unglück geschehen war, seine Mutter in der Kirche sah. Er sah sie in einem der Kirchenstühle unter der Empore sitzen, und dort ist es ja nicht so hell wie an anderen Plätzen in der Kirche. Aber er erkannte sie jedenfalls ganz deutlich. Sie war auf ihre gewohnte Weise gekleidet, in einen kleinen unter dem Kinn zusammengebundenen Kapotthut; aber um besser zu hören, hatte sie die Schleife aufgebunden und die Bänder auf die Seite hinausgelegt. Auf diese Weise hatte er sie viele Male in der Karlstädter Kirche sitzen sehen, und deshalb war er seiner Sache auch vollkommen gewiß. Sie hielt den Kopf ein wenig seitwärts aufgerichtet, um Karl Artur besser sehen zu können, und er meinte sogar, in ihrem Gesicht denselben Ausdruck froher Erwartung zu sehen, womit die liebe Tante Ekenstedt immer jede Gelegenheit, ihren lieben Sohn reden hören zu können, begrüßt hatte.

Er konnte ja nicht umhin, sich darüber zu verwundern, daß sie imstande war, so kurz nach einem so schweren Schlaganfall diese weite Reise zu machen. Aber er zweifelte durchaus nicht daran, daß sie es selbst war. Und das müssen Sie wissen, Frau Ekenstedt, vor lauter Freude konnte er in seiner Predigt beinahe nicht weitermachen. „Mutter ist wieder gesund," dachte er, „sie ist hierhergereist, weil sie weiß, wie unglücklich ich mich fühle. Nun wird alles wieder gut!" Und dann sagte er sich,

an diesem Tage müsse er nun doppelt so gut predigen als sonst.

Das gelang ihm indes nicht, und darüber braucht sich wohl niemand zu verwundern. Er wagte es nicht, nach seiner Mutter hinzusehen, um den Faden der Predigt nicht zu verlieren. Aber keinen Augenblick konnte er ihre Gegenwart vergessen, und so wurde die Predigt kurz und unzusammenhängend. Erst als er fertig war und im Begriff, von der Kanzel herabzusteigen, warf er einen Blick nach der Seite, wo sie saß. Er konnte sie zwar nicht mehr entdecken, aber das beunruhigte ihn nicht im geringsten. Er glaubte ganz einfach, die liebe Tante Ekenstedt sei beim Anhören der langen Gebete müde geworden und erwarte ihn nun draußen auf dem Kirchplatz.

Ja, Sie müssen entschuldigen, Frau Ekenstedt, wenn ich so umständlich erzähle, aber Sie sollen eben etwas richtig verstehen, nämlich, daß Karl Artur ganz fest überzeugt war, er habe seine Mutter gesehen. Er war seiner Sache vollkommen sicher, und als er sie nicht vor der Kirche fand, fragte er die umherstehenden Leute, welchen Weg seine Mutter eingeschlagen habe. Aber niemand hatte sie gesehen. Doch tröstete man ihn, indem man sagte, sie werde wohl nach der Propstei vorausgegangen sein. Erst als er sie auch dort nicht vorfand, fragte er sich, ob er sich getäuscht haben könne. Er war sehr betrübt, aber es fiel ihm nicht ein, es könnte etwas Seltsames an der Sache sein."

Anna Svärd hatte bis dahin ganz still dagesessen und nur Frau Sundler immerfort starr angesehen. Jetzt unterbrach sie indes die Erzählerin mit der Frage: „D' Frau Oberst war doch woll nit tot?"

Frau Sundler nickte und erwiderte: „Ich verstehe, woran Sie denken, und ich werde später darauf zurückkommen. Vorher will ich Ihnen nur noch sagen, daß Karl Artur mit Propstens auf ausgezeichnetem Fuße steht. Das war allerdings nicht immer so. Sehen Sie, Frau Ekenstedt, im vergangenen Sommer, ehe das Unglück mit der Mutter eintraf, predigte Karl Artur ganz wunderbar geistvoll und ergreifend. Er war auf dem Punkt, eine große Bekehrungsbewegung hervorzurufen. Die Leute beteten ihn an. Sie waren bereit, sich ihrer irdischen Güter

7*

zu entäußern, um Haus und Heim im Himmel zu gewinnen. Aber der alte Propst und seine Frau billigten diese Bewegung durchaus nicht. Wissen Sie, Frau Ekenstedt, Propstens sind ja sehr alte Leute, und die Alten möchten am liebsten, daß alles so bliebe, wie es ist. Nach dem Unglück mit der Mutter wurde Karl Artur jedoch zurückgeschreckt, er wagte es nicht mehr, an seine eigenen Eingebungen zu glauben, daher wendete er sich an den Propst und ließ sich von ihm beraten. Er predigte auch fortgesetzt sehr schön, aber außerordentlich vorsichtig. Das frühere Feuer war erloschen, die große Erweckung, die er auf dem Punkte hervorzurufen gewesen war, starb dahin. Viele trauerten darüber, aber die beiden Alten in der Propstei waren hochbeglückt. Und Karl Artur hat sich ihnen wie ein Sohn angeschlossen. Ich habe die Pröpstin sagen hören, sie hätten das Heimweh nach Frau Schagerström, die so viele Jahre lang in der Propstei bei ihnen gewohnt hat, nie verwunden, wenn nicht Karl Artur in so liebenswürdiger Weise die Lücke ausgefüllt hätte. Aber, wissen Sie, Frau Ekenstedt, nun ist die Frage eben die, ob das für Karl Artur von Vorteil ist. Was mich betrifft, so freue ich mich darüber, daß er dem Einfluß der Propstei nun etwas entrückt ist, jetzt, wo er eine Frau und ein eigenes Heim hat. Ja, ich sage das nicht, um Ihnen zu schmeicheln, Frau Ekenstedt, sondern nur, damit Sie verstehen können, welche Hoffnungen Karl Arturs wahre Freunde auf Sie setzen."

Um die Wahrheit zu sagen, so sah es aus, als ob all dies der jungen Frau zu viel würde. Ihre Brauen zogen sich zusammen, und man konnte sehen, wie es in ihrem Kopfe arbeitete.

Sie tat offenbar ihr Bestes, um Frau Sundler zu folgen; aber es kostete sie große Anstrengung.

„Aber willst mir nit lieber sagen, was er in der Kirch' g'sehn hat?" fragte sie.

„Doch gewiß. Sie haben ganz recht, ich will mich nicht länger bei dem Verhältnis mit Propstens aufhalten. Es genügt, wenn Sie wissen, daß Propstens Karl Artur liebhaben und nur sein Bestes wollen. Aber trotzdem teilte er diesen guten Freunden nicht mit, daß er seine Mutter in der Kirche zu sehen gemeint hatte. Er

redet so ungern von ihr. Möglicherweise hat er auch deshalb geschwiegen, weil er die schwache Hoffnung hegte, sie habe sich vielleicht zu uns begeben, zu mir, verstehen Sie, Frau Ekenstedt. Es wäre zwar ganz unwahrscheinlich gewesen; aber bei der lieben Tante Ekenstedt wußte man nie, worauf sie verfallen konnte; deshalb begab er sich nach dem Essen sofort zu uns, fand jedoch seine Mutter natürlich auch nicht in unserem Hause.

Immerhin muß ich Ihnen sagen, Frau Ekenstedt, wie außerordentlich erfreut wir über das Zusammentreffen mit Karl Artur waren. Mein Mann ebenso wie ich auch. Ach, die Pfarrer haben ja im Herbst mit allen Hausbesuchen und Eintragungen in die Kirchenbücher gar so viel zu tun, deshalb hatten wir Karl Artur mehrere Wochen lang nicht mehr gesehen. Ich glaube, er fühlte sich dann auch recht behaglich, wenigstens blieb er den ganzen Abend bei uns. Mein Mann blieb auch die ganze Zeit da, und wir vergnügten uns auf die unschuldigste Weise von der Welt. Wir musizierten, sangen und lasen Gedichte vor. Es ist wohl nichts Böses, wenn ich es sage, aber auf solche Dinge verstehen sie sich in der Propstei nicht, und ich glaube, Karl Artur bekam dadurch in gewisser Weise einen Ersatz für die Enttäuschung mit seiner Mutter. Nach dem Abendbrot kamen wir in ein sehr vertrauliches Gespräch miteinander über die ungewissen Dinge jenseits des Daseins — ja, Frau Ekenstedt, Sie verstehen wohl, worauf ich anspiele —, und da erst kam Karl Artur darauf zu reden, daß er an demselben Tage die liebe Tante Ekenstedt in der Kirche zu sehen gemeint hatte. Nachher redeten wir noch lange darüber, was das wohl gewesen sein könne, und er ging erst gegen Mitternacht nach Hause. Am Montag mußte er indes seine Hausbesuche wieder aufnehmen, und obgleich er sich so behaglich bei uns gefühlt hatte, bekam ich ihn doch die ganze Woche hindurch nicht wieder zu sehen. Vielleicht meinte er auch, er müsse bei den Alten daheim bleiben, wenn er einen Abend frei hatte. Niemand auf der weiten Welt ist so rücksichtsvoll wie Karl Artur."

Anna Svärds Stirne hatte sich noch mehr gerunzelt, und sie sah ganz erschüttert aus, ließ aber Frau Sundler weiterreden, ohne sie zu unterbrechen.

„Ja, wie gesagt, ich hatte ihn nicht wiedergesehen, und was er von seiner Mutter berichtet hatte, daran hatte ich gar nicht weiter gedacht. Am Sonntag jedoch traf ich auf dem Weg zur Kirche mit ihm zusammen, und da sagte ich ganz im Scherz zu ihm, ich hoffte, er werde an diesem Sonntag die liebe Tante Ekenstedt nicht abermals sehen, damit er nicht in seiner Predigt gestört werde. Und denken Sie, Frau Ekenstedt, ich hatte das Gefühl, es sei ihm nicht angenehm, daß ich das gesagt hatte. Er antwortete nur ganz kurz und sagte, er denke jetzt, eine durchreisende Dame, die eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Mutter habe, sei eine Weile in der Kirche gewesen, und er wolle durchaus nicht glauben, es könnte irgend etwas anderes gewesen sein.

Ich hatte keine Zeit, ihm darauf zu antworten, andere Kirchenbesucher gesellten sich zu uns, und die Unterhaltung drehte sich dann um alltägliche Dinge. Während des Gottesdienstes wurde ich allerdings ängstlich, ich könnte etwas Verkehrtes gesagt haben. Zwar versuchte ich mich damit zu beruhigen, daß Karl Artur doch unmöglich einer solchen scherzhaften Bemerkung Gewicht beilegen könne. Aber Sie, Frau Ekenstedt, werden begreifen, wie entsetzt ich war, als er mitten in der Predigt eine Pause machte und mit entsetztem Blick nach der Empore starrte. Nach einem Augenblick fing er allerdings wieder zu reden an, aber nun war er sonderbar zerstreut und unklar. Ach, er war gerade in einem sehr fesselnden Gedankengang drinnen gewesen, konnte den Faden nun aber nicht mehr finden. Ich kann nicht beschreiben, welch schrecklichen Eindruck es mir machte.

Am Nachmittag kam er dann zu mir; da war er tief niedergeschlagen und sagte mir geradeheraus, die Bemerkung, die ich gemacht, sei schuld daran, daß er seine Mutter zum zweiten Male gesehen habe. Die ganze Woche habe er gar nicht damit gerechnet gehabt. Nun, man kann in solchen Dingen nichts Bestimmtes wissen; aber dieser Vorwurf kam mir sehr ungerechtfertigt vor. Dann wäre ich ja vielleicht auch schuld daran gewesen, daß er sie zum erstenmal gesehen hatte. Und doch war ich damals wochenlang nicht mit ihm zusammengetroffen."

Anna Svärd hatte still dagesessen und mit ihrem

Fingernagel auf ihrer Schürze Linien gezogen. Sie folgte den Rändern auf und ab, unter vollkommenem Schweigen. Jetzt machte sie jedoch eine Bemerkung:

„Aber wie hat'r glauben können, die Oberstin zeig' sich ihm, wenn sie doch nit tot war!"

„Gerade das sagte ich ihm auch. Ich versicherte ihm, er habe wie das erstemal auch jetzt eine Sinnestäuschung gehabt, und die liebe Tante Ekenstedt sei nach allem, was wir wüßten, am Leben und gesund, sie könne sich ihm also unmöglich zeigen. Aber er behauptete steif und fest, es sei niemand anders als seine Mutter selbst gewesen. Er habe sie deutlich gesehen, und sie habe ihm auch zugenickt. Und Sie werden verstehen, Frau Ekenstedt, er war ganz verzweifelt und sagte, wenn das so weitergehe, könne er ebensogut seinen Pfarrersberuf an den Nagel hängen, denn wenn er seine Mutter sehe, werde ihm so angst und verstört zumut, daß er nicht mehr wisse, was er rede. Er glaubte, seine Mutter erscheine ihm, um sich zu rächen, und er erinnerte mich an einen Ausspruch seiner früheren Braut, die zu ihm gesagt hatte, solange er sich nicht mit seiner Mutter versöhnt habe, werde er nie wieder eine gute Predigt halten können. Diese Prophezeiung, so meinte er, gehe nun in Erfüllung."

Unleugbar folgte die junge Frau allem, was Frau Sundler sagte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Und als die kluge Persönlichkeit, die sie war, fühlte sie die ganze Zeit ein starkes Mißtrauen und fürchtete, die andere wolle sie etwas glauben machen, das nicht wahr sei. Als indes Frau Sundler weiter in ihrem Bericht kam, ward sie allmählich wie betäubt. Zwar nicht so, daß sie schläfrig geworden wäre, o nein, sie wurde nur weniger mißtrauisch und weniger voreingenommen.

„'s kann ja nit anders als wahr sein," sagte sie sich, „sie kann doch dies alles nit nur so z'sammenschmied'n."

„Ja, Frau Ekenstedt," redete Frau Sundler weiter, „was sollte ich sagen oder raten? Ich konnte nichts anderes tun, als es fortgesetzt für eine Einbildung und eine Sinnestäuschung erklären. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Wie sollte sich die liebe Tante Ekenstedt hier in der Kirche zeigen können, und vor allem, wie könnte Karl Artur glauben, eine so zärtliche Mutter komme

hierher, ihm zu schaden? Auf diese Art gelang es mir auch so ziemlich, ihn zu beruhigen. Glücklicherweise hatte mein Mann gerade einen Spaziergang gemacht, so konnten wir diese schwere, heikle Sache besprechen, ehe er wieder heimkam. Als Sundler zurückkehrte, bekam Karl Artur viel schöne Musik zu hören, und das tut ihm immer gut. Das dürfen Sie nicht vergessen, Frau Ekenstedt. In der darauffolgenden Woche kam er wiederholt zu mir, und immer sollte ich ihn überzeugen, daß die Erscheinung in der Kirche die reine Einbildung gewesen sei. Und als wir uns am Sonntag morgen trennten, glaubte ich auch, er sei seiner Sache nun ganz gewiß; aber es mußte eben doch nicht so gewesen sein, denn an dem Tage sah er seine Mutter zum dritten Male.

Und wissen Sie, Frau Ekenstedt, nun wurde ich allmählich besorgt. Die Leute sagten, Karl Artur predige jetzt viel schlechter als im vergangenen Sommer. Jetzt machte man nicht mehr allein Bemerkungen darüber, wie vorsichtig und bedächtig er predige, jetzt fand man seine Reden unklar und unzusammenhängend. Ach, Frau Ekenstedt, das war eine furchtbare Zeit! Bedenken Sie, welch ein Rückschritt für einen so gottbegnadeten Redner! Die Zuhörerschaft wurde ganz schnell viel weniger zahlreich als im Sommer, und er selbst, wie unglücklich mußte er sich fühlen! Ein aufgeklärter, gebildeter Mann wie er kann ja unmöglich glauben, es sei etwas Übernatürliches mit im Spiel! Aber andererseits kann er doch auch dem Zeugnis seiner Sinne nicht mißtrauen. Er muß ja fürchten, er sei auf dem Wege, wahnsinnig zu werden."

Frau Sundler sprach mit wirklichem Gefühl; sie hatte Tränen in den Augen. Ohne Zweifel war sie tatsächlich tief betrübt gewesen. Anna Svärd wurde auch mehr und mehr in ihren Bann gezogen. Die vielen Worte schlängelten sich um sie herum und wurden zu einem feinen, unbemerkbaren Netz; bald konnte sie die ganze Sache nur noch durch Frau Sundlers Augen sehen. Jetzt hätte sie sich zu keinem Widerstand mehr erheben oder wie im Anfang des Gesprächs unhöflich sein können. Nein, irgend etwas lähmte sie.

„Aber was glaubst denn selber, was es g'wesen ist?" fragte sie.

„Der Wahrheit gemäß, Frau Ekenstedt, sag' ich Ihnen, ich weiß es nicht. Vielleicht war es die Gewissensqual, die sich darin ausdrückte, vielleicht die Gedanken der Mutter, die auf irgendeine Weise die Sinnestäuschung bewirkten. Aber ihm ist es so sehr demütigend und entsetzlich. Er meint, er könne sich nicht mehr in der Gewalt haben. Unzählige Male hat er Gott angefleht, ihn von diesen Erscheinungen zu befreien, aber sie kehren trotzdem immer wieder. Und am vierten Sonntag hat er seine Mutter abermals gesehen."

Die junge Frau sah ganz ängstlich aus. Es war, als hätte sie selbst die Gestalt der Frau Oberst aus einer dunklen Ecke hervortreten sehen.

„Am Nachmittag kam er zu mir," fuhr Frau Sundler fort, „und da sagte er, er wolle an den Bischof schreiben und seinen Pfarrberuf aufgeben. Es sei ihm unerträglich, sich vor der Gemeinde so schämen zu müssen, wie er es nun vier Sonntage nacheinander getan habe. Ich verstand ja seine Gefühle sehr gut, trotzdem gelang es mir aber doch, ihn von dem Niederlegen seines Berufes abzubringen. Ich riet ihm nämlich, seine Predigten wieder aufzuschreiben, damit er nicht drauszukommen brauche, wie es in der letzten Zeit der Fall gewesen sei. Und er hat diesen Rat wirklich befolgt; seither hat er nicht ein einziges Mal frei gesprochen. Aber ach, Frau Ekenstedt, Sie können sich nicht denken, welch ein Unterschied das ist! Wenn Karl Artur seine Predigten schreibt, ist er nicht wiederzuerkennen. Immerhin war es doch eine recht gute Hilfe für ihn, denn die Erscheinungen hörten auf. Und deshalb wohl fühlte er sich auch allmählich ruhiger. Ja, ich weiß nicht..."

Hier stellte Anna Svärd eine Frage. „Aber glaubst nit, daß'r die Einbildung wieder los wird?"

„Gerade das ist's, wozu Sie ihm helfen sollen, Frau Ekenstedt. In der Weihnachtszeit kam Karl Artur eines Tages zu mir und erzählte, er habe von seiner Tante, der Frau Dompropst Sjöborg, die im Herbst starb, gerade als Sie, Frau Ekenstedt, damals in Karlsstad waren, eine kleine Erbschaft gemacht. Es seien allerdings nur tausend Reichstaler und Möbel für ein Zimmer. Da er nun aber diese Summe habe, wolle er seinen

Pfarrberuf endgültig aufgeben. Als ich aber von dieser Erbschaft Kenntnis bekam, schlug ich ihm statt dessen vor, er solle jetzt aus seinem früheren Vorsatz, das Leben eines einfachen Arbeiters zu führen, ernst machen. Zugleich riet ich ihm auch, die Gelegenheit zu benützen und sich mit der Braut zu vereinigen, die Gott ihm ausersehen habe. Sehen Sie, Frau Ekenstedt, ich dachte, er müsse etwas Großes und Erhebendes unternehmen, um von seinen Gewissensqualen frei zu werden. Er müsse sich zu einem Beispiel für uns andere machen und uns den Weg zu einem guten, heiligen Leben weisen. Wenn er etwas tun könnte, damit das Reich Gottes schon auf dieser Welt zu uns käme, dann würde ihn Gott vielleicht vor diesen Erscheinungen, die ihn zu verderben drohten, beschützen.

Im Anfang war er unschlüssig; aber dann erinnerte ich ihn an die zehn Kinder des Kätner Matts, für die er zu sorgen habe. Ich schlug ihm vor, das Häuschen hier, das ja dicht bei dem der Kinder liegt, zu kaufen und sich da niederzulassen. Und während ich ihm das weiter auseinandersetzte, erfaßte er den Plan mit derselben Begeisterung wie ich auch. Ich glaube fast, er ging noch am selben Abend zu dem alten Soldaten Berg und sagte ihm, er möchte gerne dessen alte Hütte kaufen. Und von da an hat ihn der Gedanke, endlich ein Leben in Christi Nachfolge zu führen, aufrechterhalten, und so ist er wieder aufgelebt. Gar oft sagte er, wenn er nur erst mit Ihnen verheiratet und hier in sein ärmliches Heim eingezogen sei, dann werde er es wohl wieder wagen können, frei zu predigen. Er meinte, dann werde ihn die Erscheinung nicht weiter beunruhigen können.

Doch, liebe Frau Ekenstedt, da ist noch etwas, das gesagt werden muß, etwas sehr, sehr Schweres; aber vielleicht haben Sie nun schon begriffen, daß Karl Artur nicht ins Irdische heruntergezogen werden darf. Ich weiß am besten, wie glücklich ihn der Gedanke machte, hier in diesem Häuschen mit Ihnen zusammen leben zu dürfen. Er betrachtet Sie als seinen Schutzengel, der ihn aus allem Bösen erretten soll. Es war ihm ein wahrer Kummer, daß er Ihnen nicht alles dies schreiben konnte; aber er konnte doch so etwas nicht in einem Briefe

schreiben, der Ihnen von andern vorgelesen wurde. Nur ich allein war es, der er diese Gefühle zärtlicher Schwärmerei, die ihm bei dem Gedanken an die junge Braut aus dem hohen Norden, die an seiner Seite gehen und ihn helfen sollte, der Menschheit einen rechten Weg zu zeigen, anvertrauen konnte."

Frau Sundlers Stimme hatte etwas geheimnisvoll Bezwingendes angenommen, und Anna Svärd saß ganz still wie unter einem Zauber da.

„Ja, Frau Ekenstedt," begann Frau Sundler aufs neue, „als Karl Artur nach Medstuby fuhr, war es seine bestimmte Absicht, Sie und er sollten in einer heiligen Vereinigung wie zwei Geschwister miteinander leben. Er hatte Angst, falls sich etwas von gewöhnlichem, irdischem Glück in Ihr Leben einschliche, dann würden die Erscheinungen wiederkehren. Können Sie das verstehen, Frau Ekenstedt? Können Sie verstehen, daß Sie nicht mit einem gewöhnlichen Manne verheiratet sind, sondern mit einem von Gottes Auserwählten? Und können Sie jetzt mich und mein Vorgehen begreifen? Ich wußte ja nicht, daß Karl Artur von seinem Vorsatz abgegangen war, und so hatte ich alles hier im Hause nach seinen Angaben geordnet."

Frau Sundlers Stimme klang jetzt nicht mehr sanft und einschmeichelnd, sie war gebieterisch und anklagend geworden. Als Anna Svärd an ihren Hochzeitsabend dachte, fühlte sie sich ordentlich schuldbewußt.

„Aber ich hab' ja von allem, was du sagst, gar nix erfahren. Mir hat man bloß g'sagt, er sei arm."

„Liebe Frau Ekenstedt, das war ja auch wahr. Aber das andere lag eben darunter. Karl Artur kannte Sie so wenig. Er kam vielleicht nicht in die Lage, in dem fremden Hause vertraulich mit Ihnen zu reden. Deshalb schob er seine Armut vor. Das kann ich so gut verstehen. Aber nicht wahr, Frau Ekenstedt, Sie sehen die Sache jetzt anders an? Ach, es ist so wichtig, daß Karl Artur gerettet wird! Diese Erscheinung darf nicht wiederkehren."

Die junge Frau war von den feinen, weichen Fäden und Schlingen so umsponnen und eingewickelt, daß sie auf dem Punkt war, sich von Frau Sundler führen zu

lassen, wohin diese nur immer wollte. Ja, sie öffnete schon den Mund, um das Versprechen zu geben, das die andere von ihr begehrte.

„Was mich angeht, so versprech ich..." begann sie; doch plötzlich brach sie ab.

Frau Sundler war nämlich hastig aufgestanden, um zum Fenster hinauszusehen, und dabei war ein solcher Glücksschimmer über das häßliche Gesicht hingezogen, daß es fast schön aussah.

Auch Anna Svärd war aufgestanden, und da sah sie, daß der, den Frau Sundler am Fenster vorbeigehen sah, Karl Artur war.

Und da kam ihr ganz rasch der Gedanke, vielleicht sei es nicht Gott im Himmel droben, der wünsche, daß sie dieses Gelübde ablege, sondern nur Frau Sundler — und da blieb das Versprechen ungesagt.

Der Sonntagshut

1

Wer war sie, daß sie sich für klüger halten dürfte, als ein so hochgelehrter Mann wie Karl Artur, sie, die es nicht einmal so weit gebracht, in einem Buch lesen zu können, sie, die einen ganzen Herbst hindurch beim Kantor Medberg in die Schule gegangen war, ohne auch nur so viel schreiben zu lernen, wie: Morgenstund' hat Gold im Mund?

Ja, wer war sie, daß sie zu behaupten wagte, dieses ganze Getue mit Karl Artur sei gar nichts? Es sei keine Gewissensqual, kein Strafgericht, sondern nichts, einfach nichts.

Während sie Frau Sundler zugehört hatte, war sie ganz verzweifelt und verwirrt gewesen; aber kaum war der Gast zur Tür hinausgegangen, da begriff Anna Svärd auch schon, wie alles zusammenhing.

Aber trotzdem, trotzdem! Sie wußte doch, was für ein unwissendes armes Ding sie war, und deshalb sagte sie zu ihrem Manne nicht ein Wort davon, was sie herausgeklügelt hatte. Kann man das billigen? Sie war doch

wohl nicht so vermessen, sie, eine einfache arme Hausiererin!

Am Nachmittag zog sich Karl Artur in seine Stube zurück, um über seine Predigt nachzudenken, die er am nächsten Tage in der Kirche halten sollte, und so blieb Anna allein in der Küche. Da nahm sie aus ihrer Speisekammer, die dank Frau Sundlers Fürsorge gut versehen war, einen Strickkorb mit einem Deckel, legte einige von ihres Mannes schon benützten Beffchen hinein und begab sich damit auf den Weg nach der Wohnung des Organisten.

Auch zu Frau Sundler sagte sie nichts von dem, was sie ausgeklügelt zu haben meinte. Frau Sundler wäre wohl die Letzte gewesen, der sie ihre Überlegungen mitgeteilt hätte; denn Anna Svärd hatte mindestens so viel Respekt vor Frau Sundlers Gelehrsamkeit wie vor der ihres Mannes.

Sie fragte also Frau Sundler nur, ob sie ihr beim Instandsetzen der Beffchen ein wenig helfen wolle; ihr Mann habe sie gebeten, ihm einige zu waschen und zu plätten, sie sei jedoch nicht damit zurechtgekommen. Nun habe sie sich schon ein paar Stunden damit abgequält, aber das eine sei schräg und das andere runzlig geworden. Sie möchte nun um ein wenig Anleitung bitten.

Frau Sundler sagte, sie freue sich sehr, daß Frau Ekenstedt sich in dieser Verlegenheit an sie gewendet habe. Beffchen zu plätten sei eine große Kunst, sie sei gar nicht sicher, ob sie selbst diese Kunst richtig verstehe, sie werde jedoch ihr Bestes tun. Darauf waren die beiden miteinander in Frau Sundlers hübsche Küche gegangen, hatten die Beffchen gewaschen und geplättet, bis Anna Svärd die richtige Fertigkeit erlangt hatte.

Als sie fertig waren, sagte Frau Sundler, sie möchte Frau Ekenstedt nun gerne zum Kaffee einladen; aber Anna Svärd dankte dafür, weil sie jetzt eiligst nach Hause müsse. Doch Frau Sundler wollte wenigstens mit einem Glas Saft aufwarten. Sie sagte, sie habe sehr guten Saft, sogar die reiche Frau Schagerström habe ihn gelobt, und er werde nach der eiligen Arbeit eine Erfrischung sein. Anna Svärd lehnte dieses Anerbieten nicht ab, und so ging Frau Sundler in den Keller, um den

Saft zu holen. Aber während die Hausfrau da drunten war, schlich sich ihr Gast in den Flur hinaus, ergriff Frau Sundlers schönen Hut, der da an einem Haken hing, trug ihn in die Küche und steckte ihn in einen großen Kessel hinein, der so hoch oben auf dem Küchenbort stand, daß niemand sehen konnte, was darin war.

Als Anna Svärd fortging, begleitete Frau Sundler sie durch den Flur ins Freie; aber es fiel ihr keinen Augenblick ein, nachzusehen, ob ihr schöner Sonntagshut noch an seinem Platz hänge. In einer Gegend, wo die Menschen so ehrlich waren, daß man es für überflüssig hielt, seine Türen zu schließen, dachte man nie, es könnte etwas gestohlen oder weggebracht worden sein.

Anna Svärd wanderte von dem, was sie ausgerichtet hatte, höchst befriedigt heimwärts. Sie war überzeugt, Frau Sundler werde recht lange suchen müssen, bis sie ihren schönen Sonntagshut wiederfinde. Ihr war, als habe sie wie eine rechte Ehefrau alles getan, was in ihrer Macht stand, damit ihr Mann am nächsten Tag ungestört predigen könne und vor dem Erschrecken bewahrt werde.

Am nächsten Morgen, als sie in Gesellschaft ihres Mannes zur Kirche wanderte, fühlte sie noch dieselbe Befriedigung. Sie spürte ebensowenig Gewissensbisse, weil sie den Hut versteckt hatte, wie ein Jäger, der eine Wolfsgrube gegraben hat. Denn wer war sie? Sie war nicht von hier, von Korskyrka, wo alle Menschen aufgeklärt und wohlunterrichtet waren. Sie war Anna Svärd aus Medstuby, und was in den niederen, grauen, kleinen Häusern in Medstuby für wahr gehalten wurde, das hatte sie in sich aufgenommen, und das war das Wissen, wonach sie sich richtete.

An diesem Morgen war sie von allem wohl befriedigt. Karl Artur nahm sie mit sich durch die Sakristei, und da wurde sie von der alten Frau Propst aufs freundlichste begrüßt, ja sie durfte im Pfarrstuhl vorne im Chor neben ihr sitzen. Sie wünschte nur, es wäre jemand aus ihrem Heimatdorfe da und könnte sie jetzt sehen; denn das wußte sie gewiß, weder die Frau Schultheiß noch die Ris-Karin konnte je in die Stellung erhoben werden, die sie jetzt einnahm.

Sie schaute sich um, ob sich Frau Sundler in der Kirche befand, konnte sie aber nicht entdecken. Als sie dessen ganz sicher war, beugte sie sich in der Bank vor und betete wie die Frau Propst und alle anderen. Sie rief Gott an, ihr doch beizustehen, damit Frau Sundler nicht in dem großen Kupferkessel nach ihrem Hut suche. Wenn Frau Sundler ihren Hut nicht fand, kam sie auch nicht in die Kirche, dessen war Anna Svärd ganz sicher. Eine unbemittelte Organistenfrau hatte gewiß nicht mehr als einen Sonntagshut, und wenn dieser verschwunden war, mußte sie eben zu Hause bleiben.

Dann betrachtete Anna Svärd die Menschen, die langsam in die Kirche hereinwanderten, und sie war recht unzufrieden, weil die Kirche nicht ganz voll wurde. In allen Bänken waren noch leere Plätze. Im nächsten Augenblick jedoch lachte sie über sich selbst. „Fängst wahrhaftig schon an, dich wie eine richtige Pfarrerin zu benehm'n, du Anna!"

Und damit mußte sie an alle die Pfarrfrauen denken, die vor ihr hier in dem Pfarrstuhl gesessen und darauf gewartet hatten, ihren Mann auf die Kanzel steigen zu sehen. Was sie wohl für Gedanken gehabt hatten, ja was für welche? Hatten sie sich ängstlich und beengt gefühlt, weil ihr Mann da oben stehen und das Wort Gottes verkündigen sollte? Ach, sie, Anna Svärd, war so viel geringer als diese andern alle! Trotzdem wagte sie es, den alten Pfarrfrauen einen Seufzer zuzuschicken: „Ach, helft mir, ihr, die ihr wißt, was es heißen will, hier voller Angst warten zu müssen, damit sie, an die ich denke, an dem heutigen Sonntag nicht in die Kirche kommen kann!"

Anna Svärd wurde immer unruhiger, je weiter die Liturgie fortschritt und der Augenblick sich näherte, wo die Predigt an die Reihe kam. Sie fuhr zusammen, sooft die Kirchtür sich öffnete und ein verspäteter Zuhörer eintrat. „Jetzt ist's am End' doch noch d' Organistenfrau, die z'letzt kommt!" dachte sie.

Aber Frau Sundler war und blieb abwesend. Die Liturgie ging zu Ende, das Lied wurde gesungen, und Karl Artur stieg die Kanzeltreppe hinauf — Frau Sundler war nicht da.

Es war der Fastensonntag, und in der Epistel des Tages fand Anna Svärd die schönen Worte über die Liebe wieder, die Frau Ryen ihr an ihrem Hochzeitstage vorgelesen hatte. Das konnte wohl nichts anderes als eine gute Vorbedeutung sein, und als Karl Artur, nachdem er eine schöne Einleitung gesprochen, nun gerade über diesen Text zu predigen anfing, war Anna überzeugt, daß der liebe Gott und die alten Pfarrfrauen ihre Gebete erhört hatten. Ja, Frau Sundler würde schon wegbleiben, und sie selbst durfte nun in aller Ruhe hier im Pfarrstuhl sitzen und den Mann, den sie liebte, das Wort der Liebe verkündigen hören.

Ja, wer war sie? Nichts wußte sie, was als eine gute Predigt gerechnet werden konnte, aber — darauf konnte sie schwören — etwas so Schönes hatte sie noch nie gehört. Und sie war nicht die einzige, die mit Freuden lauschte. Sie sah, wie die Zuhörer die Köpfe erhoben und den Prediger ansahen. Einige rückten näher zu ihren Nebensitzern hin und stießen sie an, um sie zur Aufmerksamkeit zu ermahnen. „Gib wohl acht! Das ist eine richtige Predigt!"

Und so war es auch. Anna Svärd dachte, wenn man je vorher einen Menschen auf diese Weise predigen gehört hatte, dann wollte sie gleich in einen Stein verwandelt werden. Sie, die im Chor saß, konnte sehen, wie die Gesichter in den Bänken sanft und feierlich wurden. Ein paar jungen Mädchen trat ein Glanz in die Augen, daß diese wie Sterne leuchteten.

Aber siehe, gerade mittendrin entstand eine kleine Bewegung in der Kirche. Frau Sundler schlich herein. Man merkte, sie war in Verlegenheit, weil sie zu spät kam. Sie ging auf den Zehenspitzen und drückte sich die Banktüren entlang, wie um nicht gesehen zu werden. Aber trotzdem wurde sie von allen Menschen bemerkt, die sie verwundert und mißbilligend anschauten.

Einen Hut hatte sie nicht auf dem Kopfe, sondern die Kapuze, die sie am Werktag trug und die alt und vertragen aussah, der Frau Sundler aber mit einer großen Bandschleife vorne in der Mitte nachzuhelfen gesucht hatte.

Doch im nächsten Augenblick war Frau Sundler ver-

gessen, alle Zuhörer wendeten sich wieder der Kanzel zu und lauschten den schönen Worten, die von da auf sie herabströmten.

„Er ist so gut im Zug," dachte Anna Svärd. „Ich glaub', er hat sie nit g'sehn, als sie 'reinkam. 's ist möglich, daß sie keine Macht über ihn hat."

Aber Frau Sundler war noch keine fünf Minuten in der Kirche, als Karl Artur mitten in einem Satz abbrach. Er beugte sich weit über die Kanzel vor und starrte nach einer dunklen Ecke in der Kirche hin. Und was er da sah, erschreckte ihn so, daß er leichenblaß wurde.

Es sah aus, als verliere er das Bewußtsein; Anna Svärd stand schon halb von der Bank auf, um zu ihm hinaufzueilen und ihm von der Kanzel herunterzuhelfen. Aber das war nicht nötig. Jetzt richtete er sich hastig auf und fing wieder an zu predigen.

Aber nun war das Zuhören keine Freude mehr. Der junge Geistliche war von dem, wovon er eben geredet hatte, ganz abgekommen. Er sagte einige Worte, die gar nicht mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang standen, dann brach er von neuem ab und ging auf etwas anderes über, das auch keinen richtigen Sinn hatte. Die Leute in den Bänken rückten etwas ungeduldig hin und her. Die meisten sahen erschreckt und betrübt aus, und das tat wohl noch das Seine dazu, den Prediger da droben immer verwirrter zu machen. Er wischte sich mit dem großen Kirchentaschentuch den Schweiß von der Stirn und hob die Hände zum Himmel auf, wie in einem verzweifelten Gebet um Hilfe.

Anna Svärd hatte noch nie jemand gesehen, der einem so furchtbar leid tun konnte.

Sie wäre am liebsten auf und davon gegangen. Sollte sie hier sitzenbleiben und die Qual ihres Mannes mit ansehen müssen! Aber ehe sie aufstand, warf sie rasch einen Seitenblick auf die Frau Propst Forsius. Die alte Dame saß mit andächtigem Gesicht und gefalteten Händen unbeweglich da. Ihr war nicht anzumerken, daß in der Kirche nicht alles so war, wie es sein sollte. Ach ja, auf solche Weise mußte sich eine Pfarrfrau benehmen! Ganz still, mit gefalteten Händen und andächtigem Gesicht, mußte sie sitzen bleiben, was auch immer geschehen mochte.

Anna Svärd blieb auch sitzen. Regungslos und feierlich blieb sie sitzen, bis der Schlußgesang zu Ende war und die Frau Propst aufstand, um zu gehen.

Auf diese Weise bekam sie Zeit, sich zu fassen. Und so besann sie sich darauf, daß sie ein armes Dalmädchen war, das nichts verstand.

Daheim in Medstuby, da glaubten alle Burschen und Mädel gleicherweise, daß es in der Welt draußen abscheuliche Hexen gebe, die den Leuten die Augen so verhexen konnten, daß sie das sahen, was nicht da war. Aber hier in Korskyrka hatte man vielleicht nie von so etwas reden hören.

Daheim bei ihr in Medstuby, da wußte man von einer Finnen-Lotte zu berichten, die eine boshafte Hexe gewesen war und verbrannt werden sollte. Sie wurde mit verbundenen Augen auf den Richtplatz geführt; aber ehe sie auf dem Scheiterhaufen angebunden wurde, bat sie, nur noch einmal über Himmel und Erde hinschauen zu dürfen. Der Scharfrichter löste die Binde, und siehe, im selben Augenblick sahen die Umherstehenden, daß das Rathaus in hellen Flammen stand. Alle Leute liefen vom Richtplatz fort, um beim Löschen zu helfen, und so gelang es dem Weibe, zu entwischen. Aber im Rathaus war gar keine Feuersbrunst. Die Hexe hatte der Gemeinde die Augen verhext gehabt.

O ja, daheim bei ihr in Medstuby, da wußte man noch mehr als das. Da konnte man davon berichten, wie Jobs-Erik einmal mit einem Stand ganz voller Waren auf dem Jahrmarkt gewesen sei, aber gar nichts habe verkaufen können, weil so ein Hexenmeister, der seinen Stand neben dem von Jobs-Erik hatte, so einer, der Werg essen und Feuer speien konnte, den Marktbesuchern die Augen verhext hatte. Er hatte es so eingerichtet, daß Jobs-Eriks prächtige spitzige Sicheln und glänzende Messer und scharf geschliffene Sägen wie rostiger Schund aussahen. Nicht so viel wie einen dreizölligen Nagel konnte der Oheim verkaufen, ehe er den bösen Streich entdeckte, den ihm der Hexenkerl gespielt hatte, und ihn dann vom Jahrmarkt verjagte.

Daheim hätten alle die Burschen und Mädel sofort verstanden, daß die Organistenfrau es war, die Karl Ar-

tur die Augen verhexte, demzufolge er seine Mutter in der Kirche zu sehen vermeinte. Wenn jemand von Medstuby heute hier dabei gewesen wäre und gesehen hätte, wie alles zugegangen war, wäre er seiner Sache ebenso sicher gewesen wie sie, Anna Svärd, selbst.

Aber Korskyrka war nicht Medstuby. Anna Svärd mußte daran denken, wer ihr Mann war und wer Frau Sundler war und wer sie selbst war, und daß sie das, was sie wußte und glaubte, für sich selbst behalten müsse.

Sie mußte auch das ertragen, daß ihr Mann auf dem Heimweg von der Kirche nicht ein Wort mit ihr sprach, sondern neben ihr herging, als ob er gar nichts von ihrer Gegenwart wüßte. Sie dachte an alle die Blicke, die ihm folgten, und versuchte, wie eine richtige Pfarrfrau auszusehen, wußte aber nicht recht, ob es ihr glückte.

Als sie nach Hause gekommen waren, ging Karl Artur sofort in sein Zimmer und schloß sich da ein. Nicht die kleinste Handreichung leistete er ihr beim Tischdecken oder beim Kochen. Sonst schien es ihm Freude zu machen, ihr ein wenig zu helfen, nur zum Spaß natürlich.

Während des Mittagessens saß er ihr gegenüber und sagte kein Wort. Nun kam sie sich allmählich als die größte Sünderin vor! Jetzt glaubte sie, es sei so schlimm mit der Predigt gegangen, weil sie und Karl Artur sich nicht an Frau Sundlers Vorschriften gehalten hatten. Ach, sie hätte am liebsten laut hinausgeschrien! Ach, vielleicht würde er nun nie mehr etwas von ihr wissen wollen!

Frau Ryen hatte Anna Svärd geraten, ein paar Haselhühner und andere Waldvögel zu braten, von denen es in ihrer Heimat sehr viele gab, und sie mitzunehmen, damit sie in den ersten Tagen fertig zubereitete Gerichte auf den Tisch stellen könnte. Aber offenbar wurden Haselhühner in dieser Gegend hier unten nicht für einen großen Leckerbissen gehalten; denn Karl Artur legte Messer und Gabel weg, nachdem er kaum ein paar kleine Bissen gegessen hatte.

Während der ganzen Mahlzeit wagte Anna Svärd keine einzige Frage zu stellen. Und im selben Augenblick, wo sie vom Tisch aufstanden, murmelte Karl Artur ein

paar Worte, daß er Kopfweh habe und durchaus einen Spaziergang machen müsse. Damit ging er und ließ sie mit ihren traurigen Gedanken allein.

2

Ist es nicht merkwürdig, daß es so schwer sein soll, das zu erlangen, was man sich wünscht?

Wenn man sich etwas wünschte, was unrecht war, konnte es ja wohl so sein, aber wenn man nichts anderes begehrte, als daß der Mann, nach dem man sich sehnt, an einem oder zwei Abenden in der Woche zu einem kommen, bei einem sitzen und sich mit einem unterhalten oder in dem kleinen Wohnzimmer Musik anhören soll, dann müßte einem ein solcher Wunsch doch eigentlich erfüllt werden. Wenn man durchaus allein mit ihm sein möchte, wäre es ja etwas anderes; aber das verlangt man ja ganz und gar nicht. Herr Sundler darf herzlich gerne dabei sein. Sie beide hatten nichts zu verbergen, sie nicht und gewiß auch Karl Artur nicht.

Wenn man Charlotte Lowensköld auf häßliche, unbarmherzige Weise fortgeschickt hätte, wenn diese als arme Lehrerin oder Haushälterin sich ihr Brot hätte verdienen müssen, dann hätte man ja Strafe und Enttäuschung erwarten müssen. Wenn man ihr aber die beste Partie im ganzen Lande, Stellung, Reichtum und einen ausgezeichneten Mann verschaffte, warum soll man dann nicht das bescheidene, anspruchslose Glück, das man für sich selbst begehrt, genießen dürfen? Warum soll einem die Frau Propst Forsius darum feind sein? Denn man verstand es recht gut: Karl Artur schob allerdings die Hausbesuche und alles mögliche andere vor; aber natürlich war es die Pröpstin gewesen, die ihm ins Ohr geflüstert, die Leute hätten angefangen, über ihre vertrauliche Freundschaft zu tuscheln, und natürlich war dieser Klatscherei wegen im Herbst Woche um Woche vergangen, ohne daß Karl Artur sich gezeigt hatte.

Wenn man nur im allergeringsten schuld daran gewesen wäre, daß Karl Artur die liebe Tante Ekenstedt in der Kirche gesehen hatte, wenn man ihn nachher wieder aufgeschreckt hätte mit dem Gedanken, es könnte möglicherweise eine Veranlassung sein, den vertraulichen Um=

gang wieder aufzunehmen, ja dann hätte man Grund gehabt, sich auf Unglück und Widerwärtigkeiten gefaßt zu machen. Aber da man ihn nur zu trösten und die Sache wegzuerklären versucht hatte, hätte man da nicht Gelegenheit bekommen sollen, ihm in aller Ruhe in seinem Kummer zu helfen? Hatte man es verdient, daß der eigene Mann gerade da anfing, eifersüchtig zu werden und Auftritte herbeizuführen, infolge derer es fast unmöglich wurde, Karl Artur noch im Hause zu empfangen? Noch niemals hatte Karl Artur ein vertrautes Wesen so nötig gehabt, als gerade damals, und man verlangte ja nichts, nichts, als ihm helfen zu dürfen.

Und wenn man da, um die Eifersucht des Mannes zu beruhigen, Karl Artur vorschlug, sich zu verheiraten, konnte darin etwas Strafbares oder Verdammungswertes liegen? Allerdings konnte man Karl Artur nicht den wirklichen Grund sagen, er war ja eine so weltfremde Natur und verstand so etwas gar nicht; aber jedenfalls, was konnte für ein Unrecht dabei sein, wenn man ihm half, seinen teuersten Jugendtraum zu verwirklichen? Und dieses einfache Mädchen aus der Wildnis da droben, hätte sie nicht damit zufrieden sein sollen, in seinem Hause leben und für seine Kleider und für seine Nahrung sorgen zu dürfen? Hätte man sich jemals denken sollen, daß eine ungebildete Person ihn gefangennehmen könnte, daß er von der Hochzeitsreise zurückkehren würde, ganz verliebt und ohne noch für irgend jemand anderes als für seine Frau einen Gedanken übrigzuhaben?

Es war ja wunderschön gewesen, ihm beim Erwerb des Häuschens zu helfen, nach Rücksprache mit ihm Hausrat einzukaufen und die Verbesserungen in den Räumen vornehmen zu lassen. Man hatte viele holde Träume träumen können, während all dies vor sich ging. Aber sollte man jetzt damit gestraft werden, daß man sich in demselben Augenblick, wo die junge Gattin das Haus betrat, überflüssig fühlen mußte? Wer war es, der dieses gewöhnliche Geschöpf zur Pfarrfrau gemacht hatte? Wer war es, der ihr den edelsten, geistreichsten und vergeistigtsten Mann geschenkt hatte? Aber was für Dankbarkeit legte sie an den Tag? Als man in das Häuschen kam, in dem man selbst alles angeordnet hatte, da fühlte

man, wie die Neueingezogenen sich nur danach sehnten, einen loszuwerden.

Nicht einen Augenblick lang hatte man es gewünscht; aber man konnte es fast nicht lassen, etwas Schadenfreude zu empfinden, als die „Erscheinung" sich abermals zeigte. Man hatte es ja erwarten können, weil die Ratschläge, die man gegeben hatte, nicht befolgt worden waren. Nein, man hatte es gewiß nicht gewünscht, aber es fiel einem wirklich schwer, Mitleid zu fühlen.

Etwas war ja auch noch ganz besonders ärgerlich. Jemand hatte einem den Sonntagshut gestohlen. Höchstwahrscheinlich handelte es sich gar nicht um einen gewöhnlichen Diebstahl; nein, sicherlich hatte irgendein Schelm den Hut fortgenommen, nur damit sie nicht in die Kirche gehen und Karl Artur predigen hören könnte. Und der Gedanke, wer dieser Missetäter wohl sei, war im höchsten Grade aufregend. Wäre es möglicherweise, könnte es wirklich ihr Mann sein, der auf den Einfall gekommen wäre, den Hut zu verstecken?

Man wußte es ja, Karl Artur würde kommen, um sein Leid zu klagen, und man erwartete ihn gleich nach Tisch, statt dessen aber verging eine Stunde um die andere, ehe er erschien. Man war schon so weit gekommen, sich einzureden, er habe sich seiner Frau anvertraut, er habe in dieser Sache, die bisher nur zwischen ihnen beiden verhandelt worden war, Trost bei seiner Gattin gesucht. Man hatte sich an alle Enttäuschungen erinnert, an alle unbefriedigten Wünsche, und so war man nicht in der rechten Stimmung, ihn zu empfangen, als er schließlich eintraf. Man führte ihn in das kleine Wohnzimmer, man setzte sich in eine Sofaecke und hört ihm zu, aber man war sonderbar verstimmt. Man hörte ihn klagen, ohne bewegt zu werden. Man mußte die Zähne zusammenbeißen, um ihm nicht zuzurufen, man sei müde, müde, müde, man könne nicht immerfort freundlich und untertänig sein; es gebe eine Grenze auch für die größte Geduld; man sei nicht diejenige, die man nach Belieben an sich ziehen und wieder zurückstoßen könne.

Man hörte ihn sagen, er habe einen langen Spaziergang gemacht, um einen ruhigen Entschluß fassen zu können, es gehe ihm aber noch immer alles wie ein Mühl-

rad im Kopf herum. Dann kamen alle die früheren Klagen wieder, daß er diese Verfolgung nicht länger ertragen könne, und daß er seinen Abschied vom Pfarramt nehmen müsse; das sei es, was seine Mutter von ihm fordere.

Ein anderesmal würde man sich aufs Äußerste angestrengt haben, ihm Trost zuzusprechen. An diesem Tag aber ist man kaum imstand, ihn anzuhören. Man verbleibt schweigsam, aber es zuckt einem in den Fingerspitzen. Man möchte die Nägel ins Fleisch drücken und kratzen. Man weiß nicht, ob man sie in sein oder in das eigene Fleisch schlagen möchte, aber man hat das Gefühl, daß es eine große Erleichterung wäre, wenn man etwas in dieser Art vornehmen dürfte.

Er spricht und spricht, aber schließlich merkt er doch, daß man ihm nichts erwidert, daß man ihm nicht das gewohnte Mitgefühl zuteil werden läßt. Er verwundert sich und fragt, ob man krank sei. Und man antwortet ganz unfreundlich, man sei vollständig gesund, aber man sei erstaunt, weil er noch immer zu einem komme, um sein Leid zu klagen, wo er doch jetzt eine Frau habe.

Ja, so antwortet man. Man sagt gerade das Dümmste, was man sagen könnte. Vielleicht hatte man gehofft, er werde einwenden, seine Frau sei zu unerfahren und unwissend, er müsse mit einer gebildeten Frau reden, die seinem Gedankengang folgen könne. Aber das, was man gehofft hat, trifft nicht ein.

Statt dessen sieht er etwas verwundert aus, sagt ein paar Worte des Bedauerns, weil er ungelegen gekommen sei, und geht seiner Wege.

Man bleibt unbeweglich sitzen, bis man ihn die Haustür zumachen hört. Man kann nicht glauben, daß er im Ernst geht, man ist gewiß, er werde wieder zurückkommen. Erst als die Tür hinter ihm ins Schloß fällt, springt man auf, man ruft, ruft ihm nach. Was hat man getan? Ist er für immer gegangen? Wie ist das möglich? Er war da, und man hat ihn fortgewiesen. Man will nicht zuhören, wenn er einem sein Leid klagt. Man riet ihm, Hilfe bei seiner Frau zu suchen. Und das heute, gerade an dem Tage, wo alles auf dem Spiele stand, wo man ihn für immer hätte gewinnen können!

3

Jenes eigene Wohlbehagen und die Zuversicht, die jedermann zu überkommen pflegt, wenn er in die Nähe seines Heims gelangt, konnte Karl Artur natürlich nicht fühlen, als er in später Dämmerung von seinem Besuch bei Frau Sundler zurückkehrte. Als er das Häuschen am Hügel über dem Doktorgarten auftauchen sah, sagte er sich gewiß nicht, dort habe er den kleinen Winkel auf Erden, wo er immer willkommen sei, wo er allezeit in Schutz genommen werde, wo er seinen bestimmten Platz habe und niemand im Wege sei. Im Gegenteil, er wünschte, er hätte sich nie eine Frau genommen, nie das alte Haus gekauft, sich nie auf dieses ganze Abenteuer eingelassen!

„Dies ist ja ganz furchtbar!" dachte er. „Wie unglücklich ich mich auch fühle, kann ich doch nicht einmal allein sein! Ich habe eine Frau, die jetzt einen recht langweiligen Nachmittag verlebt hat. Ihr muß ich mich jetzt widmen, um sie aufzuheitern. Sie wird sich vielleicht gekränkt zeigen und mir bittere Worte sagen. Und sie hat wirklich ein Recht, das zu tun; aber wie soll ich ihre Klagen ertragen können?"

Er trat auf die wacklige Hausstaffel und streckte widerstrebend die Hand aus, um das Schloß aufzuschließen. Aber ehe er so weit gekommen war, fuhr er zurück. Im Hause drinnen ertönte Gesang, von Kinderstimmen gesungene Gesangbuchlieder!

Fast augenblicklich durchströmte ihn ein Gefühl der Erleichterung. Der furchtbare Druck auf seinem Herzen, der ihn seit dem Vormittag so gequält hatte, wurde merklich leichter. Etwas in ihm flüsterte, er könne ohne Angst eintreten. Da drinnen erwarte ihn etwas, was er durchaus nicht zu denken gewagt hätte.

Im nächsten Augenblick öffnete er ganz sachte die Küchentür und schaute hinein. Fast der ganze Raum war dunkel; aber auf der Feuerstelle flammten noch ein paar Scheiter, und vor dem erlöschenden Feuer saß seine Frau mit der großen Kinderschar aus des Kätner Matts Hütte rings um sich her.

Trotz der ärmlichen Beleuchtung, oder gerade weil diese

so unzureichend war, bot die Gruppe einen entzückenden Anblick. Das jüngste Kind lag ruhig schlafend auf dem Schoße seiner Frau, die andern standen, die Augen fest auf ihr schönes Antlitz gerichtet, so nahe wie nur möglich um sie her und sangen: „Der Tag ist nun vergangen, die güldnen Sterne prangen am hohen Himmelssaal..."

Karl Artur machte die Tür hinter sich zu, trat aber nicht vor, sondern blieb in der Dunkelheit an der Wand stehen.

In sein von Angst und Gewissensqual zerrissenes Herz schlich sich aufs neue der heilende Gedanke, hier sei die Frau, die ihm Gott zur Rettung ausersehen habe. Sie war vielleicht nicht so, wie er sie sich zuvor erträumt hatte; aber was verstand er? Ja, seht nur! Anstatt sich über seine Abwesenheit zu grämen, hatte sie die Kinder zu sich geholt, die er einmal aus dem größten Elend errettet hatte, und um die Zeit herumzubringen, hatte sie sie Lieder singen lassen. In dieser Handlungsweise seiner Frau trat Karl Artur etwas sehr Kluges und zugleich auch sehr Rührendes entgegen. „Warum soll ich mich nicht ganz aufrichtig an sie wenden und sie bitten, mir zu helfen?" dachte er.

Sobald das Lied zu Ende war, stand Anna Svärd auf und schickte die Kinder nach Hause. Vielleicht hatte sie die Rückkehr ihres Mannes gar nicht bemerkt, jedenfalls ließ sie ihn ganz ruhig in seiner Ecke stehen. Noch immer das Abendlied vor sich hinsummend, das sie noch eben mit den Kindern gesungen hatte, ging sie nach der Speisekammer, um Milch und Dünnbier zu holen, legte dann frisches Holz auf die Glut, setzte einen kleinen dreibeinigen Kessel aufs Feuer, um die Milch zur Biersuppe zu wärmen.

Dann ging sie wieder im Zimmer umher. Sie stellte Butter und Brot auf den Tisch an dem Fenster und rückte zwei Stühle davor.

Es war ein schöner Anblick für Karl Artur, als sich seine Frau so im Zwielicht hin und her bewegte. Die bunten Farben ihrer Volkstracht, die beim Tageslicht etwas hart erscheinen konnten, schmolzen nun zu warmer Schönheit ineinander. Das steife Tuch erschien wie Brokat. Karl Artur ging plötzlich ein Licht darüber auf, wel-

chen tieferen Sinn alle die Volkstrachten hatten. Sitte der Bauernfrauen war es, die Gewänder aus Seide und Samt der früheren Königinnen und adeligen Damen nachzumachen. Die bunten vorderen Rockbahnen, die weiten, bauschigen Ärmel, die Haube, die den größten Teil des Haares bedeckte; man konnte ganz sicher sein, daß etwas in dieser Art von den vornehmsten Frauen im Lande getragen worden war.

Gleichzeitig war ihm, als werde seine Frau durch irgendeine Zauberkraft zur Erbin der Würde erhoben, die die alten Edelfrauen umgeben hatte. Was andere an ihrem Gebaren gewöhnlich fanden, waren ganz einfach die altmodischen Gewohnheiten jener Zeit, wo die Königinnen selbst das Feuer auf dem Herd anzündeten und Prinzessinnen Wäsche am Flußufer spülten.

Als Anna Svärd die Biersuppe in zwei Tassen gegossen hatte, zündete sie ein Talglicht an und stellte es mitten auf den Tisch. Dann ließ sie sich auf dem einen Stuhl nieder und faltete die Hände zum Tischgebet. Im Scheine der flackernden Kerze kam Karl Artur an diesem Abend das Gesicht seiner Frau merkwürdig veredelt vor. Die Klugheit und der stille Ernst einer geprüften Frau war an Stelle des früheren jugendlichen Trotzes und Selbstvertrauens getreten.

So, wie sie jetzt war, kam es Karl Artur durchaus nicht unmöglich vor, sie in die schwierigsten und tiefsten Fragen einzuweihen.

„Es war kindisch von mir, zu glauben, sie könnte mich nicht verstehen," dachte er. „Der Adel ihrer Natur wird sie auf die rechte Spur leiten."

Ehe noch seine Frau das Tischgebet vollendet hatte, saß Karl Artur ihr gegenüber, und wie sie faltete auch er die Hände zum Gebet.

Schweigend aßen sie das Abendbrot. Ihm gefiel diese Art, zu schweigen, während man aß, wie wenn das Verzehren der Speisen eine heilige Handlung wäre, eine Gottesgabe, die das Leben erhalten sollte.

Sobald die einfache Mahlzeit zu Ende war, rückte Karl Artur seinen Stuhl um den Tisch herum und setzte sich neben seine Frau, legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie an sich.

„Du mußt mir verzeihen," sagte er. „Ich war heute mittag sehr heftig und ungeduldig, aber du weißt nicht, wie unglücklich ich mich fühlte."

„Gräm' dich nicht deswegen, Mann! Du brauchst dir nie Gedanken darüber zu machen, wie du gegen mich bist. Ich habe dich lieb, was du auch immer tun magst."

In diesem Augenblick, der ihr sicher höchst feierlich vorkam, hatte Anna Svärd ihren heimatlichen Dialekt ganz abgelegt, und sie redete reines Schwedisch. Das trug wohl auch noch dazu bei, daß Karl Artur ihre Äußerung sehr schön fand, und zum Dank dafür küßte er sie.

Aber dieser Kuß brachte ihn ein wenig aus der Fassung. Tatsächlich hätte er seine Frau am liebsten weiter geküßt, ohne an etwas anderes zu denken.

„Ich liebe sie wie wahnsinnig," dachte er. „Sie gehört mir, und ich gehöre ihr. Die Erscheinung in der Kirche wird sich mir wahrscheinlich zeigen, so oft ich die Kanzel besteige. Ich werde wohl nie ein guter Prediger werden; aber warum soll mich das verhindern dürfen, mit meiner Frau in meinem Heim glücklich zu sein?"

Anna Svärd schien seine Gedanken zu erraten.

„Nun will ich dir eins sagen, Mann: du sollst in der Kirche nie mehr erschreckt werden," sagte sie. „Dafür werde ich einstehen."

Karl Artur lachte über diese zuversichtliche Versicherung. Ach, seine unerfahrene, unwissende Gattin konnte ihm nicht helfen, das wußte er nur zu gut; aber die Teilnahme, die aus ihren Worten sprach, übte eine beruhigende und befreiende Wirkung auf ihn aus.

„Ich weiß, du liebst mich genügend, um alle meine Sorgen mit mir zu tragen," sagte er in warmem Ton und küßte sie noch einmal.

Dies war ein Augenblick großen, wohltuenden Glücks. Die Liebe goß ihre Freude und ihren Mut in das Herz des jungen Mannes. Er sah in eine Zukunft, wo er und seine Frau immer in derselben Zärtlichkeit vereint diese kleine Heimstätte in ein Paradies verwandelten, das der ganzen Gemeinde zum Vorbild diente.

„Frau," flüsterte er, „Frau, wir wollen uns gegenseitig helfen. Wir wollen sehr glücklich werden."

Doch kaum hatte Karl Artur dies gesagt, als er hörte,

wie die Haustür heftig und geräuschvoll aufgerissen wurde und laute Schritte durch den Flur daherstapften.

Anna Svärd stand hastig auf, und als der Besuch eintrat, nahm sie rasch die Butterdose und die übriggebliebenen Brotscheiben vom Tisch und stellte sie auf die Seite.

Karl Artur war sitzengeblieben und murmelte vor sich hin, wie merkwürdig es doch sei, daß man so spät am Abend nicht in Ruhe gelassen werden könne. Aber als er sah, wer die Eintretenden waren, nämlich der Organist Sundler und seine Frau, stand er auch auf und ging ihnen entgegen.

Der Organist, ein großer, alter Mann mit dichtem, struppigem Haar und einem Gesicht, das immer rot und aufgedunsen aussah, erschien an diesem Abend noch röter und aufgedunsener als gewöhnlich. Er führte seine Frau am Arm und schritt mit ihr mitten in die Küche herein. So kaltes Winterwetter auch draußen herrschte, so ließ er doch die Tür hinter sich offen stehen. Er sagte weder guten Abend noch streckte er die Hand zum Gruße aus.

Er war fürchterlich erregt, das war leicht zu sehen, aber wahrscheinlich sah er gerade dadurch ganz stattlich aus. Anna Svärd bekam den Eindruck eines tüchtigen Mannes, während Frau Thea, die an seinem Arme hing, ihr wie ein alter verbrauchter Waschlappen vorkam. „Sie hat 'nen rechten Mann," dachte sie; „aber sie selbst ist in zu viel Schmutz getaucht word'n, sie kann nimmer sauber werd'n."

Kaum hatte Anna Svärd dies gedacht, als sie sah, daß Frau Thea ihren schönen Sonntagshut auf dem Kopfe trug, und da sagte sie sich: „Aha, jetzt gilt's!"

Sie ging an die Tür, um sie zuzumachen, und zugleich fragte sie sich, ob es nicht am klügsten wäre, sie liefe auf und davon. Doch sie ermannte sich und blieb tapfer da.

Der Organist ging ohne weiteres zum Angriff über. Er berichtete, als seine Frau an diesem Morgen in die Kirche gehen wollte, habe sie ihren Sonntagshut nicht finden können. Sie habe geglaubt, er sei gestohlen worden, aber jetzt, am Abend, hätten sie, nachdem sie ge-

meinsam alles durchsucht, den Hut ganz hoch oben auf dem Küchenbort in einem Kupferkessel entdeckt. Frau Thea habe darauf ihn, ihren Mann, angeklagt, den Hut versteckt zu haben; aber er fühle sich vollkommen unschuldig, er müßte es denn im Schlafe getan haben. Dagegen habe er gehört, daß Karl Arturs Frau am gestrigen Tage mehrere Stunden lang in seinem Hause gewesen sei. Ja, und nun sei er hier, um eine offene Frage zu stellen und wahren Bescheid zu erhalten.

Sofort trat Anna Svärd vor und erklärte, daß es sich so verhalte, wie er vermute. Während Frau Sundler in den Keller gegangen sei, um den Saft zu holen, habe sie sich in den Flur hinausgeschlichen, den Hut geholt und ihn in dem Kessel versteckt.

Während sie dieses Bekenntnis ablegte, fühlte sie, wie sie sank, sank. Sie sank in den Augen des Organisten und sie sank in den Augen Karl Arturs. Dagegen kniff Frau Sundler die Augen zusammen und sah sie mit offenbarem Interesse an.

„Aber um's Himmels willen, warum haben Sie denn das getan, Frau Ekenstedt?" fragte der Organist ganz bestürzt, und Karl Artur stellte dieselbe Frage mit schriller Stimme. „Warum um's Himmels willen? Was wolltest du denn? Welche Absicht hattest du nur?"

Nachher begriff Anna Svärd, wie viel besser es gewesen wäre, wenn sie nicht die Wahrheit gesagt, sondern irgendeine Ausrede vorgebracht hätte. Aber in diesem Augenblick freute sie sich nur, den wahren Zusammenhang sagen zu dürfen. Sie vergaß, daß sie nicht in Medstuby war und mit ihrer Mutter und Jobs-Erik redete. Sie glaubte, sie werde Frau Sundler, diesen Waschlappen, zerdrücken und vernichten können.

„Ich wollt', daß sie hier heut' nicht in die Kirch' kommen könn'," sagte Anna Svärd, indem sie auf Frau Sundler deutete.

„Aber warum denn? Warum?"

„Weil sie Karl Arturs Augen verhext, daß er das sieht, was gar nit da ist."

Alle drei wurden bestürzt. Sie starrten Anna Svärd an, wie wenn sie eine eben aus dem Grabe erstandene Leiche vor sich sähen.

Was hatte sie gesagt? Wie konnte sie glauben? Wie konnte sie sich einbilden?

Jetzt wendete sich Anna Svärd direkt an Frau Sundler. Sie trat zwei Schritte vor, bis dicht zu ihr hin. „Willst leugnen, daß du's bist, die ihm d' Augen verhext? Kannst ja die Pröpstin frag'n, ja, alle in der Kirch, ob sie je 'ne bessere Predigt g'hört hab'n, als die heutig' in der Kirch'? Aber sobald du 'reinkommen bist, war's vorbei mit ihm."

„Aber Frau Ekenstedt, liebe Frau Ekenstedt! Wie sollte ich das können? Und selbst wenn ich es könnte? Wie sollte ich Karl Artur, meinem und meines Mannes bestem Freund, schaden wollen?"

„Man kann nie wiss'n, was so eine wie du ausheckt."

Karl Artur ergriff seine Frau heftig beim Arm und riß sie zurück. Er schien zu fürchten, sie wolle sich auf Frau Thea stürzen und sie schlagen.

„Schweig!" rief er. „Kein Wort weiter!"

Der Organist trat mit geballten Fäusten vor Anna Svärd hin.

„Nimm dich in acht, was du sagst, du Bauerndirne!"

Die einzige, die ihre Ruhe bewahrte, war Frau Sundler, ja, sie fing sogar an zu lachen.

„Aber um alles in der Welt, wir wollen das doch nicht ernst nehmen! Frau Ekenstedt ist offenbar etwas abergläubisch. Aber was kann man wohl anderes erwarten?"

„Verstehst du denn nicht," sagte ihr Mann, „daß sie dich für eine Art Hexe hält?"

„Doch, natürlich versteh' ich das. Ich hab' ihr gestern erzählt, daß Karl Artur bisweilen seine Mutter in der Kirche zu sehen meinte, und das ist nun ihre Art, diese Sache zu erklären. Sie hat ihren Mann retten wollen, so gut sie es versteht. Alle Mädchen in Medstuby hätten wohl genau so gehandelt wie sie."

„Thea!" rief Karl Artur, „du bist großartig!"

Frau Sundler erklärte indes sofort, nein, das sei sie nicht. Sie sei nur froh, weil der kleine Zwischenfall so schnell und leicht aufgeklärt worden sei. Jetzt, wo dies geschehen, sei für sie und ihren Mann kein Grund zu

längerem Verweilen da. Sie würden deshalb gleich wieder gehen und die jungen Eheleute sich selbst überlassen.

Darauf sagte sie sowohl Karl Artur als auch seiner Frau sehr freundlich gute Nacht und entfernte sich dann mit ihrem Manne, der immer noch sehr erregt und brummig war, weil er seine ganze Wut nicht an Anna Svärd auslassen konnte.

Karl Artur begleitete das Ehepaar bis an die Tür. Dann trat er zu seiner Frau, stellte sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor sie hin und sah sie an. Er machte ihr keine Vorwürfe, aber sein Gesicht drückte Widerwillen und Abscheu aus.

„Er sieht aus, wie einer, der zu 'nem Festmahl geladen war, dort aber nur Wassersupp' kriegt hat," dachte Anna Svärd.

Schließlich konnte sie das Schweigen nicht länger ertragen, und so sagte sie ein paar demütige Worte. „Wirst du dir nun nie mehr was aus mir mach'n?"

„Kannst du mir den Glauben wiedergeben, daß du die Frau bist, die Gott selbst für mich auserwählt hat?" sagte er mit gebrochener Stimme.

Noch einen langen Blick voll Zorn und Schmerz richtete er auf sie, dann verließ er die Küche. Sie hörte ihn über den Flur und in sein Zimmer gehen, hörte, wie er die Tür hinter sich zumachte und den Schlüssel zweimal im Schloß umdrehte.

Der Besuch

Ganz sicher war es den beiden alten Leuten in der Propstei klar geworden, daß ihnen die große Freude, jeden Tag beieinander zu sein, nicht allzulange mehr vergönnt sein werde. Wie um die kostbaren Stunden wohl auszunützen, waren sie jetzt noch mehr beisammen als vorher, ja, bisweilen kam die gute Frau Propst mitten am hellen Vormittag ohne irgendeine weitere Erklärung zu ihrem Manne in sein Studierzimmer. Sie ließ sich auf dem Sofa nieder und saß da ganz still mit einem Strickzeug oder vielleicht mit ihrem surrenden Spinnrad, das ihr eine noch liebere Unterhaltung war, während

der alte Mann, ohne sich stören zu lassen, ruhig an seinem Herbarium weiter arbeitete und aus seiner langen Pfeife dampfte.

Auf diese Weise saßen sie an dem Montag wieder beisammen, als Karl Artur mit seiner Frau nach der Propstei kam, um seine Aufwartung zu machen. Der junge Geistliche, dem die Gewohnheiten des Hauses bekannt waren, suchte nicht erst in der Eßstube oder im Wohnzimmer, sondern ging gleich ins Studierzimmer, wo die Pröpstin mit ihrem Bandwebstuhl saß, während sich die großen Papierfaszikel auf dem Schreibtisch auftürmten und leichte, an der Decke hinziehende Tabakswölkchen zu weiterer Behaglichkeit beitrugen.

Karl Artur hielt eine kleine Rede, indem er für alles, was er in der Propstei Gutes genossen habe, dankte und dabei noch ganz besonders das letzte große Geschenk hervorhob. Der Propst antwortete mit ein paar herzlichen Worten, während die Pröpstin in aller Eile den Webstuhl in eine Ecke schob und die neue Pfarrfrau auf dem Sofa neben sich Platz nehmen ließ.

Frau Propst Forsius, die solch einer schmeichelhaften Aufmerksamkeit sehr zugänglich war, wischte sich, während sie Karl Arturs schönen Wortschwall anhörte, eine Träne aus dem Auge; aber wenn darum jemand denken sollte, sie erkläre sich dadurch mit der Heirat einverstanden, so wäre dies ein großer Irrtum. Eine alte Frau von so reicher Lebenserfahrung konnte es natürlich nur beklagen, wenn ein unbemittelter Predigtamtskandidat hinging und sich verheiratete, und wenn die Erwählte ein armes Bauernmädchen war, so machte das die Sache kein bißchen besser. Nein, darüber konnte man ganz sicher sein, sie hatte dieser unsinnigen Torheit mit allen Kräften entgegengearbeitet; aber Frau Sundler hatte eben Karl Artur verheiratet haben wollen, und gegen Frau Sundler hatte die Pröpstin nichts ausrichten können.

Frau Forsius konnte es nicht lassen, die frühere Hausiererin mit einer gewissen Neugier zu betrachten. Wie diese da neben ihr auf dem Sofa saß, sah sie ganz ängstlich aus, und auf einige an sie gerichtete Fragen gab sie nur leise, kurze Antworten. Etwas anderes war ja auch weder zu wünschen noch zu erwarten; aber was

die Pröpstin in hohem Grade verwunderte, war Karl Arturs Benehmen gegen seine Frau.

„Wenn ich es nicht besser wüßte," dachte sie, „würde ich nicht glauben, er sei ein neuverheirateter Mann, der mit seiner jungen Frau hierher kommt, sondern ein mürrischer alter Schullehrer, der uns eine schlechte Schülerin vorführen will."

Und Frau Forsius hatte auch Grund, sich zu verwundern. Karl Artur ließ seine Frau nicht ein Wort sagen, ohne es zu rügen.

„Meine gnädige Tante, du mußt entschuldigen," hieß es unaufhörlich, „Anna weiß es nicht besser. Medstuby ist ja ein vortrefflicher Ort, aber im Vergleich zu Korskyrka ist man dort hundert Jahre zurück."

Die junge Frau machte keinen Versuch, sich zu verteidigen. Das große, kräftige Menschenkind war sich seiner Unzulänglichkeit im Vergleich zu ihrem Manne geradezu bedauernswürdig bewußt.

„Aha, aha," dachte Frau Forsius, „das hab' ich mir doch gedacht! Es geht noch an, solange sie schweigt und sich nicht zur Wehr setzt, aber diese Zeit wird schon auch noch kommen."

Karl Artur erzählte weit und breit von seiner Reise nach Medstuby, von der Hochzeit und den neuen Verwandten. Er schilderte alles höchst humoristisch, und sicherlich war vieles in seiner Darstellung, das seine Frau verletzen mußte. Einmal wagte sie auch eine Einwendung zu machen.

„Ach, Unsinn! Du, Pröpstin, wirst woll nit glauben, daß das..."

„Anna!" rief Karl Artur in strengem Ton. Und da brach seine Frau mitten in ihrem Satz jäh ab. Darauf wendete sich der Ehemann an die Frau Propst und sagte:

„Meine gnädige Tante, du wirst entschuldigen. Ich habe Anna vielmals gesagt, daß es nicht angeht, ‚du' oder ‚Pröpstin' zu sagen. Wir können uns hier unten wirklich nicht nach dem richten, was Schick und Brauch in Medstuby ist."

Darauf fuhr er in seiner Erzählung fort; aber die Pröpstin hörte nur noch zerstreut zu.

„Was soll nur daraus werden?" dachte sie höchst be-

unruhigt. „Und ich hatte doch gehofft, er werde eine Frau bekommen, die ihm aus allen seinen Schwierigkeiten heraushelfen könnte!“

Woran die Frau Propst in erster Linie dachte, war natürlich das Verhältnis zu Frau Sundler. Sie selbst wußte zwar sehr gut, daß durchaus nichts Unpassendes dabei war, dagegen aber war es höchst ärgerlich, daß über ihres Mannes Stellvertreter schlimme Gerüchte im Umlauf waren. Sie hatte zwar versucht, die Klatschbasen im Kirchspiel eines Besseren zu belehren, indem sie sagte, Thea Sundler sei viel zu klug, um sich in so ein Abenteuer einzulassen, sie verlange gewiß nichts weiter, als Karl Artur vorsingen oder in seiner Gesellschaft bei Sonnenuntergang den Krähenhügel hinauf wandern zu dürfen, um nach Wolken mit goldenen Rändern auszuschauen. Aber was half das? Da sie, Regina Forsius, nun fünfzig Jahre in Korskyrka Pröpstin gewesen war, hörte man zwar an, was sie sagte, aber im nächsten Augenblick war die Verleumdung schon wieder im Gange. „Und noch eins! Wohl verstehen wir, warum Thea diese Heirat so sehr befürwortet. Und noch eins! Noch eins! Der Organist soll beruhigt werden. Weißt du wohl, daß die Frau wie ein Dienstmädchen in der Küche schlafen soll? Und noch eins! Hast du die Schlafbank gesehen? Jawohl, jawohl! Meinst du, das sei ein Ehestand!“

Über diese Schlafbank hatte die Pröpstin nur allzuviel reden hören, und deshalb hatte sie sich entschlossen, ein altes Himmelbett, das in einem Gastzimmer stand, in die Wohnung der Neuvermählten zu schicken. Sie nahm an, dies habe sehr viel zur Beruhigung der Verleumdung beigetragen; aber die beste Arznei für die Lästerzungen wäre jetzt eben doch, wenn Karl Artur seine Frau liebte und das zeigen würde.

„Ich möchte wohl wissen, was Forsius jetzt über all dies denkt,“ dachte die Frau Propst. „Als Karl Artur am Sonnabend bei ihm war, hat er mit großer Begeisterung von seiner Frau geredet.“ Und deshalb fragte sie sich jetzt: „Ob nicht am Ende Thea Sundler dort gewesen ist und irgendein Unglück angestellt hat?“

Sie fühlte wirkliches Mitleid mit dem armen Dal=

mädchen und zerbrach sich den Kopf, wie man ihr möglicherweise helfen könnte.

Immerhin hatte Anna Svärd jetzt ihre Schüchternheit doch so weit überwunden, daß sie die Augen aufzuschlagen wagte und sich im Zimmer umschaute. Aber weder der Bücherschrank noch das Herbarium des Propsts fesselte ihre Aufmerksamkeit. Dagegen flog beim Anblick des Bandwebstuhls ein entzücktes Lächeln über ihr Gesicht.

„Ei sieh, 'n Bandwebstuhl!" rief sie und sah dabei so froh aus, wie wenn sie ihn am liebsten umarmt hätte.

Der Zauber, den der einfache Webstuhl auf sie ausübte, war so groß, daß sie nicht ruhig sitzenbleiben konnte. Sie verließ den sichern Platz auf dem Sofa, wagte ein paar Schritte auf den Webstuhl zu, und als sie ihn erreicht hatte, befühlte und betrachtete sie ihn genau.

„Kannst mir glauben, ich hab' früher viele Bunde Band g'woben, jawoll!" sagte sie zu ihrem Manne, wie um ihr Vorgehen zu entschuldigen.

Der Webstuhl hatte ihr augenscheinlich ein großes Sicherheitsgefühl verliehen, und die Pröpstin, die dachte, eine vertraute Beschäftigung werde sie noch heimischer machen, fragte, ob sie nicht an dem schmalen Gewebe ein bißchen weitermachen wolle.

„Du bist allzu gut, meine gnädigste Tante," fiel Karl Artur ein. „Meine Frau würde das Gewebe nur verwirren. Sie kann ein solches Anerbieten nicht annehmen, davon kann keine Rede sein."

„Wie du redest, Karl Artur! Gewiß soll sie weben, wenn es ihr Spaß macht."

Im nächsten Augenblick saß die neue Pfarrfrau an dem Webstuhl, und nun begann ein Weben, das sogar die alte Pröpstin in Verwunderung versetzte. Sie und die beiden Männer umstanden den Webstuhl; die Finger der Weberin flogen wie bei einem Taschenspieler; man konnte ihre Bewegungen nicht mit den Augen verfolgen.

„Gina, mein lieber Schatz," sagte der Propst, „du hast dir gewiß eingebildet, du verstehest die Kunst des Bandwebens. Da siehst du, wie weit du noch davon entfernt bist, dich für einen Meister ausgeben zu können."

Über das Antlitz der jungen Frau verbreitete sich ein glückliches Lächeln. Man begriff, nun war sie ganz rasch

9*

in ihre Heimat versetzt worden. Rund um sie her hatte sie bekannte Dinge; die Mutter war am Herd beschäftigt, vor dem Fenster sah sie lange graue Häuser, sie hörte Worte, die in ihrer heimatlichen singenden Sprache geredet wurden.

Nach einigen Minuten raschen Webens war das Garn auf der Spule zu Ende. Mit einem Seufzer schaute die glückliche Weberin auf. Ihre Augen suchten die ihres Mannes. War er unzufrieden? Hatte sie sich wieder verkehrt betragen?

Karl Artur verhielt sich abwartend, aber die Frau Propst Regina Forsius beugte sich vor, befühlte das Gewebe, nickte beifällig und machte eine Reverenz vor Karl Artur.

„Das muß ich sagen! Alle Achtung! Und ich muß aufs herzlichste gratulieren! Ei, wer seine Hände so gebrauchen kann! Ich bin ganz fest überzeugt, du, Karl Artur, hast die Frau bekommen, die du brauchst."

Der junge Pfarrer verzog das Gesicht ein wenig. „Meine gnädigste Tante..." begann er.

Aber die Pröpstin ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was ich sage, Karl Artur. Und geh' nun nicht hin und laß dir von irgend jemand weismachen, du hättest eine bessere Wahl treffen können."

Eine Weile nachher, als die Gäste gegangen waren, stand die Frau Propst vom Sofa auf und trat an den Schreibtisch, um zu hören, was ihr Gatte für einen Eindruck von dem Besuch bekommen hatte.

Der Alte hatte seine Herbariumsfaszikel auf die Seite geschoben; er hielt den Gänsekiel in der Hand und beschrieb eifrig einen großen Papierbogen mit schmucken Buchstaben. Als seine Frau sich vorbeugte, sah sie, daß er dabei war, ein Schreiben an Seine Hochwürden, den Bischof zu Karlstadt abzufassen.

„Aber was in aller Welt, Forsius...!" rief sie.

Ihr Mann hörte auf zu schreiben, steckte die Feder in den kleinen Topf mit Schrotkörnern und wendete sich an seine Frau.

„Gina, mein lieber Schatz," sagte er, „ich schreibe an den Bischof, damit er Karl Artur in eine andere Gemeinde schickt und mir einen neuen Hilfsgeistlichen ver-

schafft. Ich versprach ja Charlotte, Nachsicht mit ihm zu haben, und ich hab' es bis aufs äußerste versucht, aber jetzt muß er fort von hier. Bedenke, Gina, die ganze Gemeinde behauptet, er sei so verliebt in die Frau des Organisten, daß er aus dem Konzept komme, sobald sie sich in der Kirche zeigt."

Die Frau Propst war ganz entsetzt.

„Aber Forsius, Karl Artur ist ja jetzt verheiratet, und er hat sich hier in der Gemeinde Haus und Heim gegründet. Er meint, er dürfe dauernd hier bleiben, wenigstens solange du lebst, und danach hat er sich eingerichtet. Und denkst du gar nicht an seine Frau?"

„Gina, mein lieber Schatz," sagte der Propst, „ich fühle großes Mitleid mit der prächtigen jungen Person, die ihr Heimatdorf verlassen hat, um ihrem Manne in unsere Gegend zu folgen. Und gerade ihretwegen schreibe ich schon heute. Wenn Karl Artur noch länger hier im Kirchspiel bleibt, kannst du ganz versichert sein, daß sie ebenso verstoßen wird wie Charlotte, wie seine Mutter."

Das Paradies

1

Karl Artur Ekenstedt, der nun seit anderthalb Jahren ohne eine feste Anstellung von einer Gemeinde in die andere geschickt worden war, kam an einem naßkalten Herbsttag auf der Landstraße dahergefahren.

Sein Ziel war Korskyrka, wo Propst Forsius vor einigen Wochen gestorben war. Die verwitwete Frau Propst Forsius, von jeher für Karl Artur eingenommen und wohl auch von Charlotte Schagerström beeinflußt, war beim Bischof und beim Domkapitel darum eingekommen, daß Karl Artur das Amt übertragen werde, bis die Stelle des Propsts wieder besetzt sei. Diesem Verlangen war, wenn auch mit einigem Zögern, entsprochen worden, denn der Sohn der Frau Oberst Ekenstedt war höheren Orts durchaus keine persona grata.

Die Gedanken des Reisenden kehrten natürlich zu der Zeit vor anderthalb Jahren zurück, wo der neuverheira-

tete Ehemann von Frau und Heimat fortgeschickt worden war. Tatsächlich war er nicht allzu unglücklich über die erzwungene Abreise gewesen. Eine unaussprechlich große Enttäuschung war über ihn hereingebrochen, als er entdecken mußte, daß die Seele seiner Frau mit rohem Aberglauben erfüllt war, und die Verachtung und der Widerwille, die dadurch bei ihm hervorgerufen wurden, hatten ihm das Zusammenleben mit ihr verbittert. Jetzt war indes diese Verstimmung verschwunden. Nach der langen Trennung hegte er für seine Frau keine anderen Gefühle mehr als Liebe, Dankbarkeit, ja, man könnte fast sagen, Bewunderung.

„Endlich," dachte er, „endlich ist die Zeit gekommen, da wir das Paradies schaffen werden, von dem ich immer geträumt habe."

Er selbst glaubte während seines Umherziehens von Pfarrei zu Pfarrei eine Menge nützliche Erfahrungen gesammelt zu haben. Mehr als je vorher war er überzeugt, daß sein ursprünglicher Plan der richtige gewesen sei. Das törichte Festhalten der Menschen an den irdischen Dingen, das war's, was die meisten ihrer Leiden und Sorgen herbeiführte. Nein, in größter Einfachheit leben, freigemacht von allen Bedürfnissen, erhaben über jeden kleinlichen Wunsch, seinesgleichen zu überglänzen, seht, das war die rechte Art, das Glück in dieser Welt und die Seligkeit in der zukünftigen zu gewinnen!

Aber Predigten und Ermahnungen genügten nicht, den Menschen diese einfachen Wahrheiten beizubringen. Hier wurde ein Beispiel verlangt, worauf man hindeuten konnte, ein Beispiel, das besser als die beweglichsten Worte zur Nachfolge lockte.

Als Karl Artur soweit in seinen Gedanken gekommen war, schloß er die Augen. Er sah seine Frau vor sich, Zärtlichkeit und Entzücken durchbebten ihn.

Beim Weggehen von Korskyrka hatte er ihr erklärt, sie müsse wahrscheinlich nach Medstuby zurückkehren. Mit ihm könne sie nicht gehen, da er in der Pfarrei, wohin er nun geschickt werde, wohnen und auch essen müsse. Die kleine Besoldung, die er erhalte und die nicht mehr als hundertundfünfzig Reichstaler betrage, werde er ihr schicken, aber er glaube, sie werde daheim bei ihren

Angehörigen leichter damit auskommen als hier in Korskyrka. Auch wisse er nicht, ob es angehe, daß sie ganz allein und unbeschützt in dem kleinen Häuschen wohnen bleibe.

Aber Anna Svärd hatte nicht fortgehen wollen. „'s wird woll nit ärger für mich sein, als für andere Weiber, wenn ihr Mann auf Arbeit ist," sagte sie. „Sollst Herd und Bett parat find'n, wenn du vielleicht mal frei bist und heimkommst."

Es war ja schon ein schöner Zug von ihr gewesen, daß sie trotz Einsamkeit und Armut dablieb. Immerhin war das nicht mehr gewesen, als vielleicht viele andere Frauen auch getan hätten; aber dabei war es nicht geblieben.

Kurz nach seiner Abreise von Korskyrka hatte die alte Jungfer, die die Kinder des Kätner Matts beaufsichtigte, gekündigt, und die wohltätigen Frauen, die die Aufsicht über die Kinder übernommen hatten, waren vergeblich bemüht gewesen, eine Nachfolgerin zu finden. Sie sahen daher keinen andern Ausweg, als die Kinder einzeln in Familien unterzubringen. Natürlich wurde nun keine Versteigerung gehalten, es wurde nur mit wohlbekannten und guten Leuten ein Übereinkommen getroffen; aber unter den armen Geschwistern entstand trotzdem ein furchtbarer Jammer, als sie erfuhren, daß sie auseinandergerissen werden sollten. Sie wollten sich nicht in das Unumgängliche finden, und als sich die ausersehenen Pflegeeltern einfanden, um ihre Schützlinge zu holen, war das Haus leer und die Kinder verschwunden.

Man wußte nicht, wo man die heimatlose Schar suchen sollte, und ganz selbstverständlich ging man in das Nachbarhäuschen, um Auskunft zu erlangen. Da zeigte es sich, daß alle zehn Kinder dort Zuflucht gesucht hatten. Dicht gedrängt umstanden sie Karl Arturs Frau, das arme Dalmädchen, und sie erklärte nun den Eintretenden, diese Kinder, die ihr Mann auf der Armenauktion ersteigert habe, seien dadurch auch sein Eigentum geworden. Sie seien jetzt in ihrem richtigen Heim, es könne keine Rede davon sein, daß eines von ihnen ohne seine Erlaubnis irgendwoanders hingehe.

Karl Artur freute sich in Gedanken noch über diesen Auftritt, der ihm in langen Briefen sowohl von der

Pröbstin als auch von Frau Sundler geschildert worden war. Es war zu einem recht lebhaften Wortwechsel gekommen, mehrere von den wohltätigen Frauen wurden herbeigerufen, und diese gaben der jungen Pfarrfrau deutlich zu verstehen, falls sie die Kinder nicht ausliefere, würden die Beiträge zu deren Unterhalt aufhören! Aber Anna Svärd von Medstuby lachte nur über diese Drohung. Welche Hilfe sie denn wohl brauche? Die Kinder könnten selbst für ihr Auskommen sorgen. Das habe sie selbst ihr ganzes Leben lang tun müssen. Und ehe diese Kinder, um die sich ihr Mann angenommen, unter Fremde geschickt würden, müsse man sie selbst totschlagen.

Der Ehemann hörte im Geiste die klingende Aussprache aus Dalarne und sah auch alle Bewegungen. Seine Frau stand, die erschrockenen Kinder verteidigend, da wie eine Heldin. Wie hätte er anders als stolz auf sie sein können?

Und sie hatte auch ihre Sache siegreich durchgeführt. Die Kinder waren ihrer Pflege übergeben worden; aber natürlich hatte sie dadurch große Sorgen auf sich geladen. Die Drohung der wohltätigen Frauen war allerdings wohl nicht so ernst gemeint gewesen; doch Anna Svärd hatte den Kindern nicht erlaubt, weitere Gaben entgegenzunehmen. Sie und die Kinder sollten sich durch ihrer Hände Arbeit selbst ernähren, das war ihr Ehrensache.

Ach, Karl Artur sehnte sich wirklich danach, heimzukommen und ihr danken zu können, sie mit zärtlicher Fürsorge zu umgeben, die Erinnerung an die Mißachtung, die er ihr einstmals in seiner Vermessenheit hatte zuteil werden lassen, auszulöschen!

Der Reisende wurde plötzlich aus seinem Sinnen geweckt. Der Fuhrmann war hastig an den Wegrand ausgewichen, um einer großen Equipage Platz zu machen, die, von vier feurigen Rappen gezogen, dahergerollt kam.

Karl Artur erkannte sofort den Wagen und auch die, die darin saßen. Wie merkwürdig, daß er ihnen gleich bei seiner Ankunft in Korskyrka begegnen mußte!

Charlotte saß auf dem Bock und führte stolz und strahlend die Zügel, während der Kutscher mit über der

Brust gekreuzten Armen neben ihr saß. Im Wagen selbst befanden sich Schagerström und Frau Forsius.

Charlotte, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Pferde gerichtet hielt, bemerkte Karl Artur nicht; doch die Pröpstin und Schagerström grüßten. Karl Artur aber war auf dem Punkt, sich zu vergessen und den Gruß nicht zu erwidern. Er begriff sich selbst nicht. Der Anblick von Charlotte hatte ihn verwirrt, Glück und Freude durchzuckten und erfüllten ihn; aber er hatte ja schon lange aufgehört, Charlotte zu lieben!

Als er sich indes an sein letztes Zusammentreffen mit ihr erinnerte, begriff er seine Gefühle besser. Seine Frau war die, die er liebte, Charlotte aber war seine Freundin, sein Schutzengel. Und deshalb freute er sich über das Wiedersehen.

Er dachte, diese Begegnung bekräftige gewissermaßen die frohen Ahnungen, mit denen er der Zukunft entgegensah.

2

Niemand hat je gehört, daß Adam und Eva Kinder gehabt hätten, solange sie noch im Paradiese weilten. Es gibt keine alten Sagen, wie die kleinen Menschensöhne da mit den jungen Löwen lustig umhergesprungen oder auf dem Rücken des Leviathan und Behemoth geritten seien.

Sondern die Kinder müssen erst nach der Vertreibung zu ihnen gekommen sein, wenn nicht am Ende gerade sie es waren, die mehr als die Schlange und die schönen Äpfel auf dem Baum der Erkenntnis die Ursache bildeten, warum die Eltern den Garten Eden verlassen mußten. Von solchen Vorkommnissen kann man wenigstens bis zum heutigen Tage Zeuge sein.

Man braucht nicht weiter als bis zu Karl Artur Ekenstedt zu gehen, zu ihm, der mit so schönen Absichten heimkehrte und bereit war, in der kleinen Hütte am Hügel dort über Dr. Romelius' Obstgarten ein neues Paradies zu schaffen.

So war es ihm zum Beispiel nie eingefallen, die Kinder könnten sich den ganzen Tag hindurch in seinem

Hause aufhalten. Er hatte geglaubt, sie würden bei Nacht in ihrem eigenen Häuschen schlafen, das ja ganz in der Nähe lag. Als er aber seine Frau fragte, ob die Kinder nicht daheim bei sich schliefen, lachte sie ihn aus und sagte: „Ei, Mann, glaubst woll, wir hätten 'ne Goldgrube, aus der wir schöpf'n könnten? Kannst doch nit woll'n, daß die Kinder in 'ner ungeheizten Stub' schlaf'n, und Brennholz kost't Geld."

Karl Artur mußte sich also darein finden, daß seine einstmals von Frau Sundler so hübsch eingerichtete Küche mit einer großen zusammenlegbaren Bettlade und noch zwei Schlafbänken vollgestellt war. Was sich außerdem noch an freiem Platz darin fand, wurde von einem großen Webstuhl, drei Spinnrädchen, zwei Bandwebstühlen, einem Klöppelkissen, einem Garnhaspel, einer Spulmaschine und einem kleinen Tisch, woran Anna Svärd Haararbeiten verfertigte, eingenommen. Es gab da, mit einem Wort gesagt, eine solche Menge Gerätschaften, daß man sich kaum einen Weg durch sie hindurch bahnen konnte. Aber alle waren unentbehrlich, weil Anna Svärd und die Kinder sich ihren Unterhalt selbst verdienten, indem sie von den Landleuten Bestellungen auf Spitzen, Uhrketten, Bandgebinden und gewebten Stoffen erhielten. Und außerdem mußten sie auch ihre eigenen Kleider anfertigen.

Bei jedem Schlag des Webstuhls erzitterte das ganze Häuschen in seinen Grundmauern, und wenn die Spinnrädchen, der Haspel und alles andere im Gang war, dann dröhnte ein surrendes Gebrause bis in Karl Arturs Schreibzimmer hinein; er hätte wirklich meinen können, er sitze in einem Mühlwerk. Wenn er zum Essen in die Küche kam, standen die Gerichte auf einer Tischplatte, die über die große Bettlade gelegt war, worin die Kinder geschlafen hatten; und wenn er andeutete, man müßte die Tür ein wenig aufmachen, um frische Luft hereinzulassen, erklärte die Hausfrau, als sie am Morgen den Boden aufgewaschen habe, sei die Tür eine gute Weile offengestanden, es gehe wirklich nicht an, die Küche mehr als einmal am Tag auszulüften, denn sie hätten ja keine Goldgrube, woraus sie schöpfen könnten.

Da nun alle zehn Kinder bei Karl Artur wohnten,

mußte er sich auch darein finden, daß ihre Sonntagskleider, ihre Jacken und Mäntel, ihre Kleider und Hosen im Hausflur hingen, wo alle Leute, die irgendetwas in dem kleinen Hause des Pfarrers zu tun hatten, sie betrachten konnten. Aber so etwas war nicht Sitte in Korskyrka, und Karl Artur sagte zu seiner Frau, die Kleider müßten auf dem Bodenraum aufgehoben werden. Darauf wurde ihm indes mitgeteilt, auf dem Bodenraum gebe es Mäuse und Motten; dort würden die Kleider in ein paar Monaten zugrunde gerichtet sein, und wie sie diesen Verlust ersetzen sollte, sei ihr gänzlich unerfindlich, denn sie habe ja keine Goldgrube, woraus sie schöpfen könnte.

Karl Arturs junge Frau war schöner als je; sie war ihm mit der zärtlichsten Liebe zugetan, stolz und glücklich über seine Rückkehr. Auch er erwiderte ihre Liebe. Darüber kann kein Zweifel herrschen, wenn die Kinder nicht dagewesen wären, würden er und sie glücklich miteinander geworden sein.

Eins mußte Karl Artur zugeben: kein Mensch konnte besser mit Kindern umgehen als seine Frau. Niemals sah er sie zärtlich mit ihnen tun und ebensowenig schlug sie sie; aber schelten, das konnte sie gründlich, und wenn eines irgend etwas angestellt hatte, konnte sie geradezu bärbeißig werden. Aber wie sie sich auch gebärdete, das machte gar nichts, für die Kinder war sie stets gleich anziehend. Und nicht allein die Kinder des Kätner Matts liebten Anna Svärd; wenn in der Küche Platz genug gewesen wäre, hätten sich alle Kinder vom ganzen Kirchspiel stundenlang da eingefunden, um ihre geringste Bewegung mit den Augen zu verfolgen und geduldig auf ein gutes Wort von ihr zu warten.

War es nicht ein Wunder, wie sie die zehn Kinder aus schlimmsten Faulpelzen in die emsigsten Arbeitsbienen verwandelt hatte? Und obgleich sie vom Morgen bis zum Abend arbeiten mußten, waren sie jetzt doch rund und rotbäckig. Es schien das größte Glück für sie zu sein, in Anna Svärds Nähe, die sie erblühen ließ, leben zu dürfen.

Zuerst, als Karl Artur heimkam, waren alle zehn bereit gewesen, ihm dieselbe Verehrung zuteil werden zu

lassen, die sie für seine Frau hegten. Vor allem hatte das jüngste Mädchen eine unbegreifliche Vorliebe für ihn gefaßt. Sie kletterte ihm auf die Knie und streichelte ihm die Wange. Nichts wußte sie davon, daß sie schmutzige Finger und eine ungeputzte Nase hatte; deshalb konnte das Kind auch nicht begreifen, warum es ganz unfreundlich auf den Boden gesetzt wurde, und so brach es in lautes Weinen aus.

Aber da mußte man Anna Svärd gesehen haben! Wie das Wetter kam sie daher, hob das Kind auf und drückte es an sich, wie um es vor einem Feind zu beschützen, und ihrem Manne warf sie einen Blick zu, der ihn ganz bestürzt machte.

Ja, im ganzen genommen, obgleich seine Frau noch ebenso schön war wie bisher, war sie doch etwas verändert. Seit sie über so viele zu befehlen hatte, war sie gebieterisch wie eine Gemeinderätin geworden. Das Demütige und Mädchenhafte und Schelmische war aus ihrem Wesen verschwunden.

3

Niemand hätte behaupten können, Karl Artur sei verwöhnt. Er kümmerte sich nicht darum, was er aß oder trank, er war es gewohnt, den ganzen Tag zu arbeiten, und beklagte sich nie, wenn er in wackligen Postkutschen fahren oder in eiskalten Kirchen predigen mußte. Was er dagegen nur schwer vermissen konnte, war eine gewisse Ordnung, eine gewisse Sauberkeit, Behaglichkeit und Arbeitsruhe, und gerade dieses Behagen wurde ihm jetzt in seinem Heim, solange die Kinder da waren, nicht zuteil.

Eines Morgens, als er in seine Küche trat, um zu frühstücken, sah er, daß der Dorfschuster eingetroffen war, der schon seinen Schustertisch vor dem einen Fenster aufgeschlagen hatte, gerade an dem Platz, wo Karl Artur am liebsten saß. Der ganze Raum roch nach Leder und Pech, und die gewöhnliche Unordnung war noch durch Birkenrindenbündel, Leistenhaufen und Schmiernäpfe vermehrt. Auf dem Eßtisch, der mitten in die Küche gerückt worden war, hatte Anna Svärd zwei Teller voll

Grütze sowie zwei große auch mit Grütze gefüllte Zinnschüsseln gestellt. Die beiden Teller waren natürlich für ihn und den Schuhmachermeister bestimmt. Die Hausfrau und die Kinder würden dagegen wie gewöhnlich den Brei aus den Zinnschüsseln löffeln.

Nun war aber dies etwas, das Karl Artur früher schon getadelt hatte. Ja, natürlich nicht das Essen selbst, das war immer einfach und gewöhnlich, und das mußte ja auch so sein. Dagegen hatte er seine Frau gebeten, jedes von den Kindern aus einem eigenen Teller essen zu lassen. Er hatte ihr vorgestellt, wie nützlich es für diese Kinder wäre, wenn sie von Anfang an ein wenig gute Manieren bei Tische lernten.

Sie aber fragte ihn nur, ob er verrückt sei, wenn er glaube, sie habe Zeit, jeden Tag dreimal zehn Teller zu waschen; er dagegen, der Herr des Hauses, werde stets seinen Teller für sich bekommen, wie er es gewöhnt sei.

Im übrigen mußte er zugeben, daß sich die Kinder nicht unpassend aufführten, während sie bei Tisch saßen. Sie sprachen ihr Tischgebet, ohne daran gemahnt zu werden, sie aßen, was ihnen vorgesetzt wurde, und sie stritten sich nicht mit den anderen über die Grützeschüssel, deshalb fiel es Karl Artur auch nicht besonders schwer, mit ihnen zusammen zu essen; dagegen war es ihm äußerst zuwider, sich jetzt mit dem Schuhmacher an den kleinen Tisch zu setzen. Als er einen Blick auf die schwarzen, pechbeschmierten Finger warf, verging ihm der Appetit.

Ehe er recht wußte, was er tat, nahm er seinen Teller und Löffel nebst einem Stück Brot und trug alles hinüber in sein Arbeitszimmer. Da hatte er immer eine umhegte Freistatt, da war die Luft rein und der Staub abgewischt. Etwas beschämt über seine Flucht fühlte er sich freilich, aber gleichzeitig mußte er zugeben, daß ihm das Essen seit langem nicht mehr so gut geschmeckt hatte.

Als er nach einer Weile mit seinem Teller in die Küche zurückkehrte, war es da mäuschenstill. Der Meister aß mit tiefen Falten auf der Stirn. Anna Svärd und die Kinder saßen mit niedergeschlagenen Augen am Tisch, als schämten sie sich seinetwegen.

An diesem Tage fühlte er sich indes nicht so recht behaglich daheim, deshalb setzte er nach einer Weile den

Hut auf und ging aus. Er streifte auf der Landstraße umher und wußte nicht recht, wohin er sonst seine Zuflucht nehmen sollte. Zu Frau Sundler konnte er nicht gehen, weil der Organist an Rheumatismus zu Bett lag und seine Frau ihn unbeschreiblich liebevoll pflegte, ja, Tag und Nacht das Krankenzimmer nicht verließ. In die Propstei konnte er auch nicht gehen, um sich mit der Pröpstin auszusprechen. Charlotte hatte nicht gewollt, daß die gute alte Freundin in ihrem Witwenschmerz allein bleibe und hatte sie deshalb für den ganzen Winter nach Groß-Sjötorp eingeladen.

Als indes Karl Artur an der Propstei vorbeiging, überkam ihn eine seltsame Sehnsucht nach der alten vornehmen Wohnstätte; er öffnete das Hoftor und wanderte über den Hofplatz nach dem Garten.

Und man wird verstehen, daß die Erinnerung an das letztemal, wo er hier drinnen zwischen den hohen beschnittenen Hecken mit Charlotte gegangen war, lebhaft vor ihm auftauchte. Er dachte daran, wie sie in Streit geraten waren und wie er ihr erklärt hatte, er werde keine andere heiraten als die, die Gott selbst als Gattin für ihn ausersehen würde.

Und nun war er mit der Frau verheiratet, die die Vorsehung ihm auf der Landstraße zugeschickt hatte, von der er gewiß gewesen war, daß sie die Rechte für ihn sei, sowie daß er und sie ein neues Paradies auf Erden schaffen würden. Sollte nun das alles miteinander fehlschlagen, nur weil sie diese Kinderschar auf den Hals bekommen hatten? Ach, er konnte es nicht leugnen, Charlotte hatte ein Recht, ihn auszulachen, wenn er alle die großen Pläne in die Brüche gehen ließ, nur weil er sich mit einer Schar Kinder nicht zurechtfinden konnte!

Es war Mittagszeit, als er heimkam; aber ehe er sich in der Küche zeigen konnte, trat seine Frau schon mit dem Essen, hübsch auf einem Tablett angerichtet, zu ihm in sein Zimmer. Sie war vergnügt und freundlich wie sonst auch.

„Du begreifst, Mann, ich hab' g'meint, du wollt'st mit uns andern ess'n. Wenn du's nur g'sagt hättst, hätt' ich dir's Essen von der ersten Stund' an hierher g'stellt."

Er beeilte sich, zu antworten, er habe gar nichts dagegen, mit ihr und den Kindern zusammen zu essen, nur die pechbeschmutzten Fäuste des Meisters hätten ihn verjagt. Dann schlug er vor, sie solle auch hier bei ihm essen. Ob es denn nicht ganz behaglich sein könnte, wenn sie beide einmal nur zu zweit miteinander äßen?

Nein, darauf könne sie nicht eingehen. Sie müsse mit den Kleinen am Tisch sitzen, um sie in Ordnung zu halten. Aber sie wolle gerne dableiben, solange er esse.

Sie setzte sich auf seinen Schreibstuhl und plauderte, und recht bald erfuhr er, daß der Meister nicht länger als bis zum Abend dableiben wolle. Und später sei er bis nach Neujahr anderwärts bestellt. Leider würden nun die Kinder nicht, wie sie ihnen versprochen habe, mit neuen Schuhen zur Weihnachtsmesse gehen können.

Karl Artur begriff: der Meister war gekränkt, und er war schuld daran, weil er sich zurückgezogen hatte. Aber was konnte er jetzt noch in dieser Sache tun?

In diesem Augenblick tauchte Charlottes Antlitz vor ihm auf, und er sah, wie sie sich über ihn lustig machte, weil er nicht imstande war, bei einer solchen Kleinigkeit einen Ausweg zu finden.

Als seine Frau mit dem Geschirr wieder gegangen war, blieb er nachdenklich auf demselben Platze sitzen. Aber bald wurde ihm klar, was er zu tun hatte. Er ging mit einem Paar Schuhe, die besohlt werden mußten, in die Küche, ließ sich mit ihnen an dem Schustertisch nieder und bat den Meister, ihm zu zeigen, wie er diese Schuhe selbst instandsetzen könnte. Und da der Meister sich dazu willig zeigte, ließ sich Karl Artur von seiner Frau eine große Schürze geben und nahm dann bis zum Feierabend Unterricht im Schustern.

An einem einzigen Nachmittag konnte er indes nicht ausgelernt haben, deshalb bat er den Meister, den Unterricht am nächsten Tag fortzusetzen. Und der Alte, der ein freundlicher, hilfsbereiter Mann war und einen angenehmen Nachmittag verbracht hatte, dachte nicht einen Augenblick daran, nein zu sagen.

4

Nicht genug damit, daß Karl Artur wegen dieser Kinder gezwungen sein sollte, auf der Schusterbank zu sitzen, sie waren auch schuld daran, daß er in einem gewöhnlichen grauen Friesanzug umhergehen und wie ein Müller aussehen mußte.

Alle miteinander hatten einen recht schönen Weihnachtsabend verlebt, das konnte er nicht leugnen. Die Küche war gescheuert, das ganze Arbeitsgerät hinausgeschafft, der Fußboden mit gelbem, duftendem Stroh bestreut, und ein großer Tisch mit einer Decke darauf stand mitten in dem Raum. Die Kinder waren sauber gebadet, in neuen Schuhen und neuen Kleidern, ausgelassen und glückselig, weil es nun endlich Weihnachten war. In dem kleinen Heim waren fast von jedem Haus im Kirchspiel Weihnachtsgaben eingetroffen: Wurst, Butter, Weißbrot, Käse und Weihnachtskerzen. Und da man an Weihnachten solche Geschenke nicht abweisen konnte, war die Speisekammer übervoll, abgesehen von den zwölf mit Krapfen, Kringeln und Äpfeln hochaufgehäuften Tellern auf dem Tisch.

Karl Artur hatte eine kleine Andacht gehalten und mit seiner Frau und den Kindern Weihnachtslieder gesungen. Nachher, während Anna Svärd am Herd stand und die Grütze umrührte, hatte er mit den Kindern gespielt und sich im Weihnachtstroh getummelt.

Gegen Schluß des Abends hatte er kleine Weihnachtsgeschenke ausgeteilt. Die Kinder erhielten Schlittschuhe und einen Schlitten, den er für sie hatte kommen lassen, und seiner Frau überreichte er eine Busennadel, die er einstmals von seiner Mutter bekommen hatte. Alles war höchst freudig in Empfang genommen worden, und damit hatte die Freude ihren Höhepunkt erreicht.

Daß er selbst ein Geschenk erhalten sollte, hatte Karl Artur weder erwartet noch darauf gehofft; aber gerade, als man vom Tisch aufstand, schleppten die beiden ältesten Kinder einen großen Ballen Stoff daher. Seine Frau und die andern folgten im Zuge nach, und nun begriff er, daß jetzt die Reihe an ihn gekommen war.

„Sie hab'n sich alle furchtbar g'freut, dir selber was

zum Christtag zu schenk'n," sagte Anna Svärd. „An dem da hab'n sie den ganzen Herbst g'schafft."

Aber das, was sie daher schleppten, war nichts anderes, als ein Ballen graues Friestuch. Karl Artur bückte sich rasch vor und befühlte es. Und das weiß ja jedermann, solch ein selbstgesponnener Fries ist der beste, wärmste und stärkste Stoff, den es überhaupt gibt; aber er ist grob und dick und grau. In seinem ganzen Leben hatte Karl Artur nur Anzüge aus feinem, glatten Tuch getragen, die zu seiner Erscheinung paßten. Es wäre ihm nicht im Schlaf eingefallen, daß er jemals eine Friesjacke anziehen könnte.

Das Geschenk hier machte ihn geradezu unglücklich, und er überlegte nur immerfort, wie er davon befreit werden könnte, diesen Stoff hier verarbeiten zu lassen und sich wie ein Bauer kleiden zu müssen.

Seine Frau und die Kinder blieben vor ihm stehen und warteten auf Dank und Lob. Als nichts davon verlautete, wurden sie bestürzt und ängstlich.

Karl Artur konnte ja verstehen, wie fleißig sie hatten arbeiten müssen, um sich die Wolle zu verschaffen und dann zu kardätschen, zu spinnen und zu weben. Den ganzen Herbst hatten sie sich damit abgeplagt, das war sicher. Und während sie kardätschten, spulten und woben, hatten sie sich damit aufgemuntert, wie beglückt er, der Hausherr, sein werde, und wie er den Friesstoff nicht genug loben könne. Er würde sich verwundern, daß sie etwas so Kostbares hatten herstellen können, und sagen, wenn er jetzt einen Friesanzug habe, brauche er niemals mehr zu frieren, weder außen noch innen. Ja, das war's, was von ihm erwartet wurde.

Ach, was sollte er nur tun? Wenn er nicht etwas Schönes sagte, das sie befriedigte, war ihnen die ganze Weihnachtsfreude verdorben.

Doch Karl Artur hatte etwas von der Gabe seiner Mutter, der Frau Oberst, sich in schwierigen Lagen zu helfen, geerbt, und so fiel ihm schnell ein, was er sagen mußte; aber es kostete ihn doch viel, damit herauszurücken.

„Ich möchte wissen," begann er, „ob der Schneider Anders jetzt in der Weihnachtswoche Zeit hat, ja, ich

hätte gute Lust, gleich zu ihm zu gehen, um ihn zu fragen. Vielleicht könnte er mir da den Anzug fertigmachen, und ich hätte dann, wenn die schlimmste Kälte einsetzt, etwas Warmes zum Anziehen."

Alle elf Gesichter leuchteten auf. Jetzt verstanden sie: vor lauter Überraschung und Verblüffung über ihre Tüchtigkeit hatte er zuerst so bestürzt ausgesehen.

5

Seit jenem Fastensonntag, wo Karl Artur der Faden in seiner Predigt über die Liebe verloren gegangen war, hatte er keinen Versuch mehr gemacht, frei zu sprechen. Er verfaßte alle seine Predigten am Schreibtisch, und während er daran arbeitete, mußte es ganz still um ihn her sein, darauf hielt er mit großer Strenge.

An einem Vormittag schärfte er also seiner Frau und den Kindern besonders ein, nicht wie sonst zu plaudern oder zu singen, weil er seine Predigt schreiben müsse. Eine halbe Stunde lang hielten sie auch Wort, doch dann brachen sie in nicht endenwollende Lachsalven aus.

Er wartete ein oder zwei Minuten, ehe er die Küchentür aufmachte, um zu sehen, was denn los sei.

„Ja, sei nit bös, Mann," sagte seine Frau, und auch sie lachte, daß ihr die Augen übergingen. „D' Katz' war's, die so verrückt g'wesen ist, wir hab'n uns alle Müh' geben, nit zu lachen, aber grad deshalb ist's immer ärger 'worden."

Aber alles Lachen verstummte, als ihnen Karl Artur mit strenger Stimme erklärte, sie da draußen in der Küche verdürben ihm alles, und er würde am liebsten auf und davon gehen, um ihr ewiges Lachen und Schreien nicht mehr hören zu müssen.

„Also nun muß hier Ruhe gehalten werden! Niemand darf mich vor Mittag stören," sagte er zum Schluß, und dann machte er die Tür hart hinter sich zu.

Sein Wunsch wurde ihm auch erfüllt. Den ganzen Vormittag konnte er in Ruhe und Frieden arbeiten. Aber beim Mittagessen erzählte ihm seine Frau, vor einer Weile seien Frau Doktor Romelius und Frau Schagerström in der Küche gewesen, um Uhrketten und Armbänder zu

bestellen. Sie war höchst erfreut über den Besuch, denn sie habe eine große Bestellung erhalten, und die beiden Schwestern seien munter und freundlich gewesen.

Frau Doktor Romelius war erst kürzlich vollkommen hergestellt aus dem Süden zurückgekehrt, das wußte Karl Artur, und es war ja nichts Merkwürdiges dabei, daß Charlotte, wenn sie bei ihrer Schwester gewesen war, die Gelegenheit wahrgenommen hatte, in sein Haus zu kommen, um zu sehen, wie es ihm ging. Und doch kam ihm diese Nachricht ganz überwältigend; er blieb jäh stehen, atmete schwer und konnte kein Wort herausbringen.

Charlotte war hier gewesen! Sie hatte unter seinem Dache gestanden, und er hatte es nicht erfahren!

Mit absichtlicher Gleichgültigkeit fragte er, ob die Gäste ihn gar nicht hätten sehen wollen.

Doch, sie hätten mehrere Male nach ihm gefragt, aber er habe ja strengen Befehl gegeben, daß er nicht gestört werden dürfe.

Dagegen war nichts einzuwenden, er hatte keinen Grund zu tadeln. Es war ihm nur unbegreiflich, daß er die Besucher nicht gehört — ihre Stimmen nicht erkannt hatte. Er kniff die Lippen zusammen und sagte kein Wort.

Seine Frau sah ihn wiederholt mit prüfendem Blick an. „Du wirst begreif'n, daß ich so vornehme Leut' am liebsten zu dir 'neing'führt hätt'," sagte sie. „'s war mir ganz genierlich, daß sie hier in der Küch' mitten in all dem Grust steh'n mußten, aber ich hab' mir nit zu dir 'neintraut!"

Wie gesagt, Karl Artur blieb nichts anderes übrig, als zu schweigen; aber die Enttäuschung legte sich auf ihn wie ein Bleigewicht. Wenn er nur wenigstens jemand die Schuld für das Mißgeschick hätte aufladen können! Das Essen schmeckte ihm nicht, er konnte kaum ein paar Bissen hinunterbringen.

Nach dem Essen warf er sich in seinem Zimmer aufs Sofa, aber er konnte nicht liegen bleiben. Es kochte und gärte in ihm. Sehnsucht und Vermissen jagten ihm durch den ganzen Körper.

Er zog sich an, um auszugehen, fühlte aber, es sei ihm unmöglich, friedlich und ruhig seines Weges zu

10*

wandern. Am liebsten hätte er geschrien, gerauft, gekämpft.

Er ging in den Holzschuppen, ergriff die Axt und wog sie überlegend in der Hand. Ganz hastig fing er an, auf das vor ihm liegende Brennholz loszuhauen, ganz gewiß nicht in der Absicht, sich nützlich zu machen, nur um eine Entladung für das zu finden, was in ihm raste und zischte und dröhnte.

Und das tat ihm gut. Schon nach den ersten Axtschlägen fühlte er, wie sie erleichterten. Ein paar Stunden lang blieb er so beim Holzspalten; aber dann hatte er auch seine Ruhe wiedererlangt; der Schmerz war überwunden.

Ernst und schweigend, sich auf die Axt lehnend, stand er im Schuppen, als eines der Kinder in der Türöffnung erschien und sagte, die Mutter lasse fragen, ob sie jetzt am Nachmittag nicht zum Kaffee einladen dürfe?

Er ging mit ins Haus. Seine Frau wartete also zur Feier des Holzspaltens mit Kaffee auf!

Eine andere Atmosphäre als die gewöhnliche schlug ihm in der Küche entgegen. Nicht nur hatte man ausgelüftet, in der Mitte etwas Platz geschafft und auf einem richtigen Tisch die Kaffeetassen aufgestellt, nein, dazu kam, daß seine Frau und die Kinder ihn auf ganz andere Art als vorher betrachteten. Er war imstande, Holz zu spalten, er konnte zum Haushalt beitragen, er so gut wie die anderen, er war ein rechter Mann!

Mit einemmal war er der Hausvater geworden, der Mittelpunkt in der Heimat, zu dem sie alle aufschauten!

Der Sündenfall

1

Karl Artur, der nun jeden Tag regelmäßig Holz spaltete, sah eines Morgens, als er eben seine Arbeit im Holzschuppen in Angriff genommen hatte, daß ein Schatten draußen vorbeizog. Er schaute auf und meinte, Thea Sundler zu erkennen, die er den ganzen Winter hindurch kaum gesehen hatte. Rasch warf er die Axt weg und eilte hinaus. Ganz richtig, es war Frau Sundler;

aber sie war schon außerhalb der Zauntür und lief eilends den Hügel hinunter. Karl Artur rief ihr nach, doch anstatt anzuhalten, lief sie nur noch schneller. Er hatte in Hemdärmeln gearbeitet, nun warf er hastig seinen Rock über und lief ihr nach. Da war etwas, das er ergründen mußte.

Der Organist war den ganzen Winter schwer an Rheumatismus erkrankt gewesen und hatte sich kaum bewegen können. Damit er aber seinen Dienst doch versehen konnte, halfen ihm der Orgeltreter und der Kirchendiener mit großer Mühe die schmale Treppe zur Orgelbühne hinauf. Thea begleitete ihn auch immer da hinauf, und sie saß dann während des ganzen Gottesdienstes neben ihm. Sie zeigte sich weder drunten in der Kirche noch in der Sakristei.

Karl Artur hatte allmählich Verdacht geschöpft, es sei doch wohl nicht allein die Krankheit ihres Mannes, warum sie nie mehr zusammentrafen, sondern sie halte sich wahrscheinlich aus einem andern Grunde fern; und da er sie wirklich gern hatte, wollte er nun die Gelegenheit, eine Erklärung zu erlangen, nicht versäumen.

Es gelang ihm auch, sie einzuholen, ehe sie unten am Hügel angekommen war und in die Dorfstraße eingebogen hatte.

„Thea!" rief er und legte ihr die Hand auf die Schulter. „So bleib doch stehen! Was ist dir denn? Hast du Angst vor mir?"

Sie schaute nicht auf, sondern suchte sich von seiner Hand zu befreien. „Laß mich gehen!" murmelte sie kaum hörbar.

Karl Artur kam ihrem Verlangen jedoch nicht nach, sondern stellte sich im Gegenteil mitten im Weg vor sie hin. Er bemerkte, daß ihre Augen rot umrändert waren und sie abgemagert aussah. Es war, als habe sie eine schwere Krankheit durchgemacht, sie ebenso wie ihr Mann.

Karl Artur sagte ihr, er werde sie nicht weitergehen lassen, ehe er gehört habe, warum seine treue Freundin und Ratgeberin jetzt nichts mehr von ihm wissen wolle. Was er denn getan habe? Auf welche Weise er sich gegen sie versündigt habe?

„Du!" sagte sie, und ihre Stimme bekam nun einen starken Beiklang von Schmerz. „Du! Solltest du dich gegen mich versündigt haben?"

„Ja, ich, ich. Du weichst mir ja überall aus!"

Sie sah ihn an mit einem Gesicht, das grenzenloses Leid ausdrückte. Karl Artur betrachtete sie mit Verwunderung. Thea hatte nie hübsch genannt werden können; aber ihre offenbare Verzweiflung machte die unschönen Züge rührend und ausdrucksvoll.

„Laß mich gehen!" stöhnte sie. „Frau Propst Forsius hat mir ein Versprechen abgenommen. Ich hab' ihr schwören müssen, nie mehr mit dir zusammenzutreffen. Nur unter dieser Bedingung hast du zu deiner Frau und in dein Haus zurückkehren dürfen."

Damit schob sie ihn auf die Seite und bog in die Dorfstraße ein. Karl Artur hinderte sie nicht daran. Ihre Worte hatten ihm so viel zu denken gegeben, daß er ganz bestürzt mitten auf dem Wege stehen blieb.

Am nächsten Tage traf indes Karl Artur noch einmal mit Frau Sundler zusammen. Eines der Kinder war an Fieber erkrankt, und er war zu Dr. Romelius gegangen, um ihn zu dem Kinde zu holen. Aber der Doktor hatte an diesem Tage schon einen Kranken bei sich drinnen, und so wurde Karl Artur in das Wartezimmer gewiesen. Und da traf er Frau Sundler in eifrigem Gespräch mit einer älteren Bauersfrau.

Als Karl Artur eintrat, stand Frau Sundler rasch auf, wie um fortzugehen, aber sie änderte doch ihre Absicht und blieb sitzen. Karl Artur verbeugte sich schweigend, ohne einen Versuch zu machen, sie anzureden; aber es dauerte nicht lange, bis Frau Sundler sich selbst an ihn wandte.

„Per-Ers-Mutter und ich wurden verlegen, als du hereinkamst, weil wir eben von dir miteinander gesprochen hatten. Aber das war ja eigentlich gar nicht nötig, denn wir hatten nichts als Gutes über dich gesagt. Nicht wahr, Per-Ers-Mutter?"

Die große, kräftige Bauersfrau lachte ganz vergnügt. „O ja, der Herr Magister hätte jedes Wort hören dürfen," sagte sie.

„Ja, gewiß," bekräftigte Frau Sundler. „Wir sagten

nur, wir könnten nicht begreifen, wie du es aushältst. Den ganzen geschlagenen Tag hindurch hast du zehn schreiende, lärmende Kinder um dich und bekommst nie einen Augenblick Ruhe. Wir sagten auch, von Anfang an seist du für etwas anderes bestimmt gewesen als zum Holzspalter und Schuhmacher für Kätner Matts Bälge. Aber um so merkwürdiger ist es ja, daß du ihrer nicht überdrüssig wirst."

„Im übrigen scheint all die Arbeit dem Herrn Magister nicht schlecht zu bekommen," warf die Bauersfrau ein. „Sie haben noch nie so gesund und kräftig ausgesehen."

„Wir sagten auch, es sei klug von dir, einen Friesanzug zu tragen," redete Frau Sundler weiter. „Das zeigt den Leuten, daß du im Ernst mit der Vergangenheit gebrochen hast. Du willst das Leben der armen Leute führen und verzichtest überdies darauf, wie ein vornehmer Mann auszusehen."

„Im Anfang," sagte die Bauersfrau, „im Anfang meinten wir alle, es sei nur so ein Getue mit dem kleinen Häuschen und mit der Armut. Aber nun haben wir etwas anderes zu sehen bekommen."

Karl Artur fühlte, wie ihm eine heftige Röte des Verdrusses in die Wangen stieg. Er fand Thea rücksichtslos und bedeutete ihr mit einem Kopfschütteln, doch einen andern Gesprächsstoff zu wählen.

Aber Thea fuhr fort: „Was hat das zu sagen, daß du nicht mehr so gut predigst wie früher? Ich habe soeben zu Per-Ers-Mutter gesagt, dein ganzes Leben sei eine Predigt."

„Ja, das Leben des Herrn Magister und seiner Frau ist eine Predigt für uns andere," erklärte rasch bekräftigend die Bauersfrau. „Wenn sie am Sonntag mit der ganzen Kinderschar hinter sich, die gutgekleidet und rotbäckig und ordentlich, wie es Sitte und Brauch ist, in die Kirche kommt, dann müssen wir alten Bauernfrauen stehenbleiben und ihr nachgucken. Wir müssen dran denken, wie diese Kinder früher zerlumpt und unbändig hier auf den Hügeln herumjagten. Es ist eine große Tat, die die Pfarrleute getan haben."

„Ja, das ist es," sagte Thea, „und Per-Ers-Mutter,

ich sag' Euch, wenn irgendein Mensch einen Ausweg wüßte, wodurch diese ganze Mühe mit den Kindern aufhörte, so würde er kaum damit herausrücken. Denn es wäre unrecht, mit etwas Schluß zu machen, das so schön ist und so allgemeine Bewunderung erweckt."

Karl Artur hatte mit gebeugtem Kopfe dagesessen, jetzt schaute er hastig auf. Ein erwartungs- und hoffnungsvoller Ausdruck trat in seine Züge.

„Frau Sundler meint wohl nicht, es werde sich jemand finden, der die Kinder übernehmen wolle," sagte die Bauersfrau. „Wenigstens hier in Korskyrka wissen wir von keinen anderen Verwandten, als von einem Oheim, dem Bruder ihres Vaters, und der ist ebenso bettelarm wie ihr Vater auch war."

„Aber wenn nun dieser Oheim sich gut verheiratet und einen eigenen Hof sowie eine gute Frau hätte? Man meint, es wäre nicht unmöglich, daß er sich um die Kinder annähme, wenn er Nachricht von dem Tode seines Bruders bekäme."

„Na, wenn es sich so verhält," sagte die Bauersfrau. Sie konnte jedoch nicht fortfahren, die Tür zu dem Zimmer des Doktors öffnete sich, ein Patient trat heraus, und nun war sie an der Reihe hineinzugehen.

Als Karl Artur und Thea allein geblieben waren, herrschte einen Augenblick vollkommenes Schweigen zwischen ihnen.

Dann begann Thea in einem ganz anderen Ton als bisher; sie war jetzt lauter bebende Leidenschaft.

„Ich habe daheim gesessen und Gott um Hilfe für dich angefleht," sagte sie. „Du wolltest armselig und einfach leben, ja, das wußte ich, aber niemals hätte ich geglaubt, daß du selbst Schuhe zusammenschustern und Holz spalten würdest. Auf diese Weise mußt du ja zugrunde gehen. Mir ist, als sei ich für dich verantwortlich. Ich sollte über dich wachen, und ich darf dich nicht einmal in mein Haus bitten. Das ist entsetzlich, entsetzlich!"

Karl Artur machte eine Bewegung mit der Hand, wie um Thea am Weitersprechen zu verhindern; aber statt dessen trat sie dicht vor ihn hin und sprach mit solchem

Nachdruck, wie wenn ihre Worte ihm bis in die tiefste Seele hineindringen sollten.

„Sundler hat einen Bruder," sagte sie, „der Organist im Eksbezirk ist. Er ist jetzt bei uns zu Besuch, und gestern kam das Gespräch zufällig auch auf dich und die zehn Kinder. Da erzählte er, im Eksbezirk sei ein Mann, der aus Korskyrka stamme, und wahrscheinlich sei er der Bruder des Kätner Matts. Der Mann habe wenigstens mehrere Male mit meinem Schwager von seinem mittellosen Bruder und seinen vielen Kindern gesprochen; aber er weiß nicht, daß der Bruder tot ist. Mein Schwager reist heute abend heim. Soll ich ihm nun auftragen, mit dem Oheim der Kinder zu sprechen und ihm zu sagen, daß sie von deiner und deiner Frau Barmherzigkeit leben, oder soll ich ihn bitten, nichts zu sagen?"

Karl Artur war aufgestanden. Er spannte die Brust und hob die Achseln. Alles, was er in diesem Winter um der Kinder willen gelitten und ertragen hatte, tauchte in seiner Erinnerung auf. Ach, sie loszuwerden, sie auf eine gute, ehrenhafte Weise loszuwerden!

„Du hast ja nicht einmal die nötige Ruhe mehr, um ordentlich nachzudenken," eiferte Thea weiter. „Deine Predigten sind so, daß sich ein Schuljunge darüber schämen würde. Früher hast du wie ein Engel, der alle Geheimnisse des Reiches Gottes kannte, geredet. Jetzt weißt du gar nichts mehr."

Karl Artur schwieg noch immer. In der letzten Zeit hatte er angefangen, sich an die einfache Lebensweise zu gewöhnen. Die Kinder und er waren gute Freunde geworden. Es kam ihm etwas feig vor, sie fortzuschicken, den Kampf nicht bis zum Schlusse durchzufechten.

„Sag' etwas!" drängte Frau Sundler. „Ich muß Bescheid haben. Per-Ers-Mutter kann jeden Augenblick wieder hier sein. Gib mir nur das allergeringste Zeichen!"

Nun fing Karl Artur an zu lachen. Als ob es darauf nicht nur eine einzige Antwort gäbe! Thea hatte gesprochen, und hatte er nicht gefühlt, wie Ketten brachen, Eisfelder schmolzen, Freiheitslieder erklangen?

Da tat er, was er noch nie getan hatte. Er beugte

sich vor, schlang die Arme um Thea, und in der unaussprechlichen Dankbarkeit und Freude seines Herzens küßte er die häßliche Person mitten auf den Mund.

2

Wer war sie, daß sie mit ihrem eigenen Manne ins Gericht gehen wollte? Mit ihm, der soviel mehr wußte als sie, der das Wort Gottes verkündigen und alle auf böse Wege geratenen Sünder ermahnen konnte? Ja, sie mußte es glauben, daß er auch jetzt das Rechte getan hatte, als er die Kinder fortziehen ließ.

Wenn sie es sich richtig überlegte, wußte sie auch nicht, was ihr Mann sonst hätte tun sollen, als der eigene Oheim der Kinder dahergereist kam, um sich der Kinder anzunehmen. Wenn der Oheim ein bettelarmer Mensch gewesen wäre, dann hätte es allerlei einzuwenden gegeben; da er nun aber vermögend war und seinen eigenen Hof sowie eine gute Ehefrau, aber keine Kinder besaß, wie hätte Karl Artur da ihm verbieten sollen, die Kinder seines Bruders zu sich zu nehmen?

Im Anfang hatte sie den Mann nur für einen Betrüger gehalten, der die Kinder von ihnen weglocken wollte. Aber die beiden ältesten hatten den Oheim wiedererkannt und andere Leute ebenfalls. Nur hatte bisher niemand gewußt, daß es ihm so gut ergangen war. Als er von Korskyrka fortzog, war er ebenso arm gewesen wie sein Bruder.

Das Kirchspiel, in dem dieser Oheim wohnte, lag weit droben im Norden, deshalb war es auch nicht verwunderlich, daß er nichts vom Tode seines Bruders, des Kätner Matts, erfahren hatte und daß dessen Kinder von Fremden aufgenommen worden waren. Aber sowie er gehört hatte, wie die Dinge lagen, reiste er sofort nach Korskyrka, um den zehn Kindern bei sich in seinem guten Hause eine Heimat zu bieten.

Das war ein schöner Zug von ihm gewesen. Er war gewiß ein guter, ausgezeichneter Mann, das mußte Anna Svärd glauben. Ihr nicht und auch sonst niemand konnte es mißfallen, daß der Mann die Kinder nach dem Eksbezirk mitgenommen hatte.

Karl Artur war durchaus nicht eigensinnig gewesen.

Aber er hatte es so schön ausgedrückt, welch eine ganz besondere Schickung von Gott es sei, der diesen fremden Mann zu ihnen gesandt habe, der ihnen nun die schwere Last, die auf ihnen ruhte, und natürlich auf ihr am meisten, erleichtern wolle. Er hatte ihr zu bedenken gegeben, wenn sie nun im Laufe des Sommers ein eigenes Kind bekomme, könne sie ja nicht wie bisher immerfort für andere arbeiten.

Darin hatte sie ihm beistimmen müssen, und da war sie zweifelhaft geworden und hatte nicht recht gewußt, was sie wollte. Das Gerede von Gott hatte sie verwirrt. Die Kinder waren sehr lieb. Gott wollte vielleicht, sie sollten es besser bekommen, als sie es bei ihr gehabt hatten. Und Karl Artur hatte es vielleicht schwer gehabt, ja, schwerer als sie gewußt. Aber jetzt begriff sie es, als sie hörte, wie schön und gut er es meinte, wenn er für das Fortgehen der Kinder eintrat.

Die Kinder waren merkwürdig wenig unglücklich darüber gewesen, daß sie ihre bisherige Hausmutter verlassen sollten. Sie würden in die Welt hinauskommen, würden Neues sehen! Der Oheim hatte Pferde und Kühe und Schweine und Hühner, die sie füttern und versorgen dürften. Und er hatte einen Hund, der fürs Essen danken und den Kantor nachmachen konnte, wenn dieser in der Kirche das Lied anstimmte. Die Kinder hätten sich das Glück nie träumen lassen, einen Hund Kirchenlieder singen zu hören.

Als die Kinder fort waren, hatte Anna Svärd sich auf die wackelige Staffel vor dem Hause gesetzt, und da saß sie nun noch. Sie konnte sich zu nichts aufraffen. So mit den Händen im Schoß hatte sie seit zwei Jahren nur an den Sonntagen hier gesessen, ja, kaum da je einmal. Sie sagte sich selbst, sie müßte froh sein, wenn sie nun endlich mal ein wenig ausruhen könne.

Karl Artur kam zu ihr heraus. Er setzte sich dicht neben sie, nahm ihre Hand in die seine, und sagte, wie glücklich sie nun sein würden. Er glaube, die Kinder seien ihnen als Prüfung zugeschickt worden, und wenn sie ihnen jetzt abgenommen seien, so sei dies ein Zeichen, daß Gott mit Wohlgefallen gesehen habe, was sie für diese Kinder getan hatten.

Anna Svärd wußte ja, sie war nichts gegen ihren Mann, sie verstand nichts von Gottes Wegen und sie hatte nicht einmal in einem Buche lesen lernen können; aber jedenfalls wurde sie jetzt böse auf ihn. Sie erwiderte, diese Kinder habe Gott ihr aus lauter Gnade zugeschickt, und sie wisse nicht, was sie Böses getan, weil er sie ihr wieder genommen habe.

Als Karl Artur diese Antwort gehört hatte, war er aufgestanden und ohne ein Wort zu sagen ins Haus gegangen. Und sie hatte ihn nicht zurückgerufen, auch bereute sie ihre Rede nicht. Sie war wie ein mit bittrer Galle gefülltes Gefäß. Es war nicht leicht, ihr nahezukommen, ohne daß die Bitterkeit überfloß.

Sie war sich bewußt, sie müßte eigentlich jetzt hineingehen und drinnen, nachdem die Kinder fort waren, Ordnung schaffen; aber sie fürchtete sich davor. Sie fürchtete sich vor der großen Leere, die ihr da entgegengähnen würde.

Jetzt würde sie sich wieder ebenso hilflos und verlassen fühlen, wie in der ersten Zeit nach ihrer Heirat, ehe sie sich der Kinder angenommen hatte. Von da an war Ruhe und Sicherheit über sie gekommen. Ach, daß sie so dumm gewesen war und jemand erlaubt hatte, ihr die Kinder zu nehmen!

Sie sah den Frachtwagen vor sich, der mit ihnen fortgefahren war. Die Kinder hatten ihn mit ihren Kleiderbündeln und anderen Dingen, an denen sie hingen, vollgepackt. Ein paar von den kleinsten Kindern hatten mit aufsitzen dürfen, die anderen mußten mit dem Oheim zu Fuß gehen. Der Oheim hatte gelacht und gesagt, es sehe aus, wie wenn er mit einem Zigeunerwagen dahergefahren käme; denn die Zigeuner zögen ja auf diese Weise mit ihren Sprößlingen und ihren Kleiderbündeln umher.

Die Kinder hatten sich gar so merkwürdig leicht von ihr verabschiedet. Sie hatten nur an den Wagen und an das Pferd und an das gedacht, was sie mitnehmen wollten, und am meisten leid hatte es ihnen getan, als das Miezekätzchen nicht mit ihnen gehen wollte. Kaum eine Träne hatten sie vergossen. Sie, Anna Svärd, hatte auch nicht geweint. Aber kaum waren die Kinder aus ihrem Gesichtskreis verschwunden, als ihr ganz ängstlich zumute

wurde. Sie mußte an das Gesicht des Oheims denken. Es war nicht so sicher, ob er wirklich so freundlich und gutmütig war, wie er sich in ihrem Hause gezeigt hatte. Nein, er war gewiß falsch und böse und geizig. Die Kinder würden es schwer bei ihm bekommen.

Dies setzte sich in Anna Svärds Herzen als etwas unumstößlich Sicheres fest; es konnte kein Zweifel darüber herrschen. Sie hatte den Kindern nachlaufen und sie zurückholen wollen, hatte es aber dann doch nicht getan. Warum nur nicht, solange es noch Zeit war? Nun ließ ihr der Gedanke, die Kinder müßten frieren und hungern, keine Ruhe.

Jetzt war der Frühling im Anzug. Der Schnee war geschmolzen, und die Sonne schien warm und freundlich auf sie herab, während sie da auf der Hausstaffel saß. Die Kinder hätten jetzt bald in ihr eigenes Häuschen hinüberziehen können, und dann hätte es Karl Artur nicht mehr so schwer gehabt.

Sie versuchte, sich mit dem Gedanken aufzumuntern, daß sie von jetzt an nur noch für Karl Artur kochen müsse und nun auch nicht mehr die halben Nächte hindurch zerrissene Strümpfe zu flicken brauche.

Wenn sie doch nur wüßte, ob den Kindern da, wohin sie kamen, auch jemand die Strümpfe stopfte? Wenn sie wüßte, ob sie zu ihrem Abendgebet angehalten würden? Das kleinste Mädchen fürchtete sich so sehr im Dunkeln. Wenn sie nur wüßte, ob sich jemand um die Kleine, die erst sechs Jahre alt war und nicht einschlafen konnte, wenn nicht jemand neben ihr saß und ihr Händchen hielt, in Zukunft freundlich um sie annähme?

Der Schrank

Ein paar Tage später, nachdem Anna die Kinder hatte fortziehen lassen, war sie vollkommen ratlos und von heftiger Reue geplagt; sie konnte sich nicht einmal dazu aufraffen, in der Wohnung ordentlich aufzuräumen. Und bald war sie ganz verzweifelt und fest überzeugt, den Kindern werde es sehr schlecht gehen, sie müßten Not leiden und würden bei den Verwandten sehr hart be-

handelt; sie selbst und ihr Mann aber würden streng zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie die armen Kinder schlechten Leuten überantwortet hatten.

Diese Gedanken überfielen sie wie ein Fieber ganz gegen ihren Willen. Sie wollte dagegen ankämpfen, vermochte es aber nicht. Eigentlich hatte sie ja gar keine Veranlassung, sich in dieser Weise zu sorgen; aber sie konnte eben den Gedanken nicht loswerden, daß der Oheim, der die Kinder abgeholt hatte, ein böses, gefährliches Gesicht gehabt habe, und seine Frau, von der sie zwar gar nichts wußte, stellte sie sich als die ärgste Hexe vor. Und über eins war sie sich auch vollkommen klar: die Strafe würde in allererster Linie sie und das Kind, das sie erwartete, treffen. Als eine Mißgeburt würde es zur Welt kommen, ohne Sehvermögen, ohne Gehör. Oder auch würde sie selbst im Wochenbett sterben, und ihr Kind müßte dann ohne Mutter aufwachsen.

Es nützte nicht viel, wenn sie mit Karl Artur über diese Sachen sprach. Er gab nichts auf ihr Gerede, weder wenn sie meinte, die Kinder müßten Not leiden, noch wenn sie sagte, sie selbst und er würden sicher gestraft werden. Er war in jeder Beziehung sehr freundlich gegen sie, aber diesen Angstgefühlen meinte er keinen Wert beilegen zu müssen, gegen diese müsse sie selbst ankämpfen.

Eines Morgens indes glaubte Anna ein Heilmittel gefunden zu haben. Sie begann den Webstuhl, die Spinnräder und alle anderen Gerätschaften aus der Küche zu entfernen. Die Klappbank und das Schlafsofa, die den Kindern gehörten, schaffte sie in deren eigenes Häuschen hinüber und verriegelte dann sorgfältig die Tür. Darauf scheuerte sie den Boden, bestrich die Wände mit frischer Leimfarbe, wusch alle Hausgeräte und trocknete sie sorgfältig ab, und bald danach saß sie in einer Küche, die ebenso schön und unbewohnt war, wie an dem Tage, wo sie sie mit Karl Artur zum ersten Male betreten hatte.

Als dann alles weggebracht war, was ihre Gedanken auf die Kinderschar hinlenken konnte, sagte sie sich, jetzt wolle sie tun, wie wenn alles so wäre wie in der ersten Zeit ihres Ehestandes: die Kinder seien nie dagewesen, alles sei nur ein Traum, den sie gehabt habe. Wenn sie den Gedanken, die Kinder hätten wirklich bei ihr in ihrem

Heim gewohnt, loswerden könnte, dann wäre alles gut. Sicherlich würde sich kein Mensch auf der Welt nur eines Traumes wegen Sorgen und Kummer machen!

„Weißt doch woll, daß junge neuverheiratete Frauen an nix anders denk'n, als an ihre Männer," murmelte sie vor sich hin. „Nimm jetzt Garn und Nadeln und strick' Fäustling' für ihn, dann hast Arbeit! Denk' an nix anders, als wie merkwürdig 's ist, daß du als Pfarrfrau über alle Hausiererinnen 'naufg'setzt worden bist."

Sie begann auch mit den Fausthandschuhen; aber kaum hatte sie ein paarmal herumgestrickt, als sie auf der Tischkante ein paar Figuren entdeckte, die mit einem scharfen Messer hineingeritzt waren. Da war sicher einer der kleinen Jungen am Werke gewesen! Die Schlingel wußten wohl, daß es verboten war, in den Tisch hineinzuschneiden; aber es war unmöglich gewesen, ihnen diese Angewohnheit, an allem Holzwerk herumzuschnitzeln und hineinzuschneiden, abzugewöhnen.

Sie hob den Kopf, um ihre Strafpredigt zu halten; aber da waren keine flachshaarigen Köpfe um sie her, über die sie ihren Zorn hätte ausgießen können. Nichts war da, als die weißgestrichenen Wände, die ihr leer und nichtssagend entgegenstarrten.

Eine gute Weile ließ sie die Stricknadeln ruhen. Aber dann stand sie auf, holte ein Messer und schnitt die Figuren in der Tischkante mit einem scharfen Schnitt weg. Sie verzerrte dabei das Gesicht, wie wenn sie in ihr eigenes Fleisch geschnitten hätte, nahm aber dann ohne Zögern ihr Strickzeug wieder in die Hand.

„Wie dumm von mir!" dachte sie. „Karl Artur war's, er allein ist so fingerfertig! Er sitzt ja beim Ess'n auf der Seit' am Tisch. Hier in der Küch' sind nie Kinder g'wes'n. Wie könnten's Leut' wie wir wag'n, fremde Kinder anz'nehmen? 's ist nit möglich. Wir müss'n froh sein, wenn wir uns selbst und's Kind, das wir krieg'n, ernähren können."

Mit fest zusammengekniffenem Mund und die Augen starr auf ihre Arbeit gerichtet, strickte sie eifrig weiter. Dabei überlegte sie, ob nun auch alles, was an die Kinder erinnerte, weggeschafft sei, damit sie sich einbilden könne, sie habe die ganze Schar nie um sich gehabt.

Gleich nachher hörte sie zuerst ein leises Geräusch und dann einen leichten Plumps. Das Miezekätzchen, der zehn Kinder liebster Spielkamerad, war aus seinem süßen Schlummer erwacht und auf die Tischplatte gesprungen, um mit Annas Wollknäuel zu spielen.

Anna fing das Kätzchen rasch ein; nichts hätte ihre Gedanken sicherer auf die früheren Spielkameraden lenken können, und so wollte sie das Tier zur Tür hinauswerfen. Aber als sie den warmen, weichen Körper unter ihrer Hand fühlte, konnte sie es nicht lassen, ihn zu streicheln. Dadurch rollte das Wollknäuel auf den Boden, und das Kätzchen setzte mit einem großen Sprung nach. Das Knäuel rollte weiter, Mieze wollte es festhalten, aber es rollte immer weiter. Auch Anna versuchte das Knäuel zu fangen, damit es sich nicht verwirrte, und so entstand ein wildes Spiel. Das Kätzchen jagte aus einer Ecke in die andere, und das Wollknäuel rollte umher, wie wenn auch es lebendig geworden wäre. Anna mußte lachen, während sie das Knäuel vergeblich aufzuhalten versuchte. „'s freut die Kinder," dachte sie, und sie ließ das Spiel länger als notwendig weitergehen, damit die Kleinen ihren Spaß daran hätten.

„Aber Kinder, kommt doch und helft mir!" rief sie dann.

Kaum war das gesagt, als ihr die Erinnerung zurückkehrte. Jetzt packte sie die Katze rasch und warf sie zur Tür hinaus.

„Kannst denn die Kinder gar nit aus'm Kopf kriegen!" sagte sie ganz laut, während sie die Wolle wieder aufwickelte. „Ich werd' doch nit am End' noch verrückt werd'n?"

Eine Weile wanderte sie in der Küche hin und her und rang die Hände wie in großer Qual; aber dann setzte sie sich doch wieder an ihre Arbeit. Und froh war sie, daß sie es getan hatte, denn es waren noch keine zwei Minuten vergangen, als auch schon die Tür aufging und die alte Ris-Karin aus Medstuby auf der Schwelle stand.

Die Ris-Karin war in diesem Jahr und auch schon im vorhergehenden mit Grüßen von Medstuby bei ihr eingekehrt. Aber beim letztenmal war die Küche voller

Kinder und Gerätschaften und surrender Arbeit gewesen. Die Ris-Karin machte daher große Augen, als sie die jetzige Anordnung in der Küche sah.

„Aber um's Himmels willen!“ rief sie und guckte sich eifrig nach allen Seiten um.

Ei, wieviele Fragen stürmten sofort über die Ris-Karin herein! Sie mußte erzählen, wie es Mutter Svärd und Jobs-Erik ging, wie es bei Schultheißens stand und bei Pfarrers, bei der Ris-Ingeborg und beim Kantor Medberg? In ganz Medstuby gab es keinen Menschen, über den Karin nicht ausführlich Bescheid geben mußte.

Als die erste Neugier gestillt war, kochte Anna schleunigst Kaffee. Sie lief in den Holzschuppen nach Brennholz und an den Brunnen nach Wasser. Sie blies auf die Kohlenreste, bis sie aufflammten. Sie mahlte Kaffee, schnitt einige weiche Brotscheiben ab und stellte Tassen und Teller auf den Tisch. Rasch lief sie vor lauter Eifer und stellte alles, was sie in die Hände nahm, äußerst geräuschvoll zurecht. Ris-Karin begriff, daß sie das Fragen nach den zehn Kindern aufschieben müsse, bis Anna am Kaffeetisch zur Ruhe gekommen sei.

Als endlich jedes, mit einem Stück Zucker im Munde, den brühheißen Kaffee, zum Abkühlen in die Untertasse gegossen, vor sich hatte, bekam Karin eine neue Sturzflut von Fragen über sich her. Jetzt galten diese den alten Kameraden. Wie ging es ihnen allen, den Burschen und den Mädeln? Wanderte die Annstu-Lisa, trotzdem sie nun schon so alt war, noch immer umher, und war sie noch ebenso verrückt aufs Kartenspielen aus wie früher?

Die Annstu-Lisa war aber Karins ganz besondere Freundin und Nebenbuhlerin gewesen, und alle ihre Missetaten und kleinen Kniffe gaben genügend Gesprächsstoff sowohl für die erste als auch für die zweite Tasse Kaffee. Die Ris-Karin meinte, man sollte eigentlich eine solche Person gar nicht auf die Landstraße hinauslassen, um da Handel zu treiben. Es sei eine Schande für alle, die rechtschaffen sein wollten, daß eine solche ihre Geschäftsgenossin sein dürfe.

Dann war der Kaffee getrunken, und es war für die ältere Daljungfer Zeit zum Aufbrechen. Oh, die Karin

war nicht dumm! Anna wollte ihr eben durchaus keine Auskunft darüber geben, wo die Kinder hingekommen waren, das begriff sie sehr gut; da sie aber wußte, daß sie diese Auskunft im nächsten Hause erhalten würde, sah sie nicht ein, warum sie Anna mit Fragen quälen sollte.

Als indes Karin ihren Kramsack auf ihren alten, gekrümmten Rücken geladen und sich verabschiedet hatte, auch schon mit der Hand auf der Klinke an der Tür stand, wendete sie den Kopf noch einmal um und sagte: „Ich vergess' ja fast d' Hauptsach', warum ich kommen bin.“ Damit suchte sie in ihrer Gürteltasche nach ihrem Geldbeutel.

„Du fragst ja gar nit, ob ich nix für dich verdient hab',“ fuhr sie fort, indem sie Anna einen Fünfzigreichstalerschein reichte.

Als Karin im letzten Frühjahr in Korskyrka gewesen war, hatte ihr Anna einige von den Kindern verfertigte Bandgewebe und Spitzenstreifen übergeben und sie gebeten, die Waren zu verkaufen. Anna hatte dies zwar nicht vergessen gehabt, sich aber eben im Gespräch auf nichts, was die Kinder anging, einlassen wollen.

Fünfzig Reichstaler war ja auch ein rein unmöglicher Verdienst, und so fragte sie Karin, ob sie nicht einen kleineren Schein habe, denn sie könne nicht wechseln.

„Brauchst nix 'rausz'geb'n,“ erwiderte Karin. „Alles g'hört dir; zuerst hab' ich das abg'setzt, was mir mitgeben hast, dann hab' ich das Geld umtrieben, und so ist's auf die Fünfzig aufg'laufen. Und da hast's — du brauchst's; hast ja für so viele zu sorgen.“

Die Ris-Karin war trotz ihres Alters rasch in ihren Bewegungen. Sie machte eiligst die Tür hinter sich zu und lief den Hügel hinauf, um allen Dankesbezeugungen zu entgehen. Ein paar Minuten dauerte es, aber auch nicht länger, da kam Anna schon hinter ihr her. Jetzt war Anna wieder wie früher: Sie dankte Karin höchst wortreich und begleitete sie bis zum Hause des Doktors, wo Karin ein gutes Geschäft zu machen hoffte; denn die Frau Doktor bekam jetzt von ihrer reichen Schwester gewiß so viel Geld, daß sie nicht mehr jeden Heller dreimal in der Hand umzudrehen brauchte, ehe sie ihn ausgab.

Anna saß dann mit dem Fünfzigtalerschein in der Hand eine gute Weile in ihrer Küche, betrachtete den Schein, und ein glückliches Lächeln spielte dabei um ihre Lippen. Sie freute sich über den Besitz des Geldes, das hatte sie von jeher getan, aber diesmal war's nicht der unerwartete Verdienst, worüber sie sich freute. Dies hier war viel, viel mehr, es war ein Zeichen und ein Wunder. Sie hatte erwartet, gestraft zu werden, weil sie die Kinder fortgegeben hatte, statt dessen bekam sie nun dieses große Geschenk von ihnen. Niemals hätte sie sich ein solches Glück denken können, und Angst und Furcht schwanden aus ihrem Herzen. Hier war ja das gerade Gegenteil von dem, was sie die ganze Zeit über gefürchtet hatte!

Sie konnte ihr Glück nicht für sich allein behalten; so ging sie zu ihrem Manne hinein, der in seinem schönen Zimmer am Schreibtisch saß, zeigte ihm den Schein und bat ihn, das Geld für sie aufzuheben, denn draußen in der Küche habe sie ja keinen sicheren Aufbewahrungsort.

Als Anna eintrat, sah Karl Artur etwas zerstreut von seiner Arbeit auf. Er hörte kaum zu, als sie ihm erklärte, dies sei der Verdienst für die von den Kindern ganz allein verfertigten kleinen Sachen, und nun hätten diese das Geld geschickt zum Dank und als ein Zeichen, daß er und sie nicht bestraft werden sollten, weil sie die Kinder fortgeschickt hatten.

Karl Artur widersprach Anna nicht, obgleich ihr Gedankengang ihm ziemlich verworren vorkam. Seine Frau hatte ihre Sicherheit und ihre gute Laune wiedererlangt, das sah er, und das genügte ihm. Er schlug ihr überdies vor, sie solle sich für das Geld, das so unerwartet eingetroffen sei, irgend etwas anschaffen, das ihr eine besondere Freude mache.

Das leuchtete Anna ein, und sie ging sofort hinüber in die Küche, um zu überlegen, wie sie ihren Reichtum, der ihr geradezu vom Himmel gefallen war, am besten verwenden könnte. Es dauerte auch nicht lange, bis sie wußte, was sie sich wünschte. Von der allerersten Zeit in Korskyrka an hatte sie in der Küche einen großen Schrank mit Schubkästen und Fächern und Schranktüren bis ganz oben hin vermißt. Ein großer Schrank,

11*

der vom Boden bis zur Decke reichte, war nicht nur etwas, das einem nützlich sein konnte, nein, er gab dem Raum, worin er stand, ein gewisses Ansehen.

Anna konnte sich nichts denken, was sie mehr brauchten, als so einen Schrank, und da ihr Mann damit einverstanden war und das Geld dazu in seiner Schreibtischschublade bereit lag, wußte sie nichts, was sie hätte hindern können, sofort zum Tischler des Orts zu gehen, der ein tüchtiger Handwerker war, um den Schrank bei ihm zu bestellen.

Der Tischler wohnte in derselben Straße nur ein paar Häuser weiter entfernt als Organistens, und als Anna nun des Weges daherkam, traf sie mit Frau Sundler zusammen, die draußen gewesen sein mußte, um Frühlingsblumen zu pflücken; sie trug wenigstens ein paar Leberblümchen in der Hand.

Frau Sundler ging ohne Mantel, und Anna war höchst erstaunt darüber. Sie selbst hatte gar nicht gemerkt, daß es ordentlich warm geworden war. Seit die Kinder von ihr fortgezogen waren, hatte sie an nichts anderes gedacht als an ihre Schützlinge. Dem Wetter und allem andern hatte sie keinen Gedanken geschenkt. Jetzt aber sah sie wieder, daß die Sonne schien, sah, daß sich der Himmel tiefblau und voll kleiner wolliger Wölkchen hoch über ihr wölbte. Dies schien offenbar mit zu der Freude zu gehören, die an diesem Tage Annas Seele erfüllte, und als Frau Sundler grüßte und die Hand ausstreckte, eilte sie nicht an ihr vorüber, was sie wohl an einem andern Tage getan hätte, sondern blieb stehen. Sie sagte sich, es könne wohl nicht gefährlich sein, wenn sie ein Wort mit ihr redete. Sie könne doch auch nicht in alle Ewigkeit im Unfrieden mit jemand leben, der in demselben Orte wohnte.

Frau Sundler erzählte, sie fühle sich wie aus dem Gefängnis befreit, weil es ihrem Manne jetzt soviel besser gehe und er nun allein ausgehen könne. Sie selbst sei ein paar Stunden im Walde spazierengegangen und könne gar nicht beschreiben, wie wunderschön es dort gewesen sei. Sie sei innerlich aufgetaut und habe neues Leben bekommen, gerade wie die Natur auch.

Zum ersten Male, seit sie nach Korskyrka gekommen

war, fühlte Anna eine Art Mitleid mit Frau Sundler. Sie sprach daher ein paar Worte mit ihr und sagte, Frau Sundler habe in diesem Winter gewiß eine schwere Zeit durchgemacht, und dann wollte sie weitergehen.

Aber Frau Sundler hielt sie zurück. Sie sagte, wenn man einen ganzen Winter hindurch eingesperrt daheim gewesen sei, freue man sich von Herzen über das Zusammentreffen mit einer alten Freundin, und als solche habe sie diejenige, die mit Karl Artur verheiratet sei, immer betrachtet. Ob nicht Frau Ekenstedt zu ihr hereinsehen wolle, um ein wenig zu plaudern? Es sei ja nur zwei Schritte bis zu ihrem Hause.

Anna wollte sich indes nicht am Bestellen des Schranks verhindern lassen, und so schlug sie die Einladung kurz ab. Aber sie fühlte sich eben immer etwas unsicher, wenn sie mit Leuten von besserem Stande zusammen war. Vielleicht war Frau Sundler jetzt gekränkt, weil sie, ohne einen Grund anzugeben, nein gesagt hatte. Deshalb erzählte sie nun, sie habe ganz unerwartet Geld bekommen und sei gerade auf dem Wege zum Tischler, um einen Schrank zu bestellen. Frau Sundlers Gesicht hellte sich während Annas Erzählung auf; und sie erwiderte, sie wundere sich gar nicht über Annas Eile und gratuliere ihr, weil sie sich etwas so Schönes und Praktisches wie einen Schrank anschaffen könne.

Danach ließ sie Anna wirklich weitergehen, und diese stand bald darauf in der Tischlerwerkstatt. Hier hatte sie es durchaus nicht eilig, sie ließ sich gut Zeit, und so verging wohl eine Stunde, bis sie und der Tischler über alles einig geworden waren, über Form und Höhe der Schubkästen, über Beschläge, Farbe und Verzierung. Der Preis war nicht so leicht festzusetzen, aber schließlich wurden sie auch darüber einig.

Als sie mit dem Versprechen des Tischlers, den Schrank in einem Monat zu liefern und der Preis werde sich nicht auf mehr als vierzig Reichstaler belaufen, heimging, war sie seelenvergnügt, und so konnte sie sich nicht enthalten, gleich zu Karl Artur hineinzugehen, um ihm zu erzählen, was sie ausgerichtet hatte.

Aber Karl Artur schien alles andere als erfreut zu sein. „Es wäre mir doch nie eingefallen, daß du es

so eilig hättest," sagte er. „Ich wäre gern dabei gewesen, um selbst mit dem Tischler zu reden."

„Wie hätt' ich denken können, daß du dich mit so was abgeben möcht'st."

„Nein, sonst nicht, aber dies — —"

Er hatte ganz eifrig angefangen, doch nun stockte er und biß sich auf die Lippen.

Seine Frau betrachtete ihn forschend. Sie sah, daß er errötete und verlegen wie ein junges Mädchen war. „Jetzt mußt mir sag'n, was du meinst, Mann," sagte sie.

„Was ich meine?" antwortete Karl. „Nun, ich meine — wenn du selbst denkst, dies Geld sei uns auf eine so merkwürdige Weise in den Schoß gefallen, dann sollten wir es nicht für uns selbst verwenden, sondern einen wirklich schönen Gebrauch davon machen."

„Wirst doch nit etwa mein Geld weg'geben haben?" sagte seine Frau, ohne doch im allergeringsten zu denken, es könnte wirklich der Fall sein.

Karl Artur hustete und räusperte sich ein paarmal, aber dann rückte er mit der Wahrheit heraus: der Organist Sundler hatte ihn besucht, und er war äußerst glücklich gewesen, weil er nun wieder ausgehen konnte, nachdem er den ganzen Winter krank gelegen hatte. Karl Artur hatte gesagt, er müsse sich diesen Sommer pflegen, damit das alte Elend nicht im nächsten Winter wieder anfange, und der Organist hatte erwidert, er möchte nichts lieber, als nach dem Loka-Bad reisen und seine Gicht da wegbaden, aber er habe ja kein Geld dazu.

„Aber du hast ihm doch woll nit das Geld geben, was uns die Kinder g'schickt hab'n?" fuhr Anna in vorwurfsvollem Tone heftig auf.

„Meine Liebe," sagte Karl Artur, und er wurde ganz steif und feierlich, „kannst du mir eine edlere Verwendung einer Gottesgabe nennen, als sie zu einem Werk der Barmherzigkeit hinzugeben?"

Anna trat dicht auf ihn zu. Sie war bleich, und ihre tiefen Augen leuchteten wie zitternde Funken in ihrem Gesicht. Es sah fast aus, als wolle sie ihr Geld mit Gewalt zurückverlangen.

„Aber hast denn nit begriffen, was ich g'sagt hab', Mann? Daß es ein Zeichen und ein Gruß von den Kin-

dern g'wes'n sei? Denkst denn gar nit dran, wie der Sundler gegen mich g'wes'n ist, als er z'letzt hier in unserer Küch' war?"

„Vielleicht hab' ich gerade daran gedacht," erwiderte er.

Da brach Anna in ein lautes hartes Lachen aus, aber ohne alle Fröhlichkeit.

Karl Artur wendete sich ihr ungeduldig zu. „Findest du das so lächerlich?" fragte er.

„Ach nein, das nit! Aber 's ist mir was ander's eing'fallen. Möcht' woll wissen, wann der Organist zu dir kommen ist?"

„Er? Nun, es mag eine halbe Stunde her sein. Er war nicht lange hier. Du hättest ihm eigentlich auf dem Heimweg begegnen müssen."

„Denk' woll, er ist vielleicht nit so drauf aus g'wesen, mich z'treffen."

Wieder fing sie an zu lachen, unheimlich und unheilvoll. Karl Artur wurde immer steifer und würdiger. „Vielleicht wirst du so gut sein und mir sagen, warum du lachst?"

„Ich lach' nit über dich, sondern nur über mich selbst — daß ich so dumm g'wesen bin, dieser Thea von den fünfzig Reichstalern was zu sag'n! Hätt' doch wiss'n können, daß sie sie dir 'rausluchsen werd'n."

Karl Artur fühlte sich etwas ängstlich. Aus den Augen seiner Frau leuchtete eine unverkennbare Schadenfreude; er begriff, daß da etwas dahinter stecken mußte, was er nicht verstand; aber er schlug fest mit der Hand auf den Tisch, um ihr ein wenig Respekt vor ihm einzuflößen.

„Jetzt berichtest du ordentlich, worüber du so lachst!" befahl er.

Da erfuhr er endlich, wie alles zusammenhing. Aber er wollte eben durchaus nicht glauben, daß Frau Sundler ihren Mann zu ihm geschickt habe, um den Fünfzigtalerschein aus ihm herauszulocken. Das konnte wirklich nichts anderes als ein Zufall gewesen sein.

„Es ist nicht möglich," sagte er; „sich so zu betragen, wäre ja beinahe schurkenhaft. Sollte Thea ihren Mann so rasch hergeschickt haben, nachdem sie von unserem Besitz des Geldes erfahren hatte? Thea, die so edelmütig, so hochgesinnt, so gewissenhaft ist?"

„Ja, ich weiß nit, wie's z'sammenhängt, aber sonderbar ist's, daß er grad heut kommen mußt', um's Geld von uns zu verlang'n."

Obgleich Karl Artur Frau Sundler verteidigte, sah er doch so verstört aus, als wäre der Turm zu Babel vor seinen Augen eingestürzt. Anna dachte an jenen Sonntagabend vor zwei Jahren, als Thea und der Organist zu ihnen gekommen waren, um Rechenschaft wegen des Sonntagshuts zu verlangen. Die jetzige Enttäuschung ihres Mannes zu sehen, war vielleicht schon die fünfzig Reichstaler wert.

Aber eine lange Genugtuung wurde ihr nicht zuteil. Im Flur ertönten Schritte, gleich darauf wurde ein schwaches, schüchternes Klopfen an Karl Arturs Tür hörbar und Thea trat herein.

In demselben Augenblick kehrte sich Karl Artur seinem Schreibtisch zu und blätterte in seinen Papieren, ohne Frau Sundler anzusehen. Diese tat auch, als sähe sie ihn nicht, sondern wendete sich ausschließlich an seine Frau.

„Liebe Frau Ekenstedt," begann sie, „es ist mir so sehr leid. Ich hörte von meinem Manne, daß Karl Artur so außerordentlich freundlich gewesen ist und ihm fünfzig Reichstaler gegeben hat. Ich habe aber sofort zu ihm gesagt, das seien wohl die fünfzig Reichstaler, die Frau Ekenstedt verdient habe, und diese könnten wir nicht annehmen. Diese müsse Frau Ekenstedt zu einem Schrank haben, und einen solchen habe sie gewiß sehr nötig, denn jetzt habe sie es in der Küche recht ungemütlich, weil ihr ganzer Hausrat da auf Wandbrettern stehe und staubig werde.

Und so bat ich Sundler, mir den Schein zu geben, damit ich hierhergehen könne, um zu fragen, wie es sich verhalte. Ich sagte zu ihm, wenn es Frau Ekenstedts Schein sei, dann solle er lieber auch ferner seine Gicht ertragen, denn dann müßten wir ihn zurückgeben. Ist er aber Karl Arturs Eigentum, dann dürfe er ihn natürlich annehmen. Ja, ich versichere Ihnen, Frau Ekenstedt, er tat mir von Herzen leid; denn er kam so beglückt heim, weil er nun nach Loka fahren und seine Gicht wegbaden könne. Aber er verstand ja sofort, daß ich recht hatte."

In demselben Augenblick, wo sie ihren Redeschwall vollendet hatte, zog sie den Geldschein aus der Tasche und reichte ihn Anna auf dieselbe Weise, wie die Ris-Karin ihr ihn vor ein paar Stunden hingereicht hatte.

Aber Anna merkte es kaum. Ihr Blick war nicht auf Frau Sundler, sondern auf ihren Mann gerichtet. Er stand noch am Schreibtisch, ohne ein Wort zu sagen; aber mit jedem Wort, das Thea sagte, wurde er aufrechter und größer, und er wendete sich ihr mehr und mehr zu. Als sie geendet hatte, stand er mit klarer Stirne und weitgeöffneten Augen da, und die kleine Person mit den Fischaugen bekam einen Blick, um den seine Frau sie hätte beneiden können. Dann wendete sie sich Anna zu, die gerade die Hand ausstreckte, um den Geldschein zu nehmen, und da verdüsterte sich seine Stirne, seine Augenlider senkten sich und seine Arme wurden über seiner Brust gefaltet.

Ach, es gab keinen andern Ausweg! Anna mußte die fünfzig Reichstaler lieber opfern, als daß die andere wie ein Wunder von Rechtlichkeit vor ihm stehen sollte.

„B'halt den Schein nur," sagte sie zu Frau Sundler. „'s ist nit der, von dem ich dir heut vormittag g'sagt hab', 's ist ein anderer. Der hier ist Karl Arturs seiner."

„Ist es möglich, ist es wirklich möglich?" rief Thea, und sie geriet ganz außer sich vor Glück und Dankbarkeit. Aber sie sagte eigentlich nicht viel, sondern ging so eilig ihrer Wege, fast als hätte sie Angst, es könnte etwas geschehen, wodurch sie gezwungen würde, den Schein doch zurückzugeben.

Anna aber verwunderte sich, daß Karl Artur, der es doch sonst so genau mit der Wahrheit nahm, nicht zu Thea sagte, seine Frau habe gelogen; aber diesmal schien er höchst erfreut über ihre Unwahrheit zu sein.

Er begleitete Thea auf den Flur hinaus, und als er wieder hereinkam, wollte er Anna in seine Arme schließen.

„Ach, meine Liebe," rief er, „ich glaube, ich habe noch nie etwas so Großartiges erlebt! Du und Thea! Ich weiß nicht, welche von euch am bewunderungswürdigsten ist!"

Aber Anna stieß ihn zurück; mit festgeballten Fäusten

und das Gesicht vor Zorn verzerrt stand sie vor ihm. „Alles hätt' ich dir verzeih'n können, nur das nit, daß sie mir den Schein hast nehmen lassen," sagte sie, drehte sich um und verließ das Zimmer.

Das Kartenspiel

1

Sie hatte sich nicht selbst geschaffen, sie konnte nichts dafür, daß sie so war, wie sie war. Nein, sie konnte nichts dafür, daß sie zu denen gehörte, die gezwungen sind, ganz still zu schweigen, wenn sie auf jemand zornig sind. Die allerschlimmsten von dieser Art pflegen zwar sonst die Sprache wiederzufinden, wenn ein oder zwei Tage vergangen sind; aber Anna war ein so großes Unrecht widerfahren, daß sie nun schon eine Woche lang hatte die Zähne zusammenbeißen müssen, ohne ein Wort lautwerden zu lassen.

Auch war es ja jetzt gar nicht nötig, daß sie sich eine ordentliche Arbeit vornahm. Zusammengekauert saß sie auf dem Herdrand, dem Feuer so nahe wie möglich, und wiegte sich mit den Händen vor dem Gesicht hin und her. Das einzige, was sie sich vorzunehmen vermochte, war, Kaffee zu trinken. Sie besaß einen kleinen dreibeinigen Kessel, den sie während ihrer Wanderjahre ganz unten in ihrem Kramsack mit sich geführt hatte. Dieser stand nun beständig auf dem Feuer, und aus ihm trank sie eine Tasse Kaffee um die andere.

Ein wenig Ordnung mußte sie freilich im Haushalt schaffen sowie das Essen für Karl Artur kochen; aber das war auch alles. Sie *konnte* nicht mehr mit ihm am Tisch sitzen; sobald sie das Essen aufgetragen hatte, kroch sie wieder auf den Herd, und da saß sie und wiegte sich hin und her, ohne einen Blick auf ihren Mann zu werfen.

Der Mann, ja, der Mann! Wäre sie doch nur mit einem Dalburschen aus Medstuby verheiratet, einer, der begriffen hätte, wie ratlos sie da saß und wie nötig sie Hilfe brauchte! Ein solcher hätte wohl wenigstens den Kaffeekessel zum Hause hinausgeworfen und sie

selbst gezwungen, irgendeine Handarbeit vorzunehmen, und das wäre gut für sie gewesen.

Aber dieser hier! Dazwischen einmal kam er zu ihr herein, fragte sie, wie es ihr gehe, und bat herzlich, sie solle doch ein Wort sagen. Wenn sie trotzdem unentwegt schwieg, tätschelte er sie ein wenig auf die Achsel und drückte seine Überzeugung aus, daß es ihr bald besser gehen werde, und dann ging er wieder seines Weges.

Das war die ganze Hilfe, die sie von ihm bekam! O, sie verstand, was er dachte! Er hatte irgend jemand sagen hören, die Frauen würden in der Zeit, wo sie ein Kind erwarteten, oft etwas sonderbar. Und nun bildete er sich wohl ein, sie sei von etwas Derartigem angefochten.

Aber damit hing es nicht zusammen, o nein, und das hätte er verstehen müssen, er, ein gelehrter Mann! Sie hatte auch die sichere und fest begründete Überzeugung, daß er wußte, was ihr fehlte, aber eben so tun wolle, als begreife er es nicht. Er machte sich nichts aus den zehn Kindern, er wollte sie nicht wieder haben. Lieber sollte sie sich mit ihrer Qual herumschlagen.

Nein, sie hatte sich nicht selbst geschaffen, sie konnte nichts dafür, daß sie so war, wie sie war. Die Angst um die Kinder arbeitete und arbeitete rastlos in ihr und hörte nie auf. Da droben im Norden, wo die Kinder jetzt waren, gab es viele Zigeunerweiber, die in den Kirchspielen umherwanderten und bettelten. Sie hatten immer große Kinderscharen bei sich, und wenn sie keine eigenen Kinder besaßen, entlehnten sie solche von anderen Familien. Anna war nun fest überzeugt, daß die sechs kleinsten von den zehn an so eine Frau ausgeliehen waren. Sie waren in Lumpen und Säcke gehüllt worden, damit sie recht arm aussähen. Sie mußten barfuß laufen, obgleich der Schnee da droben noch kaum geschmolzen war, und sie mußten Hunger leiden, wurden geschlagen und in jeder Weise schlecht behandelt. Bettelkinder durften ja nicht wohlgenährt und froh aussehen, das ging nicht.

In demselben Augenblick, wo Anna die Kinder frisch und gesund sehen würde, wäre sie geheilt. Aber dies zu Karl Artur sagen! Das konnte sie nicht, er sollte selbst darauf kommen, ohne ihre Mahnung.

Jeder Mann daheim in Medstuby, er mochte sein, wer er wollte, würde begriffen haben, daß es dies war, was sie quälte, und er hätte das Pferd vorgespannt und wäre gleich am nächsten Tag nach dem Ekbezirk gefahren, um die Kinder zu holen. Oder wenn er ihr nicht auf diese Weise hätte helfen wollen, hätte er sie an den Haaren gepackt, sie vom Herd heruntergerissen und ihr damit seine klare Meinung kundgetan; und auch das wäre seiner Frau nützlich gewesen. Aber der Mann hier, er kam nur mit ein paar freundlichen Worten, klopfte ihr auf die Schulter und ließ damit alles beim alten!

Ach, sie war seiner so überdrüssig! Zuerst war er das Beste gewesen, was sie kannte, aber jetzt konnte sie es kaum noch ertragen, wenn er zu ihr in die Küche trat.

Eines Mittags, als er zum Essen hereinkam, saß sie mit einer kleinen Tonpfeife zwischen den Lippen am Herd und blies große Tabakwolken in die Luft. Sie wußte, dies schickte sich nicht für eine Pfarrfrau, aber sie mußte es eben tun; es war ihr geradezu befohlen worden. Und jetzt war sie äußerst neugierig, wie Karl Artur es aufnehmen würde, daß seine Frau wie ein Finnenweib rauchte.

Er sah sehr erschrocken aus, ja, tatsächlich erschrocken. Und er sagte auch sofort, er könne sich nicht darein finden, eine Frau zu haben, die Tabak rauche.

Sie sah ihn ganz erwartungsvoll an. „Jetzt wird er doch woll begreif'n, daß er mir helfen muß," dachte sie.

„Anna, wenn du die Küche mit Tabakqualm füllst, kann ich nicht hier essen, das mußt du dir klarmachen," sagte er. „Wenn du es nicht aufgibst, mußt du mir das Essen in mein Zimmer hinüberbringen."

Er wurde nicht einmal böse; geduldig und freundlich war er wie immer! Und Anna begriff, daß sie von ihm niemals Hilfe bekommen würde.

Von da an aß er in seinem Zimmer; aber er vergaß nicht, zu ihr zu kommen und nach ihr zu sehen. Wie gewöhnlich klopfte er ihr auf die Schulter und sagte ihr ein paar freundliche Worte. Auf diese Weise verging ein Tag um den anderen.

Während der ganzen Zeit hörte Anna, wie gar oft am Tage die Haustür geöffnet und wie in Karl Arturs

Zimmer laut und eifrig gesprochen wurde. Da er eine große Gemeinde zu betreuen hatte, kamen ja gar viele in amtlichen Angelegenheiten; aber eine ganze Menge suchte ihn auch auf, um mit ihm über den Zustand ihrer Seele zu sprechen, das wußte Anna. Ja, er war wohl der Rechte, an den sie sich wendeten! Wie sollte er ihnen raten können? Er, der nicht einmal seiner armen Frau helfen konnte!

Eine Woche war auf diese Weise vergangen, als Anna eines Tages merkte, daß sie mit einem unter der Schürze verborgenen Messer am Herd saß. Wie auf Befehl hatte sie das Messer an sich genommen. Daß sie das getan hatte, kam ihr gar nicht so sonderbar vor, aber sie konnte die Absicht dabei nicht verstehen. Es war nur ein ganz stumpfes Tischmesser, das sie im Schoß hatte, mit dem konnte sie weder sich selbst noch andern das geringste Leid antun.

Im Laufe des Vormittags kam Karl Artur herein und sagte, er sei nach auswärts gerufen worden und müsse auf einen Hof fahren, der in dem abgelegensten Teil des Kirchspiels liege, es sei eine Fahrt von mindestens zwei Meilen. Sie brauche also kein Mittagessen für ihn zu richten, aber er wäre dankbar, wenn sie ihm bei seiner Rückkehr etwas bereit hielte, er werde gegen sechs Uhr abends wieder da sein.

Anna erwiderte wie gewöhnlich nichts; aber als er nun hinzufügte, er meine, sie sehe an diesem Tag etwas wohler aus, und er sei überzeugt, sie werde in kurzem wieder ganz wie früher sein, da schob sie die Schürze ein wenig zurück. Als er dann die Hand ausstreckte, um ihr nach seiner Gewohnheit auf die Achsel zu klopfen, zog sie die Schürze heftig auf die Seite, und da sah er das Messer blinken.

Er fuhr zurück, wie wenn sie mit einer Kreuzotter im Schoß dagesessen hätte. Eine ganze Weile brachte er kein Wort heraus. Ganz still stand er vor ihr und schüttelte vollkommen ratlos den Kopf.

„Anna, Anna," sagte er schließlich, „du bist gewiß sehr krank. Wir müssen durchaus etwas in dieser Sache tun. Wenn ich heut abend heimkomme, werde ich sofort den Doktor bitten, zu untersuchen, was mit dir los ist."

Damit ging er. Aber jetzt hatte sie das erfahren, was sie wissen wollte. Jetzt wußte sie, daß ihr dieser Mann niemals aus ihrer Betrübnis helfen konnte.

2

Wie schön ist es, in die Welt hinauszureisen, selbst wenn man nur in einem rüttelnden Bauernwagen fährt, um auf diese Weise von den alltäglichen Sorgen wegzukommen! Man weiß ja, das, was einen plagt, ist etwas Vorübergehendes, und alles wird wieder gut, sobald das erwartete kleine Menschenkind das Licht der Welt erblickt hat. Aber die Geduld ist in der letzten Zeit doch auf recht harte Proben gestellt worden, und deshalb ist es unbeschreiblich wohltuend, ein wenig hinauszukommen und zu sehen, daß das Leben auch anderes zu bieten hat als mürrisches Wesen und Übelwollen.

Karl Artur brauchte nur an der Doktorwohnung vorbeizufahren und in die Dorfstraße einzubiegen, um Freude und Fröhlichkeit anzutreffen. Er sah rote, weiße und gelbe Tücher in der Luft flattern, auf beiden Seiten der Straße waren mit allerlei Waren gefüllte Buden aufgestellt, und auf der Fahrbahn selbst drängten sich die Menschen in buntem Gewimmel; das Pferd vor Karl Arturs Wagen konnte nur Schritt für Schritt vorwärts kommen.

Es war nämlich Jahrmarkt in Korskyrka, allerdings kein so bedeutender wie im Herbst, wo die Leute sich Vorräte für den Winter eintun mußten, aber jedenfalls war er ganz willkommen und sehr besucht. Die Händler aus Westgotland waren da und boten Baumwolltücher feil, die für die bevorstehende schöne Jahreszeit sehr gut paßten. Die Dalmänner verkauften Pflugscharen und Sensen, die man zum Pflügen und Ernten brauchte; Korbmacher bahnten sich ihren Weg, über und über behängt mit Körben, die beim Beerenpflücken im Sommer gute Dienste leisteten; Webkammacher hatten sich mit großen Bündeln Webkämmen eingefunden, und niemand hatte einen besseren Absatz als sie, weil in den langen, hellen Frühsommertagen gerade die rechte Zeit war, den Webstuhl in Gang zu setzen.

Das Ganze bot einen schönen Anblick, und was Karl

Artur vor allem gefiel, war die Freude, die aus allen Gesichtern leuchtete. Reiche Kaufleute aus Kristinehamn, Karlstadt und Örebro, die sich nicht für zu gut dünkten, selbst mit ihren Waren herumzureisen, standen in ihren Buden in prächtigen Pelzmänteln und Seehundfellmützen und grüßten ihre Kunden mit holdem Lächeln. Die Dalmädchen standen buntfarbig und lustig hinter ihren einfachen Ständen, auf denen sie ihre Waren ausgebreitet hatten, während die Einwohner des Ortes Freunde und Bekannte mit jener natürlichen Fröhlichkeit begrüßten, die man im Frühjahr fühlt, wenn es aus ist mit der Kälte und dem schlechten Wetter und dem Eingesperrtsein. Der Branntwein trug wohl auch das Seine zu der guten Laune der Leute bei, das war nicht zu leugnen; aber um diese Tageszeit sah man noch keine Betrunkenen, höchstens war man ein wenig übermütig und lachlustig.

An einer Stelle war das Gedränge so groß, daß das Gefährt nicht weiterkommen konnte, sondern warten mußte. Karl Artur beklagte sich nicht darüber, er erfreute sich an den vielen kleinen lustigen Auftritten, die sich im Jahrmarktgewimmel abspielten. Vor einem Stand, wo man prächtige eigengewebte baumwollene Tücher aus Westgotland verkaufte, stand ein alter, kleiner, dürftig aussehender Kätner mit einem schönen jungen Mädchen an der Hand. Der Alte hatte wohl schon einen oder auch mehrere Gläser getrunken, und die Frühlingsonne hatte das übrige getan; er war von einem glückseligen Übermut ergriffen und rief dem Verkäufer mit lauter Stimme zu: „Bonander, Bonander, was kostet die rote Mütze? Was kostet die rote Mütze, Bonander, Bonander?“ Aber die rote Mütze, die er seiner Tochter kaufen wollte, war ein schöner Strohhut mit seidenem Futter und langen rosaseidenen Bändern. Der Kaufmann hatte ihn vorne an seinem Stand aufgehängt, um damit die vornehmsten Damen herbeizulocken, und als nun der Kätner ihn haben wollte, geriet er in Verlegenheit und tat, als hörte er nicht, was der Alte rief. Aber dies hatte zur Folge, daß der Kunde nur immer lauter sein „Bonander, Bonander, was kostet die rote Mütze?“ schrie.

Die Menge brach in helles Gelächter aus, die Gassenjungen äfften den armen Alten nach; aber Karl Artur fand ihn rührend, ihn, der sich nichts anderes denken konnte, als daß der schönste Hut auf dem Markte eine vollkommen passende Kopfbedeckung für seine Tochter wäre.

Das Gefährt hatte sich kaum wieder in Bewegung gesetzt, als es schon aufs neue anhalten mußte. Diesmal war es ein Bewohner des Bergwerkdistrikts, ein stattlicher Mann in mittlerem Alter, vorzüglich gekleidet und mit klugem, schönem Gesicht, der eine große Menge Leute um sich versammelt hatte. Er stand mitten unter ihnen, sehr ernst und sehr würdig, aber dann machte er plötzlich einen hohen Sprung und knipste mit den Fingern.

„Jetzt bin ich richtig betrunken!" rief er. „Ei, wie lustig ist doch das!"

Im nächsten Augenblick war er wieder ernst, stand eine Weile würdig und schweigend da, dann kam unerwartet derselbe Satz und dasselbe Knipsen mit den Fingern. „Jetzt bin ich doch richtig betrunken!" rief er wieder. „Ei, wie lustig ist das doch!"

Die Umstehenden fanden das höchst komisch; aber Karl Artur, der jede Trunkenheit verabscheute, fand den Auftritt unangenehm und wendete den Kopf weg, bis ihm sein Fuhrmann erklärte, das Ganze sei nur ein Spaß. „Der dort ist ebensowenig betrunken wie ich," sagte er. „Auf jedem Jahrmarkt, den er besucht, steht er so da und spielt sich auf, nur um die Leute zum Lachen zu bringen."

Karl Artur tat seine Frau leid, die daheim zusammengekauert auf dem Herd saß und nicht die geringste Ahnung von dem fröhlichen Leben hatte, das sich ganz in ihrer Nähe abspielte. „Wie schade, daß sie nicht hierherkommt!" dachte er. „Sie würde vielleicht die eine oder andere von ihren früheren Kameradinnen treffen, denen sie ein gutes Andenken bewahrt. Es würde sie aus ihrem Trübsinn, der sie jetzt so bedrückt, herausreißen."

Seine Gedanken wurden indes bald in eine andere Richtung gelenkt. Wie es auf den Märkten zu gehen pflegt, hatten sich auch viele lose Vögel, Gauner und andere Vagabunden eingefunden, deren hauptsächlichster Ernährungszweig im Pferde- und Uhrentauschhandel be-

stand. Einer von diesen Schelmen kam nun in voller Karriere auf der Straße dahergefahren, wahrscheinlich um irgendeinem Liebhaber zu zeigen, was sein Pferd leisten konnte. Karl Artur sah ihn schon von weitem: einen dunkeln, schlanken Mann, der aufrecht auf dem Kutschersitz stand, um die Peitsche besser über einer kleinen gelben Schindmähre schwingen zu können.

Der Kerl kreischte und fluchte, der Gaul stürzte wild vor Schrecken vorwärts, die Leute flohen auf die Seite, um nicht überfahren zu werden. Auch Karl Arturs Fuhrmann suchte auszuweichen; aber das Gedränge hinderte ihn daran, und einen Augenblick sah es aus, als müßten die beiden Gefährte aufeinanderstoßen.

Doch in der letzten Minute rief der Pferdehändler seinem Pferd ein paar beruhigende Worte zu und zerrte an den Zügeln. Als es darauf ganz langsam an dem jungen Pfarrer vorbeitrottete, zog er höflich seine Mütze, von der der halbe Schirm abgerissen war.

„Gehorsamer Diener, Vetter!“ rief er. „Ei der Tausend, wie abgemagert du doch aussiehst! Wirf den schwarzen Rock ab und komm zu mir! Das ist ein Leben, das auch verschlägt!“ Er hieb auf den Gaul los, der sich gleich in Trab setzte, und Karl Artur, ob der Begegnung etwas in Verlegenheit, befahl seinem Fuhrmann, sich Mühe zu geben, eiligst aus dem Jahrmarktgetriebe hinauszukommen.

Als sie glücklich die große Landstraße erreicht hatten, versank der junge Pfarrer in Gedanken. Er dachte an seinen Vetter Göran Löwensköld von Hedeby, der als junger Mensch aus dem elterlichen Gut davongelaufen war, sich mit Zigeunern und andern losen Vögeln zusammengetan und nie die geringste Lust bezeugt hatte, je wieder in ein geordnetes Leben zurückzukehren.

Bis jetzt hatte Karl Artur diesen Vetter immer als einen verkommenen, mißratenen Menschen angesehen, für einen Schandfleck der Familie, doch an diesem Tage war er weniger geneigt, dieses harte Urteil über ihn zu fällen. Das Leben eines solchen Landstreichers war vielleicht nicht so ganz ohne Reiz. Da herrschte Freiheit, da regierte das Unerwartete. Hinter jeder Straßenecke schaute ein Abenteuer hervor. So ein Mann brauchte

keine Predigten zu machen, die an einem bestimmten Tag fertig sein mußten, keine langweiligen Protokolle zu führen, keinen schleppenden Kirchenratssitzungen vorzustehen. Vielleicht hatte der Vetter gar keine so ganz verwerfliche Wahl getroffen, als er die Gesellschaftszimmer eines Herrenhofes mit der Landstraße vertauschte.

Karl Artur wußte selbst recht gut Bescheid über die Landstraße. Während seiner Universitätszeit, wo er viermal im Jahr zwischen Karlstadt und Upsala hin und her gefahren war, hatte er nähere Bekanntschaft mit ihr gemacht. Viele sorglose Tage hatte er da erlebt. Mit Wonne erinnerte er sich an die in bunten Blumen prangenden Wegränder, an die schönen Aussichten von den Gipfeln der Hügel aus, an die Zubereitung seiner Wegzehrung in den Wirtshäusern, an die Unterhaltungen mit den aufgeräumten Wagenführern, die ihn im Lauf der Jahre immer wieder erkannten und verwundert fragten, ob er denn in Upsala bleiben wolle, bis er so weise sei wie der König Salomo?

Karl Artur, der von jeher das Leben in der freien Natur geliebt, waren die Reisen auf der Landstraße ihrer selbst wegen liebgewesen. Während sich andere darüber beklagten, hatte er im stillen gedacht: „Ich weiß nicht, warum sie jammern; die Landstraße ist von jeher mein Freund gewesen. Mir gefallen die steilen Hügel, dadurch kommt Abwechslung in die Reise. Die tiefen, einförmigen Wälder haben eine eigene Fähigkeit, die Phantasie anzuregen. Schlechte Wege sind mir auch nicht ganz verhaßt. Eine gebrochene Radachse hat mir einmal in einer Ortschaft Freunde verschafft, und ein Schneesturm führte mich sogar als Gast in ein Grafenschloß.“

Während er so in seine Betrachtungen versunken, die der Anblick seines Verwandten in ihm erweckt hatte, dahinfuhr, geschah etwas Unerwartetes. Ein ganz neuer Gedanke flammte in ihm auf. Wie ein Blitz direkt vom Himmel herunter schlug er ein. So bestürzt war er darüber, daß er sich im Gefährt aufrichtete und einen Schrei ausstieß.

Der Fuhrmann zog die Zügel an und schaute sich um. „Sie haben doch wohl Ihren Talar nicht vergessen, Herr Magister?“ fragte er.

Karl Artur setzte sich wieder und beruhigte den Mann. Nein, er habe sicherlich nichts vergessen, alles sei in bester Ordnung. Im Gegenteil, er habe etwas Vergessenes wiedergefunden.

Dann saß er während der ganzen Fahrt mit gefalteten Händen und in den Augen den strahlenden Widerschein seines neuen Gedankens still da.

Ganz richtig, wie er zu dem Fuhrmann gesagt, war es nichts Neues, was er herausgefunden hatte. Hunderte, ja, vielleicht Tausende von Malen hatte er im Evangelium Matthäi die Worte gelesen, die Jesus sagte, als er seine Jünger aussandte, um die Botschaft von dem nahe herbeigekommenen Himmelreich zu verkündigen. Aber noch nie hatte er die volle Bedeutung dieser Worte erfaßt. Jetzt erst meinte er, Jesus habe seinen Aposteln tatsächlich befohlen, als arme Wanderer, ohne Stecken und ohne Tasche, umherzuziehen und die selige Botschaft in die Häuser am Wege, in die Hütten ebenso wie in die Schlösser zu bringen. Sie sollten sich auf den Märkten einstellen und die Leute um sich versammeln, sollten die Reisenden bei ihrer Rast in den Herbergen anreden, sollten sich mit anderen Wegfahrern ins Gespräch begeben, allüberall das Wunder des Himmelreichs verkündigend.

Wie war es möglich, daß er nicht früher schon daran gedacht hatte, diesem Befehl, der doch mit klaren, deutlichen Worten gegeben worden war, zu gehorchen? Er war, gerade wie andere Pfarrer, ruhig auf seiner Kanzel stehengeblieben und hatte erwartet, daß die Menschen zu ihm kommen sollten. Aber so hatte es Jesus nicht haben wollen. Seine Absicht war eine andere gewesen: Um zu den Menschen zu gelangen, sollten die Jünger auf Straßen und Gassen hinausziehen.

Er, Karl Artur, hatte seinen eigenen Plan, einen selbstgeschaffenen Plan. Ein irdisches Paradies hatte er schaffen wollen, das den Menschen ein Vorbild sein sollte. In diesem Augenblick begriff er, warum es mißglückt war. Er begriff, warum ihm soviel Widerstand begegnet, warum er seiner Beredsamkeit beraubt worden, warum er so großes Unglück verursacht hatte. Er hatte das Unrichtige gewählt, das hatte Gott ihm zeigen wollen. Christus wünschte nicht, daß seine Diener innerhalb von vier

12*

Wänden festsitzen sollten. Ein fliegender Vogel, ein freier Wanderer, ein armer Wanderer, der im Schoße der Natur lebte, so allein sollte der rechte Diener des Heilands sein. Essen und Trinken sollte er von der Gnade des Himmels empfangen, hungern und dürsten, wie es Gott gefiel. Er durfte in einem Bett schlafen, wenn es Gott für ihn zurechtmachte, und wenn er eines Morgens, vom Sturm in eine Schneewehe getrieben, tot aufgefunden wurde, so bedeutete das nur, daß Gott den müden Wanderer zu seiner Herrlichkeit heimberufen hatte.

„Das ist der Weg der vollkommenen Freiheit," dachte er in seligem Entzücken. „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast finden lassen, ehe es zu spät ist!"

„Wenn ich heimkomme," murmelte er vor sich hin, „will ich an den Bischof schreiben. Ich werde ihn bitten, mich meines Amtes in Korskyrka zu entheben, und dann werde ich aus der schwedischen Staatskirche austreten. Prediger will ich natürlich auch ferner sein; ich will keine neue Lehre verkündigen, aber ich will auch keinem Kirchengesetz und Bischof und Konsistorium mehr untertan sein.

Jesu Lehre will ich verkündigen in der Weise, die er selbst bestimmt hat, ich will ein ‚Landstreicher' unseres Herrn sein, ein Bettelpfarrer, ein Narr Gottes."

Ganz hingerissen vertiefte er sich in diese Phantasien. Das Leben schien ihm einen neuen Sinn bekommen zu haben; wieder war es reich und hinreißend.

„Meine Frau kann ja auch ferner in meinem Hause wohnen," dachte er. „Sie wird da glücklich sein, wenn sie mich los ist. Sie wird die zehn Kinder zurückkommen lassen. Annas wegen brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Sie kann sich durch ihre eigene Arbeit alles verschaffen, was sie nötig hat."

Auf einmal meinte er aller Schwierigkeiten enthoben zu sein. Sein Herz klopfte mit leichten Schlägen wie in einem tanzenden Rhythmus, und das erfüllte ihn mit unendlichem Wohlbehagen.

3

Karl Artur konnte nicht bis sechs Uhr zu Hause sein, es war fast acht Uhr, als er vor seiner Wohnung aus dem Gefährt stieg.

Als er ein paar Augenblicke später die Küchentür öffnete — ach, er hatte seit langer Zeit diese Tür nicht in so froher Stimmung aufgemacht! — hielt er jäh auf der Schwelle an, so verwundert war er über den Anblick, der sich ihm darbot.

Seine Frau hatte ihren Platz auf dem Herd verlassen; sie saß jetzt am Tisch vor dem Fenster und spielte mit zwei fremden Männern Karten. Gerade als Karl Artur eintrat, warf sie eine Karte auf den Tisch und rief laut und lustig: „Schippen! Und kein Trumpf da!“

„Doch, Anna, mein König ist da und sticht deine Karte,“ sagte einer der Mitspieler, indem er seine Karte herausschleuderte.

In diesem Augenblick wurde das Spiel abgebrochen. Man hatte Karl Artur bemerkt, der mit bestürztem Gesicht unter der offnen Tür stand.

„'s sind zwei Kameraden von mir aus meiner Hausiererzeit, die mich b'sucht hab'n,“ sagte seine Frau, ohne aufzustehen. „Wir unterhalt'n uns mit 'nem Spiel, wie wir's früher g'macht hab'n, wenn wir am Jahrmarkt im Wirtshaus beisammen g'wesen sind.“

Jetzt trat Karl Artur näher, und die beiden Männer standen vor ihm auf. Der eine trug eine schwarze, bis zum Hals herauf zugeknöpfte Plüschweste und einen langen Schoßrock aus schwarzem Düffel. Er hatte ein rotes Gesicht, einen Kahlkopf und sah freundlich und wohlwollend aus. Karl Artur erkannte in ihm jenen Kaufmann Bonander wieder, der den schönen roten Hut vorne an seinem Stand hängen gehabt hatte. Der andere war ein Dalbursche im langen Schafpelzrock, ein schöner Mann mit regelmäßigen Zügen und über der Stirn kurzgeschnittenem, aber an den Ohren recht langem Haar.

„Der da ist August Bonander von Mark,“ sagte Anna. „'s ist einer, der in einer festen Bude auf'm Jahrmarkt steht und zwischen'nein seine Waren mit'm Wagen 'rumfährt. Muß mich nur wundern, daß er so 'ne arme

Person aus Dalarne wie mich und den Korp Lars dort, der sich mit dem Kramsack auf'm eig'nen Buckel im Land' 'rumschlagen muß, b'suchen will."

Der Mann aus Westgotland machte eine höfliche Handbewegung, wie wenn er ein allzu geringes Angebot eines Kunden abweisen wollte. Er fing an zu reden und sagte, wie geehrt er sich immer gefühlt habe, mit so einem Prachtmädel von einer Hausiererin wie Anna Svärd Umgang zu pflegen. Aber Karl Artur unterbrach ihn.

„Die Freunde meiner Frau sind immer willkommen," begann er, „aber ich muß sofort sagen, daß das Kartenspielen in meinem Hause verboten ist."

Das wurde zwar freundlich, aber mit großer Würde gesagt. Die beiden Männer wurden ein wenig rot und sahen sich unsicher um; aber Anna hatte sofort ihre Antwort bereit.

„Unsinn!" rief sie. „Willst uns woll hier unsern Spaß verderb'n! Geh' du zu dir in die ander' Stub'! Hab' dein Abendbrot 'neing'stellt, uns aber laß in Ruh'!"

Karl Artur, der seine Frau noch niemals in solchem Tone mit sich reden gehört hatte, fühlte bei diesen Worten einen unbeschreiblichen Schmerz in sich aufsteigen; aber er beherrschte sich und sagte ebenso ruhig und höflich wie vorher: „Kann man denn nicht auch behaglich beisammensitzen und sich unterhalten? Alte Freunde haben meist gar viele Erinnerungen aufzufrischen?"

„Spiel' aus, August!" sagte Anna. „Jetzt bist du dran. Der dort gibt nit nach, bis er de' Leut' alles g'nommen hat, was sie gern hab'n."

„Anna!" rief Karl Artur in scharfem Ton.

„Jawoll! Hast mir vielleicht nit die dreitägig' Hochzeit g'nommen? Hast mir nit's Pfarrhaus g'nommen, das ich hätt' hab'n soll'n? Hast mir nit die Kinder und die fünfzig Reichstaler g'nommen? Und jetzt willst mir auch noch's Kartenspiel nehm'n! Spiel' aus, August!"

Der Angeredete folgte der Aufforderung nicht. Er und der Mann aus Dalarne saßen ganz still da und warteten, bis der Streit zwischen den Eheleuten zu Ende sein würde. Keiner von den beiden war berauscht, und es ist fast anzunehmen, daß es Karl Artur gelungen wäre, sie im guten vom Kartenspielen abzubringen, wenn er nur seine

Ruhe hätte beibehalten können. Aber er wurde ungeduldig, weil seine Frau ihm zu widersprechen wagte, überdies in Gegenwart Fremder. Er streckte die Hand aus, um ihre Karten an sich zu reißen.

Im selben Augenblick aber machte Korp Lars, der mit einem mächtigen Sack voll eiserner Waren auf dem Rücken im Lande umherzog, eine Bewegung mit dem Arm. Es war nur eine kleine, kaum bemerkbare Bewegung; aber Karl Artur fuhr zurück wie eine weggejagte Fliege und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht ein Stuhl im Wege gestanden hätte. Einen Augenblick blieb er nach dem plötzlichen Überfall keuchend sitzen, da er aber nun schon seit Wochen jeden Tag ein paar Stunden Holz gespalten hatte, fehlte es ihm nicht an Körperkraft. Er wollte auf den Widersacher losstürzen; doch da preßte ihm ein fester Griff beide Arme an den Körper, dann wurde er aufgehoben und in sein eigenes Zimmer hinübergetragen. Alles geschah vorsichtig und bedächtig, man hätte kaum von Gewalt reden können. Durch einen Stoß flogen die Türen auf, er wurde vorsichtig auf sein Bett gelegt und dort ohne ein Wort allein gelassen.

Da lag er nun zähneknirschend vor Zorn und der erlittenen Demütigung. Aber vom ersten Augenblick an wußte er auch, daß hier nichts zu tun war. Die Stärke des anderen war geradezu überwältigend. Wenn er nicht zum Vogt eilen und Leute herbeischaffen wollte, die die beiden Fremden aus dem Hause jagten, konnte er durchaus nichts unternehmen.

Mehrere Stunden lang lag er so auf seinem Bett und und lauschte nach der Küche hinüber. Das Lachen und Schwatzen sowie das Aufklatschen der Karten auf dem Tisch, wenn irgendein großer Trumpf ausgespielt wurde, drang durch die dünnen Wände zu ihm herüber. Wahnsinniger Haß gegen seine Frau war in ihm aufgestiegen, und er schmiedete wilde Rachepläne, die er ausführen wollte, sobald die beiden Männer das Haus verlassen hätten.

Endlich gingen sie auch ihrer Wege, und seine Frau begab sich in ihre Schlafkammer. Es wurde ganz still im Hause.

Nun stand er auf, schlich sich durch den Flur nach der Schlafstube seiner Frau; aber siehe, der Schlüssel war abgezogen.

Er wetterte ein paarmal gegen die Tür, bekam aber keine Antwort. Darauf ging er in sein eigenes Zimmer zurück, holte ein Licht und eilte damit in die Küche, in der Hoffnung, da irgendein Werkzeug zu finden, womit er die Schlafstubentür seiner Frau aufbrechen könnte.

Das erste, was ihm in der Küche in die Augen fiel, war das Kartenspiel, das noch mitten auf dem Tische lag, und nun meinte er, die Gelegenheit benützen zu müssen, diesen seinen Feind zu vernichten.

„Anna hab' ich in gutem Gewahrsam. Sie wird mir nicht entgehen," dachte er.

In der Tischlade fand er eine Schere, und nun fing er an, das Kartenspiel zu zerschneiden. Jede Karte wurde einzeln ganz gut und methodisch, aber mit wahnsinnigem Eifer, in kleine, dreieckige Stücke zerschnitten. Aber die zweiundfünfzig Karten machten ihm viel Arbeit, und er war erst fertig, als schon die Morgensonne durch die Fensterscheiben hereinlugte.

Unterdessen war der heißeste Zorn verrauscht. Ihn fröstelte, er fühlte sich unbehaglich und unerhört schläfrig.

„Nun muß es eben bis zum Morgen warten," dachte er. „Aber einen kleinen Gruß soll sie jedenfalls von mir vorfinden."

Er griff in den vor ihm liegenden Haufen Schnipsel und streute alle die kleinen Fetzchen lachend in der Küche herum. Handvollweise säte er sie umher, wie ein Ackermann seinen Samen ausstreut; ja, er gab wohl acht, daß sie jeden Fleck bedeckten. Als er fertig war, sah der Küchenboden aus wie ein Ackerfeld nach einem leichten Schneefall.

Der Boden war alt und splitterig, mit großen Ritzen zwischen den Brettern. Die Hausfrau würde eine ordentliche Arbeit haben, bis sie diese scharfkantigen Schnipsel, die sich in jeder Unebenheit festsetzten, fortgescheuert hätte.

Die Begegnung

1

Endlich war der Tag gekommen, wo sie wieder zusammentreffen und miteinander reden sollten, jene beiden, die sich vor drei Jahren in der alten Propstei zu Korskyrka geliebt hatten; sie, die jetzt eine vornehme Dame war, eine liebreizende und zugleich lebenstüchtige Persönlichkeit, die überall, wohin sie kam, Glück um sich verbreitete, und er, der arme Pfarrer, der immer auf ungebahnten Wegen vorwärts kommen wollte und vom Schicksal dazu ausersehen zu sein schien, allen denen, die er liebte, Unglück zu bringen.

Und wo sollten sie zusammentreffen, wenn nicht in demselben Propsteigarten, der Zeuge ihrer Liebe, zugleich aber auch des traurigen Streites, der sie getrennt hatte, gewesen war? Allerdings stand der Garten noch nicht in seiner Sommerpracht; er hatte im Gegenteil eine überaus schattige Lage, weshalb dort der Frühling mindestens einen Monat später eintraf als sonstwo; die Hecken waren noch nicht belaubt, das braune Herbstlaub war noch nicht von den Wegen weggeharkt, ja, da und dort lag noch ein Häuflein schmutziggrauen Schnees wie ein kleines Schutzdeckchen auf einer Rasenbank. Aber hierher wurden eben die beiden durch die Macht des hier Erlebten und nie Vergessenen gelockt.

Charlotte war mit der alten Frau Forsius an demselben Tage in der Propstei eingetroffen, wo im Kirchspiel der Jahrmarkt stattfand und Karl Artur in amtlicher Angelegenheit seine Fahrt über Land machte. Charlotte hätte ihre geliebte Pflegemutter auch den Sommer über gern auf Groß-Sjötorp festgehalten; aber es wäre doch zu grausam gewesen, die geschäftige, tatkräftige Dame von der Rückkehr in die Propstei abzuhalten, jetzt, wo die schöne Zeit für alle Frühjahrsarbeiten herannahte. Die Pröpstin sprach von ihrem innigen Wunsche, noch einmal in das Zimmer des seligen Propstes gehen und sich dort auf das Sofa setzen zu können, um die Stöße der grauen Faszikel ihres Mannes, den Schreibstuhl, das Pfeifenbrett, alles das, was ihr das Bild des lieben

Heimgegangenen hervorrief, zu betrachten. Aber Charlotte ließ sich nicht irremachen. Sie wußte, es war nicht das allein, was die gute Frau Forsius in ihr Heim zurückrief. Da noch kein neuer Propst ernannt war, hatte sie sich ausgebeten, auch weiter in der Propstei wohnen zu dürfen, und jetzt galt es für die gute Frau, die Ehre des Hauses aufrechtzuerhalten, dafür zu sorgen, daß die Rabatten des Rondells ebenso wohlgepflegt, der wilde Wein ebenso gut beschnitten, die Kieswege ebenso kunstvoll geharkt und die Rasenflächen ebenso gleichmäßig grün waren wie zu Lebzeiten des geliebten Gatten.

Charlotte wollte ein paar Tage in der Propstei verweilen, damit Frau Forsius sich etwas an die Einsamkeit gewöhne, und sie hatte sich das Vergnügen, in ihrem Mädchenstübchen schlafen zu dürfen, ausgebeten. Es war fast, als wollte sie den alten Wänden zurufen: „Seht, hier bin ich nun, ich, Charlotte! Ihr erkennt mich natürlich nicht wieder! Seht mein Kleid an, meinen Hut, meine Schuhe, und vor allem betrachtet mein Gesicht! Seht, so sieht ein glücklicher Mensch aus!"

Sie trat vor den Spiegel, der schon in ihrer Jungmädchenzeit da gehangen hatte, und betrachtete ihr Bild genau.

„Alle Welt sagt, ich sei jetzt wenigstens dreimal so schön als früher, und ich glaube, alle Welt hat recht."

Plötzlich erblickte sie hinter ihrem eigenen strahlenden Bild ein blasses Mädchenantlitz, in dem zwei düster brennende Augen leuchteten. Da wurde sie ganz ernst. „Jawohl," fuhr sie fort, „ich hab' mir doch gedacht, daß wir uns hier treffen würden. Armes Mädchen, wie unglücklich warst du damals! Ja, die Liebe, die Liebe!"

Hastig wendete sie sich vom Spiegel weg. Sie war wahrhaftig nicht hierhergekommen, um sich in die Erinnerungen an jene furchtbare Zeit, als ihre Verlobung mit Karl Artur in die Brüche gegangen war, zu vertiefen.

Man kann übrigens keineswegs sicher sein, ob sie das, was ihr damals im Sommer 1835 widerfahren war, als ein Unglück betrachtete. Die reiche Frau Charlotte Schagerström wußte eins sehr gut: das, was ihrem Antlitz seinen ganz besonderen Reiz verlieh, der Zug un=

befriedigter Sehnsucht, als ob die herrlichsten Gaben des Lebens ihr versagt geblieben wären, diese poetische Wehmut, die in jedem Manne die Frage aufsteigen ließ, ob nicht am Ende er dazu berufen sei, ihr das erlangte Glück zu schenken, das, ja gerade das hatte sie von der armen, verschmähten Charlotte Löwensköld als Erbe übernommen.

Aber diese Sehnsucht, diese Wehmut, die sich über ihr Gesicht breitete, sobald es in Ruhe war, hatte sie etwas zu bedeuten? War diese strahlende, immer frohe, immer mutige und allzeit genußfreudige Charlotte Schagerström nicht glücklich? Bewahrte sie in ihrem Herzen immer noch die Liebe zu dem Geliebten ihrer Jugend? Ach, um die Wahrheit zu sagen, sie selbst hätte diese Fragen wohl kaum beantworten können! Sie lebte glücklich mit ihrem Manne; aber eins mußte sie sich selbst zugestehen: noch jetzt, nach dem dreijährigen Ehestand, war für ihn noch niemals jene starke, alles beherrschende Leidenschaft in ihr aufgequollen, die einst ihre Seele für Karl Artur Ekenstedt hatte erglühen lassen.

Seit sie in die große Welt hinausgekommen war, hatte sie selbst oft gefühlt, daß ihre Ansprüche sich gesteigert hatten, sowohl in Beziehung auf Menschen als auch auf vieles andere. Vor dem roten Propsteigehöfte sowie auch vor dem steifen Salon der Frau Pröpstin hatte sie alle Ehrfurcht verloren. Vielleicht hatte sie auch den Geschmack an dem armen Landpfarrer verloren, der sich mit einer Hausiererin verheiratet hatte und in einem Häuschen von nur zwei Stuben wohnte.

Auch hatte sie nur einen einzigen Versuch gemacht, ihn nach seiner Rückkehr nach Korskyrka wiederzusehen, und als dieser Versuch mißlang, hatte sie sich eher befriedigt darüber gefühlt. Es wäre ihr nicht lieb gewesen, wenn diese Begegnung ihr eine Enttäuschung gebracht hätte; wenn sie aber keine Enttäuschung geworden wäre, hätte sie eine solche noch weniger gewünscht.

Aber obgleich sie nicht mit Karl Artur zusammentreffen wollte, konnte sie es doch nicht lassen, mit einer Art mütterlicher Fürsorge über ihm zu wachen. Durch die Pröpstin war sie über die äußeren Geschehnisse seines Lebens auf dem laufenden gehalten worden, über seine

Heirat und seine Häuslichkeit, über Theas gefährlichen Einfluß und die Tüchtigkeit seiner Frau. Niemand hatte sich mehr darüber gefreut als Charlotte, daß er offenbar in diesem letzten Winter die Achtung und Ergebenheit der Gemeindeglieder wiedergewonnen hatte, demzufolge überdies von den verschiedensten Seiten der Wunsch laut geworden war, wenn doch nur sein Alter und seine Verdienste genügten, um ihn zum Nachfolger des verehrten Propstes Forsius in Korskyrka zu machen!

Charlotte, die nach ihrer Hochzeit die schlechte Gewohnheit des Spätaufstehens angenommen hatte, erschien am nächsten Tag erst beim Frühstück. Da war Frau Forsius schon ein paar Stunden auf den Beinen gewesen. Sie hatte eine Runde durch das Gehöft gemacht, hatte am Hoftor gestanden und die ihr liebgewordene Aussicht nach dem See und der Kirche betrachtet, hatte auch mit den Vorübergehenden geplaudert und Neuigkeiten eingesammelt.

„Denk' dir nur, Charlotte," begann sie nun. „Ach, dieser Karl Artur! Ich kann mir ja nicht helfen, ich hab' ihn immer noch lieb, aber er ist jedenfalls noch ganz derselbe wie früher."

Darauf berichtete sie, daß Karl Artur die horrible Dummheit begangen habe, die zehn Kinder fortziehen zu lassen.

Charlotte saß ganz bestürzt da. Wie früher schon oft fühlte sie, wie vergeblich es doch war, etwas für Karl Artur zu tun. Es gab eine Macht, die ihn unrettbar seinem Untergange zuführte.

„Ja, ist es nicht ein Unglück?" fuhr Frau Forsius fort. „Weißt du, ich habe weder den Doktor gemacht, ja nicht einmal so viel wie ein ärmliches Pfarrerexamen, aber so viel versteh ich doch, daß ich lieber ins Gefängnis gegangen wäre, als mir von irgend jemand die Kinderschar entreißen zu lassen."

„Er hat es wohl nicht mit ihnen ausgehalten," erwiderte Charlotte, die sich sofort an ihren Besuch in Karl Arturs Küche erinnerte, an die dumpfige Luft, den Lärm, den Staub, die Überfülle von Gerätschaften, Betten und Menschen.

„Ausgehalten!" sagte die Pröpstin mit einer verächt-

lichen Gebärde. „Als ob sich die Leute nicht an Schlimmeres gewöhnen könnten! So verrückt wie er sich auch alles eingerichtet hat, so sah es jetzt doch danach aus, als ob Gott ihm noch zu helfen gedächte. Verlaß dich darauf, hätte er die Kinder bei sich behalten, dann hätte er seine Tage als Propst hier in Korskyrka beschließen können."

„Aber die Frau?" fragte Charlotte eifrig. „War sie denn damit einverstanden, daß die Kinder fortgeschickt wurden?"

„Gewiß nicht. Sie verlangte nichts weiter, als sie behalten zu dürfen. Ich habe Per-Ers-Mutter drunten am Hoftor gesprochen. Thea soll dahinter stecken, davon ist sie fest überzeugt!"

„Thea! Aber du hattest ihr ja verboten —"

„Ach, verboten — — Ja, sie haben sich vielleicht nicht in seinem Hause und auch nicht in ihrem getroffen; aber in einem so kleinen Nest wie hier konnten sie es kaum vermeiden, sich zu begegnen. Per-Ers-Mutter hat einmal mit Thea in des Doktors Wartezimmer gesessen, und da dauerte es keine fünf Minuten, als auch schon Karl Artur erschien. Und dann hat Thea sofort mit ihm davon angefangen, daß er die Kinder fortschicken solle."

Frau Forsius und Charlotte sahen einander erschrocken und unschlüssig an. Ein sehr gut ausgeheckter Plan war am Auseinanderfallen.

Man war nämlich übereingekommen, daß einige der einflußreichsten Männer des Kirchspiels gerade an diesem Vormittag eine Zusammenkunft im Gasthause haben sollten. Wichtige Vorschläge waren gemacht worden. In Korskyrka, wo man immer darauf bedacht war, mit der Zeit Schritt zu halten, war seit einiger Zeit von der Errichtung einer Volksschule die Rede gewesen. Und das war noch nicht alles. Das Kirchspiel hatte an Einwohnerzahl außerordentlich zugenommen, und so hielt man es für unmöglich, daß ein einzelner Mann die ganze Seelsorge übernehmen könnte. Man dachte deshalb daran, einen zweiten Geistlichen anzustellen, der sowohl Pfarrhaus als Besoldung bekäme. Damit aber nun all dies der Gemeinde nicht zu große Lasten auferlegte, hatte man beabsichtigt, die neue Stelle des zweiten Geistlichen mit der des Volksschullehrers zu vereinigen, so daß beide

von ein und derselben Persönlichkeit verwaltet würden. Und diese Person sollte niemand anders sein als Karl Artur.

Diese Vorschläge mußten natürlich vom Kirchengemeinderat entschieden werden; da sie aber große Kosten verursachten, hatte man eine vorbereitende Sitzung einberufen, um die Leute zu ermitteln, die ein Wort mitzusprechen hatten und tätige Hilfe leisten würden.

Ganz sicherlich hatte wohl niemand eine Ahnung davon, daß dieser Plan Charlottes klugem Gehirn entsprungen war. Sie hatte es recht geschickt verstanden, die große Liebe, die die Leute für Karl Artur hegten, zu benützen und die Sache in Fluß zu bringen, ohne selbst in Erscheinung zu treten. Bei seiner Jugend konnte Karl Artur ja unmöglich erster Geistlicher in einem so großen Pastorate werden, das war jedermann klar, und so fand man diese neuen Pläne ganz dazu geeignet, Karl Artur dauernd in der Gemeinde zu behalten.

Kann man sich da verwundern, wenn die Neuigkeiten, die die Pröpstin berichtete, Charlotte ganz außer sich brachten? Nun war es schon so gut wie gelungen gewesen, Karl Artur eine feste Stelle und eine anständige Besoldung zu verschaffen, und nun mußte diese Thea dazwischen kommen! Sie, die ihn liebte, hätte die Sachlage doch verstehen müssen! Die wunderbare Tatsache, daß ein armer Pfarrer die ganze Sorge für so eine große Kinderschar auf sich genommen, dieses Wunder war es gewesen, das Karl Artur seine jetzige Stellung verschafft hatte.

Charlotte sah auf die große Standuhr im Eßzimmer und stieß einen kleinen Seufzer aus.

„Es sind nur noch zehn Minuten bis zehn Uhr," sagte sie. „Die Sitzung wird bald anfangen."

Sie wußte selbst am besten, welche Anstrengungen und welche Schlauheit es sie gekostet hatte, diese Sitzung zustande zu bringen. Nicht am wenigsten schwierig war es gewesen, Schagerström so weit zu bringen, daß er versprach, dabei anwesend zu sein und die weitgehenden Pläne zu unterstützen.

„Ja, die Sitzung," sagte Frau Forsius. „Es würde mich nicht verwundern, wenn alles wie eine Seifenblase

zerplatzte. Einzelne Personen, die bei Karl Artur drin waren, behaupten, die Frau sitze den ganzen Tag auf dem Herd und spreche kein Wort. Weißt du, sie ist eifersüchtig auf Thea. Solche Leute verstehen es ja nie, sich zu beherrschen. Im übrigen scheinen Karl Artur und Thea hier in meinem Garten ihre Zusammenkünfte zu halten, aber da werde ich nun einen Riegel vorschieben."

„Ach, Per-Ers-Mutter ist doch von jeher eine Klatschbase gewesen," sagte Charlotte ergrimmt.

Aber zugleich verwunderte sie sich, wie alles wieder in ihr auftauchte. Den Haß gegen Thea fühlte sie jetzt in ihrem Herzen ebenso heftig, wie an jenem Tage, wo sie dieser Person die schönen Locken abgeschnitten hatte.

Unter all diesen Reden war das Frühstück beendet worden, und Charlotte, die empört und mißmutig war, warf ein Tuch um und begab sich hinaus in den Garten.

Sie hielt die Augen auf den Boden gerichtet, wie wenn sie die Spuren von den beiden finden wollte, die ihre Liebeszusammenkünfte hier halten sollten. Der Ort war wirklich gut gewählt. Karl Artur wußte von früher her, welche ausgezeichneten Verstecke sich zwischen den Hecken und Gebüschen fanden.

„Früher hat er sie nicht geliebt," dachte sie, „aber nun ist es natürlich so weit gekommen. Das arme Dalmädchen ist ihm langweilig geworden. Er hat bei Thea Trost gesucht, und da auch der Organist eifersüchtig ist, haben sie sich nur im Freien treffen können."

Obgleich Charlotte all dies ganz natürlich erschien, empfand sie es doch als eine ungeheure Beleidigung, daß die beiden gerade diesen Ort gewählt hatten, um unbemerkt zusammenzukommen.

„Aber daß sie es gewagt haben!" dachte sie weiter. „Die Hecken sind ja noch nicht belaubt. Wer immer draußen auf dem Wege vorbeikommt, hätte sie sehen können."

Sie blieb stehen, um über dies letzte nachzudenken. Da entdeckte sie durch das braune Laub der dunkeln Hekken hindurch die Umrisse eines Gartenhäuschens.

„Dort haben sie sich wohl versteckt, ja natürlich dort," dachte sie, indem sie auf das vom Zahn der Zeit schlimm mitgenommene Häuschen so rasch zuging, als erwarte sie, drinnen die beiden Missetäter anzutreffen.

Das Gartenhäuschen war verschlossen; aber Charlotte riß das verrostete Schloß ohne alle Schwierigkeit auf. Drinnen begegnete ihrem Auge die ganze Unbehaglichkeit, die beim Anbruch des Frühjahrs in solchen Sommerhäuschen meist herrscht: die dumpfe Luft, die zerbrochenen Fensterscheiben, die losgerissenen, herabhängenden Tapetenfetzen. Aus einem vom Herbststurm zusammengewirbelten dürren Laubhaufen schimmerte etwas grauschwarz Glänzendes hervor. Es war der Schutzgeist des Gartens, eine ungeheure Ringelnatter, die da ihren Winterschlaf hielt.

„Nein, hier wenigstens sind sie nicht gewesen," dachte Charlotte. „Beim Anblick unserer alten Schlange wäre Thea in Ohnmacht gefallen."

Sie selbst schenkte dem harmlosen Tier keine Beachtung; ruhig trat sie an eines der gebrechlichen Fenster, machte es auf und setzte sich auf den Sims.

Von da aus hatte sie eine gute Aussicht über die verschlungenen Hecken, deren Zweige, die jetzt im Saft standen, in den weichsten Farben spielten. Zwischen den Hecken grünten die Rasenflächen, und aus diesen lugten da und dort Schlüsselblumen, Gänseblümchen und wilde Narzissen hervor.

Charlotte, die diesen Platz liebte, murmelte: „Es ist wahrhaftig nicht das erstemal, daß ich hier sitze und auf jemand warte, der nie kommt."

Kaum hatte sie diese Worte vor sich hingemurmelt, als sie auch schon zwischen den Hecken einen Mann daherkommen sah. Er kam auf das Gartenhaus zu und war bald so nahe, daß ihn Charlotte erkennen konnte: es war Karl Artur.

Charlotte blieb regungslos sitzen. „Er ist natürlich nicht allein," dachte sie. „Bald wird wohl auch Thea auftauchen."

Im nächsten Augenblick hielt Karl Artur jäh an. Er hatte Charlotte erblickt und strich sich unwillkürlich mit der Hand über die Augen, wie man es tut, wenn man eine Sinnestäuschung vor sich zu haben meint.

Er war jetzt nur noch ein paar Schritte von Charlotte entfernt, und diese sah ihn vor sich stehen, sehr bleich, aber mit derselben jugendlichen feinen Hautfarbe wie

früher. Er war vielleicht etwas gealtert, die Züge waren schärfer, aber die Vornehmheit, die dem Sohne der Frau Oberst Ekenstedt immer zu eigen gewesen, war nicht verschwunden. Wie er in seinem grauen Friesanzug da vor ihr stand, mußte Charlotte unwillkürlich an einen modernen Schweinehirten im Märchen, an einen verkleideten Prinzen denken.

In weniger als einer Sekunde war sich Karl Artur indes klar geworden, daß die Erscheinung im Fenster wirklich Charlotte war. Mit ausgestreckten Armen lief er die kleine Anhöhe zu dem Gartenhaus hinauf.

„Charlotte!" rief er mit jubelnder Stimme. „Charlotte, Charlotte!"

Heftig ergriff er ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen, während ihm die Tränen aus den Augen stürzten.

Dieses unerwartete Zusammentreffen hatte ihn ganz außer sich gebracht — ob aus Freude, ob aus Schmerz, konnte Charlotte nicht entscheiden. Er weinte immer weiter mit einer Heftigkeit, wie wenn jahrelang zurückgedrängte Tränenströme ihren Damm durchbrochen hätten.

Da er aber die ganze Zeit über ihre Hände festhielt, diese küßte und liebkoste, wurde es Charlotte klar, daß der Liebeshandel mit Thea nur ein Lügengewebe sein mußte. Nicht Thea war's, die über Karl Arturs Herz herrschte, es war eine andere.

Aber wer war diese andere? Niemand anderes konnte es sein, als sie selbst, die so verächtlich Verschmähte, die er aufs neue zu lieben angefangen hatte. Keine Liebeserklärung hätte eine deutlichere Sprache reden können als dieses leidenschaftliche Weinen.

Als Charlotte diese Gewißheit überkam, spürte sie einen Geschmack auf den Lippen, als ob ein längst gefühlter Hunger gestillt würde, oder als ob irgendwo in der Gegend ihres Herzens ein ununterbrochenes, qualvolles Gefühl zur Ruhe gekommen wäre, oder als ob sie von einer schweren Last, die sie lange getragen, befreit werde. Von einem schwindelnden Glücksgefühl überwältigt, schloß sie die Augen.

Aber das dauerte nur einen Augenblick, im nächsten schon war sie wieder gefaßt und klug.

„Wohin soll das führen?" dachte sie. „Er ist ja ver-

heiratet, er ebenso wie ich, und überdies ist er ein Pfarrer. Ich muß ihn zu beruhigen versuchen, das ist jetzt das Wichtigste."

„Ach, Karl Artur, weine doch nicht so!" sagte sie. „Ich bin es ja nur, Charlotte. Frau Forsius will durchaus im Sommer wieder hier wohnen, und ich bleibe ein paar Tage hier, um ihr zu helfen, den Haushalt wieder in Gang zu bringen."

Sie hatte in ganz alltäglichem Tone gesprochen, um Karl Arturs Tränen zum Versiegen zu bringen; aber er schluchzte nur noch mehr als vorher.

„Armer Kerl!" dachte Charlotte. „Ja, ich verstehe wohl, du weinst nicht allein meinetwegen. Nein, natürlich weinst du aus lauter Heimweh nach allem Schönen und Gebildeten, nach Gedankenaustausch, nach einer traulichen Umgebung, nach deiner Mutter und deiner Heimat. Aber jetzt dürfen wir nicht an dergleichen denken, was gar nichts nützen kann, jetzt müssen wir vernünftig sein."

Sie ließ ihren Blick ein paar Sekunden über den Garten hinschweifen, dann fuhr sie fort zu reden:

„Ja, weißt du, es ist mir wirklich eine Freude, wieder hier in der alten Propstei zu sein. Gerade heut morgen hab' ich daran gedacht, wie herrlich es hier zwischen den Hecken ist, ehe die großen Lindenbäume ganz belaubt sind, so daß die Sonnenstrahlen nicht mehr bis auf den Rasen fallen können. Es tut einem ordentlich wohl, wenn man sieht, wie gierig das Gras und die Kräuter die Sonnenstrahlen aufsaugen."

Karl Artur streckte wie abwehrend eine Hand aus; da er aber immer noch schluchzte, beschloß Charlotte, weiter über diese Dinge zu reden, die sicherlich einen beruhigenden Einfluß auf ihn ausüben würden.

„Es ist etwas Eigenes um den Sonnenschein," sagte sie, „wenn er sich auf solche Weise durch eine Menge Zweige hindurch seinen Weg bis hinunter auf den Boden suchen muß. Er ist so bescheiden und freundlich. Und die Blumen, die er hervorruft, haben nie richtig prangende Farben. Sie sind alle weiß oder hellgelb oder hellblau. Wenn sie nicht so zeitig und in solcher Menge kämen, würden die Menschen sie kaum beachten."

Karl Artur hob sein verweintes Gesicht auf, und mit

äußerster Anstrengung gelang es ihm, ein paar Worte zu stammeln:

„Ich hab' mich gesehnt — — — gesehnt — — — den ganzen Winter hindurch — — —"

Es war ganz deutlich, in seinem aufgeregten Zustand gefiel es ihm nicht, daß sie so ruhig von Blumen und Sonnenstrahlen sprach. Nein, sie sollte die Stärke des Sturmes, der in seinem Innern tobte, begreifen. Aber Charlotte, die wußte, daß es viele Worte gibt, die am besten unausgesprochen bleiben, begann aufs neue, gerade wie eine eigensinnige Kinderfrau, die ein aufgeregtes Kind in Schlaf wiegen will.

„Die Frühlingssonne muß wirklich eine ganz besondere Macht haben. Sieh, wohin immer sie ihr Licht schickt, weckt es neues Leben. Der Sonnenschein wirkt wie ein Zauber. So kühl die Strahlen auch sind, so sind sie doch in ihrer Art viel mächtiger, als die so glühendheißen im Sommer, und sie sind auch mächtiger als die im Herbst, die nur Verwelken und Tod herbeiführen. Hast du nicht schon manchmal gedacht, daß dieser bleiche Frühlingsonnenschein ungefähr dieselbe Wirkung hat, wie die erste Liebe?"

Als Charlotte diese Worte sagte, schien Karl Artur aufmerksamer zuzuhören, und sie fuhr rasch fort:

„Du kannst dich natürlich nicht an so eine Kleinigkeit erinnern, ich aber muß manchmal an einen Frühlingsabend hier in Korskyrka denken, kurz nachdem du hierhergekommen warst. Wir beide hatten miteinander ein paar arme Leute besucht, die ganz weit draußen im Walde in einer Hütte wohnten. Wir waren ein wenig zu lange dort geblieben, denn ehe wir nach Hause kamen, ging die Sonne unter, und aus den Tälern stiegen Nebel auf."

Karl Artur hob den Kopf. Die Tränenflut schien am Versiegen zu sein. Er hörte auf, Charlottes Hände zu küssen, las ihr aber jedes Wort, das der schöne Mund aussprach, gierig von den Lippen.

„Kannst du dich wirklich an jenen Gang erinnern?" fuhr Charlotte fort. „Der Weg führte über einen Hügel um den andern. So oft wir eine Anhöhe erreicht hatten, waren wir vom Sonnenschein umflossen, aber in den Talstrecken umringten uns Nebelschwaden. Die ganze Welt um uns her verschwand."

13 •

Wohin wollte sie nur? Der Mann, der sie liebte, leistete keinen Widerstand mehr. Ohne eine Einwendung ließ er sich von ihr auf diesem Gang zwischen den sonnenbeleuchteten Hügeln führen.

„Ach, welche Wanderung war das!" fuhr Charlotte fort. „Die milde blaßrote Sonne und der weiche schimmernde Nebel verwandelten alles rings um uns her! Ich sah zu meiner Verwunderung, wie ganz nahe gelegene Wälder hell wurden, geradezu hellblau, während die etwas ferneren Höhen in leuchtendem Purpur glühten. In einer übernatürlichen Landschaft gingen wir dahin. Und um nicht aus der Verzauberung erweckt zu werden, wagten wir kaum auszusprechen, wie schön es war."

Charlotte hielt inne. Sie erwartete, daß Karl Artur etwas sagen würde, aber er wollte sie offenbar nicht unterbrechen.

„Auf den Hügeln wanderten wir ganz sacht und vernünftig dahin. Aber wenn wir in die nebelerfüllten Täler hinabkamen, da fingen wir an zu tanzen. Ja, du vielleicht nicht, aber ich. Ganz glückselig über die Schönheit des Abends tanzte ich den Weg entlang. Wenigstens glaubte ich, daß das der Grund sei, warum ich nicht ruhig gehen konnte."

In diesem Augenblick flog ein Lächeln über Karl Arturs Antlitz. Und Charlotte lächelte auch. Sie begriff, jetzt war der Aufruhr in seinem Innern überwunden. Er war wieder Herr seiner Gefühle.

„Dann wanderten wir über den letzten Hügel," fuhr Charlotte fort. „Du warst vollständig verstummt. Ich fragte mich, ob es dem Herrn Pastor wohl mißfiel, daß ich auf der Landstraße getanzt hatte, und so wagte ich kaum noch neben ihm zu gehen. Aber als wir die nächste Talstrecke erreichten, wo der Nebel uns einhüllte — — — Ich wagte nicht mehr, zu tanzen, aber da — — —"

„Aber da," unterbrach sie Artur, „da küßte ich dich."

Im selben Augenblick, da Karl Artur diese Worte sprach, sah er einen Mann in dem entgegengesetzten Fenster stehen. Wer es war, konnte er nicht erkennen. Die Gestalt verschwand auch sofort wieder, und Karl Artur wußte kaum, ob er wirklich jemand gesehen hatte.

Jedenfalls konnte er es nicht über sich bringen, Char=

lotte damit zu beunruhigen. Sie hatten ja nur am Fenster gestanden und miteinander gesprochen. Was tat's, wenn einer von den Leuten des Pächters oder vielleicht ein Gartenarbeiter sie gesehen hatte? Dem brauchte keine Bedeutung beigemessen zu werden. Warum diesen Augenblick des Glücks zerstören?

„Ja," sagte Charlotte, „du küßtest mich, und ich begriff ganz plötzlich, warum der Wald so blau geworden war und warum ich im Nebel hatte tanzen müssen. Ach, Karl Artur, in jener Stunde wurde mein ganzes Leben verwandelt! Weißt du, mich überkam ein ganz eigenes Gefühl. Mir war, als könne ich bis auf den Grund meiner eignen Seele schauen, und auf deren weiten Fluren blühten überall Frühlingsblumen. Überall, überall — blaßweiße, hellblaue, lichtgelbe Frühlingsblumen. Ich sah sie da zu Tausenden, sie wimmelten förmlich aus der Erde heraus. Ich weiß nicht, ob ich jemals etwas Schöneres gesehen habe."

Charlotte wurde beim Sprechen gerührt. Jetzt glänzte eine Träne in ihrem Auge, und ihre Stimme bebte einen Augenblick; doch schon im nächsten erlangte sie ihre vorige Ruhe wieder.

„Mein Freund," sagte sie, „kannst du jetzt verstehen, warum diese Frühlingsblumen hier mich an die erste Liebe erinnern?"

Karl Artur erfaßte ihre Hand mit hartem Griff.

„Ach, Charlotte!" begann er.

Doch da stand sie rasch auf.

„Da siehst du, warum wir Frauen den nie ganz vergessen können, der die Sonne der Liebe zuerst über uns leuchten ließ. Nein, wir können ihn nie vergessen. Andererseits gibt es aber wohl auch nur wenige, ja, äußerst wenige unter uns, die im Lande der Frühlingsblumen verbleiben. Von etwas Größerem und Mächtigerem werden wir fortgeführt."

Schelmisch und wehmütig zugleich nickte sie Karl Artur zu, machte ihm ein Zeichen, daß er ihr nicht folgen solle, und verschwand.

2

Als Karl Artur an diesem Morgen erwacht war, schien die Sonne in gerader Linie zu seinem Fenster herein, was ihm zeigte, daß er ein gutes Stück in den Vormittag hinein geschlafen hatte. Rasch stand er auf. Noch etwas schlaftrunken fragte er sich, warum er denn so spät aufgewacht sei? Und da fiel ihm ein, daß er bis zum Sonnenaufgang in der Küche gesessen und ein Kartenspiel zerschnitten hatte.

Damit tauchten auch alle anderen Geschehnisse vom vorhergehenden Abend vor ihm auf, und er fühlte größtes Entsetzen und Abscheu, nicht allein vor seiner Frau, sondern vielleicht noch mehr vor sich selbst. Wer war er denn, der wegen einer Kränkung seinem Zorn so die Zügel schießen ließ, daß er seine Frau hatte umbringen wollen? War er es, er selbst, der auf die Bosheit verfallen war, ein Kartenspiel zu zerschneiden und die Fetzen auf dem Boden umherzustreuen? Was für böse Mächte gab es doch in seinem Innern? War er ein Unmensch?

Da er am vorhergehenden Abend nichts gegessen hatte, stand das von seiner Frau für ihn bereitgestellte Abendbrot noch unberührt da. Rasch aß er sich an kalter Grütze und Milch satt, dann nahm er seinen Hut, um einen langen Spaziergang zu machen. Er war froh, die notwendige Auseinandersetzung mit seiner Frau noch einige Stunden hinausschieben zu können.

Er ging die zur Propstei führende Landstraße entlang. Dort angekommen, öffnete er die Gattertür und ging in den altmodischen Garten hinein, wo er im vergangenen Winter oftmals aus dem Umtrieb und dem Gedränge in seinem überfüllten Hause heraus Zuflucht gesucht hatte.

Und da traf er Charlotte, schöner und bezaubernder als je. Kann sich jemand darüber verwundern, daß seine Gefühle ihn überwältigten und er im ersten Augenblick an nichts anderes gedacht hatte, als ihr zuzurufen, seine Liebe sei zurückgekehrt, um sie, die so heiß Ersehnte, an sein Herz zu drücken!

Aber durch das Weinen hatte ihm die Stimme versagt, und Charlotte, diese gute und kluge Persönlichkeit, hatte ihn allmählich wieder zur Besinnung gebracht. Er

verstand sehr wohl, was sie ihm hatte sagen wollen, als sie diese Bilder aus der ersten Zeit ihrer Liebe hervorrief. Ach, eins sollte er begreifen: wohl liebte sie noch die Erinnerung an jene Tage, aber ihr Herz gehörte jetzt einem andern!

Nachdem Charlotte gegangen war, herrschten eine Weile Dunkelheit und Leere in seiner Seele. Doch den nutzlosen Haß des Verschmähten empfand er nicht. Er wußte es ja nur zu gut, durch seine eigene Schuld hatte er sie verloren.

Und aus dem großen Dunkel tauchte sehr bald ein kleiner Lichtschein auf. Die Gedanken des gestrigen Tages, die holden Zukunftsbilder, die durch den Unfrieden in seinem Hause verjagt worden waren, stellten sich aufs neue frisch und unwiderstehlich vor ihm auf. Herrlicher als alle irdische Liebe lockte ihn die Aufgabe, endlich seinem Heiland auf die rechte Weise zu dienen, sein ganzes zukünftiges Leben hindurch als ein Apostel der Landstraße umherzustreifen, als ein freier, fliegender Vogel, der da kommt zu den Verschmachtenden mit dem Wort des Lebens, als ein Bettler des Herrn, der in seiner Armut Schätze austeilt, die weder die Motten noch der Rost fressen!

Langsam und nachdenklich wanderte er ins Dorf zurück. Vor allem wollte er Frieden mit seiner Frau schließen. Was später geschehen sollte, wußte er nicht recht, aber er fühlte eine merkwürdige Ruhe in seinem Herzen. Gott hatte sich seiner angenommen, er selbst brauchte nichts zu beschließen.

Als er das erste Häuschen des Kirchspiels erreicht hatte, dieselbe Hütte mit dem Gärtchen davor, aus dem Anna Svärd herausgetreten war, als er zum erstenmal mit ihr zusammentraf, öffnete sich auch jetzt die Tür, und die Eigentümerin kam ihm entgegen. Sie stammte aus Dalarne, und bei dieser ihrer Landsmännin hatte Anna Svärd Unterkunft gefunden, solange sie mit dem Kramsack umhergezogen war.

„Nun darfst nit bös auf mich werd'n, du Pfarrer, weil ich dir mit 'ner bösen Nachricht komm," sagte sie. „Aber d' Anna ist heut morgen zu mir kommen und hat g'sagt, sie geh' fort, und ich soll's dir sag'n!"

Karl Artur starrte die Frau verständnislos an.

„Ja," fuhr diese fort, „sie ist heim nach Medstuby. Hab' sie zwar g'warnt, sie soll nit jetzt geh'n. ,'s dauert ja woll keine paar Wochen mehr, dann liegst im Kindbett,' sag' ich zu ihr. Aber sie sagt, sie müss' trotzdem fort. Und sie hat mir's recht ein'prägt, daß ich dir sag, wo sie hingeht. ,Er braucht nit zu glaub'n, ich tu mir'n Leid an,' sagt' sie, ,ich geh nur heim!'"

Karl Artur hatte nach dem Lattenzaun gegriffen. Wenn er seine Frau auch nicht mehr liebte, so hatten sie doch nun eine lange Zeit zusammengelebt, und er hatte das Gefühl, als sei plötzlich in seiner Seele etwas entzwei gegangen. Und außerdem war dies ein furchtbares Mißgeschick. Nun würde ja jedermann erfahren, wie unglücklich seine Frau bei ihm gewesen war, so unglücklich, daß sie ihn freiwillig verlassen hatte.

Aber mitten in dieser neuen Qual überkam ihn wieder der tröstliche Gedanke an die große verlockende Freiheit. Gattin, Heimat, Ansehen bei Menschen, all dies bedeutete für ihn nichts auf dem Wege, den er wandern würde. Sein Herz klopfte trotz allem, was ihm widerfuhr, leicht und regelmäßig. Gott hatte ihn von den Sorgen und drückenden Lasten gewöhnlicher Menschen befreit.

Als er einige Minuten später sein Haus erreichte und in sein Zimmer trat, war er überrascht, es ganz in Ordnung zu finden. Das Bett war gemacht, und die Reste des Abendbrots hinausgetragen. Höchst verwundert eilte er in die Küche und fand auch da alles in bester Ordnung. Auf dem Boden kniete eine Frauensperson und las die eigensinnigen Kartenfetzchen auf, die sich in den rauhen Bodenbrettern festgesetzt hatten und also beim Auskehren vom Besen nicht erfaßt worden waren. Die Frau trällerte und sang vor sich hin und schien in bester Laune zu sein. Als Karl Artur eintrat, hob sie den Kopf, und siehe, es war Thea!

„Ach Karl Artur," sagte sie, „sobald ich hörte, daß deine Frau dich verlassen habe, eilte ich gleich hierher. Du mußtest ja Hilfe nötig haben, das war mir ganz klar. Und ich hoffe, du bist nicht unzufrieden darüber."

„Gewiß nicht, Thea. Es ist im Gegenteil außerordentlich freundlich von dir. Aber gib dir doch keine Mühe mit

diesen ärmlichen Kartenstückchen. Sie können gut da liegen bleiben."

Doch Thea ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören. Sie trällerte weiter und las Kartenfetzchen auf.

„Ich sammle sie zum Andenken," sagte sie. „Als ich vor einer Weile hierherkam, sah ich, daß sie — du weißt, wen ich meine — nur so ein paarmal mit dem Besen darüber hinweggefegt hat. Aber als sie sah, wie fest sich die Stückchen gebissen hatten, hat sie den Besen weggeworfen. Sie ist auf und davon gegangen."

Darauf lachte und trällerte Thea aufs neue. Karl Artur betrachtete sie fast mit Widerwillen.

Thea streckte ihm eine Schale entgegen, worein sie ein ganzes Häufchen der kleinen zerschnittenen Papierstückchen gesammelt hatte.

„Sie ist fort, und diese hier, die haben sie fortgejagt," sagte sie. „Sollte ich sie da nicht sammeln, nicht aufheben?"

„Aber Thea, bist du verrückt?"

Verachtung, ja beinahe Haß klang durch seine Stimme. Thea schaute auf und sah ihn mit düsterer Miene vor sich stehen, aber sie lachte nur.

„Das wirkt bei andern, aber nicht bei mir," sagte sie. „Schlag' mich, gib mir einen Fußtritt! Ich komme doch wieder. Mich kannst du niemals los werden. Das, was die andren erschreckt, hält mich fest."

Wieder fing sie an zu trällern, und das Singen wurde mit jedem Augenblick lauter; es klang wie ein Triumphlied.

Karl Artur, der ein wirkliches Grauen vor diesem hysterischen Ausbruch empfand, ging in sein Zimmer hinüber. Sobald er sich da allein befand, kehrte die Freude, das Freiheitsgefühl wieder. Ohne Zögern begann er den Brief an den Bischof, worin er um Enthebung von seinem Amt nachsuchen wollte.

Der Unglücksfall

1

Schagerström war frühzeitig von Hause weggefahren, um der wichtigen Sitzung in dem Gasthaus anzuwohnen. Als er eintraf, hatte es allerdings schon zehn Uhr geschlagen, aber da die Besprechung ungewöhnlich kurze Zeit dauerte, konnte er sich schon um elf Uhr nach der Propstei begeben, um der Frau Propst und Charlotte einen kleinen Besuch abzustatten. Er sehnte sich nach seiner Frau, obgleich er erst einen einzigen Tag von ihr getrennt war, und er überlegte sogar ein wenig, ob er sie nicht überreden könnte, jetzt gleich mit ihm heimzufahren.

„Eigentlich müßte ich ja spornstreichs zurück nach meinem Sägewerk, das ins Stocken geraten ist," dachte er. „Aber das wäre vielleicht doch zu kurz angebunden. Wie wär's, wenn ich hier in der Propstei bis zum Nachmittag bliebe? Gegen fünf oder sechs Uhr könnte dann Charlotte ohne das geringste Bedenken mit mir aufbrechen."

In der Propstei wurde er von Frau Forsius empfangen, die ihn sofort nach dem Ergebnis der Sitzung ausfragte. Sie erwartete sicherlich gar nichts anderes, als daß alles fehlgeschlagen habe. Karl Artur habe ja die zehn Kinder fortgehen lassen, und das sei eine entsetzliche Dummheit gewesen.

Doch Schagerström erklärte ihr sofort, diese Sache habe gar keine Rolle bei der Verhandlung gespielt. Nein, man sei schon drauf und dran gewesen, sowohl die Volksschule als auch das Pfarrhaus zu bewilligen, als plötzlich der Hüttenmann Aron Månsson aufgestanden sei und gefragt habe, ob es wirklich angebracht wäre, wenn die Versammlung sich so große Ausgaben aufladen würde, um einen Pfarrer anzustellen, durch dessen Lebenswandel seine Frau gezwungen gewesen sei, ihn zu verlassen?

„Was sagst du?" rief die Pröpstin. „Diese Frau! Ist sie auf und davon gegangen? Wer soll denn dann für ihn sorgen?"

Tatsächlich schienen sich alle, die der Sitzung beiwohnten, dieselbe Frage gestellt zu haben. Der Frau hatten

alle volles Vertrauen geschenkt. Fast sah es aus, als sei sie es und nicht der Mann, die zum Hilfsgeistlichen und Schullehrer ausersehen gewesen war, denn sobald man erfahren hatte, daß sie außer Spiel war, wurde der ganze Vorschlag auf unbestimmte Zeit verschoben.

Frau Forsius war über diesen Ausgang ärgerlich und betrübt zugleich, und so entschlüpften ihr nun ein paar unvorsichtige Worte. „Ja, hab' ich's nicht immer zu Charlotte gesagt? Es hat gar keinen Wert, wenn man Karl Artur zu helfen versucht."

Schagerström hörte es nie gern, wenn die Rede auf Charlottes Anteilnahme an dem Geschick ihres früheren Bräutigams kam, und seine Miene verdüsterte sich jetzt sofort; aber Frau Forsius, die sich ihrer Unvorsichtigkeit bewußt wurde, suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, indem sie sagte, Charlotte sei in den Garten gegangen.

Dies ließ sich Schagerström nicht zweimal sagen; er begab sich sofort hinaus in das Labyrinth von Hecken, um Charlotte zu suchen, und als er ihre Stimme aus dem alten Gartenhäuschen zu vernehmen meinte, warf er durch eines der Fenster einen Blick hinein. Er sah auch ganz richtig Charlotte auf der Bank des gegenüberliegenden Fensters im Gespräch mit Karl Artur sitzen, und ohne sich so lange aufzuhalten, um ein einziges Wort auffassen zu können, zog er sich wieder zurück.

Er hielt sich nicht einmal noch länger im Garten auf, sondern stellte sich auf die Veranda der Propstei, um da seine Frau zu erwarten. Was er gesehen, hatte ihn wie ein Schlag getroffen und in eine Betäubung versetzt, in der man nicht mehr selbständig zu denken vermag, sondern in der die Gedanken von außen auf einen einstürmen. Irgend jemand, wer, wußte er nicht, erinnerte ihn an ein Gespräch, das er einmal mitangehört hatte. Es war von Frau Doktor Romelius die Rede gewesen, und man hatte sich darüber gewundert, daß sie ihren Mann immer noch liebe, obgleich er ein notorischer Säufer sei. „Ach, darüber braucht man sich nicht zu verwundern," lautete die Antwort. „Sie ist ja eine Löwensköld, und alle, die Löwensköld heißen, werden ihrer ersten Liebe nie untreu."

Schagerström wußte nicht, wann oder wo er diesen Ausspruch gehört hatte. Er meinte sogar, er habe damals Charlotte noch gar nicht gekannt; aber jetzt tauchte jene Äußerung so deutlich aus dem Grunde seiner Seele auf, daß sie ihn um den Verstand zu bringen drohte.

Nach einigen Minuten merkte er, daß er seinen Kopf mit beiden Händen umklammert hielt, wie wenn er seinen Verstand festzuhalten versuchte; und sofort ließ er die Hände sinken und richtete sich stramm auf. „Ich muß mich ruhig zeigen," dachte er. „Charlotte kann ja jeden Augenblick hier sein."

Nach einer Weile sah er sie auch daherkommen, zögernden Schrittes und mit gerunzelten Brauen, wie wenn sie versuchte, etwas sehr Schweres und Verwickeltes zu entwirren. Aber sobald sie ihren Gatten erblickte, klärte sich ihr Gesicht auf, und sie eilte auf ihn zu.

„Ei sieh, bist du schon gekommen?" rief sie mit strahlendem Blick, indem sie die Arme um seinen Hals schlang und ihn küßte. Einen wärmeren Empfang hätte er sich gar nicht wünschen können.

„Wie gut sie es macht!" dachte er. „Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß ich mir schließlich einbildete, sie liebe mich wirklich."

Er erwartete, Charlotte werde mit ihrer gewohnten Aufrichtigkeit erzählen, sie habe den jungen Ekenstedt im Garten getroffen; aber das geschah nicht. Und ebensowenig fragte sie ihn nach dem Ergebnis der Sitzung. Man hätte meinen können, sie habe diese Angelegenheit vollständig vergessen.

Aus diesem Schweigen zog Schagerström natürlich seine Schlüsse. Das Gefühl des Verraten- und Betrogenseins wurde immer heftiger.

Er dachte an nichts anderes, als sobald wie nur möglich abzufahren, um in Ruhe die Bedeutung seiner Entdeckung überlegen zu können.

Was ihm half, die Propstei zu verlassen, ohne seine Verstimmung zu verraten, war das alte Sägewerk auf Groß-Sjötorp. Rasch teilte er Charlotte mit, das Sägewerk sei am vorhergehenden Nachmittag, gleich nachdem sie mit der Pröpstin abgereist war, plötzlich stehengeblieben und alle drei, der Werkführer, der Inspektor und

der Verwalter, hätten sich vergeblich um die Ursache der Störung den Kopf zerbrochen. Man habe sich dann an ihn, den Herrn selbst, gewendet; aber auch er sei mit seinem Latein zu Ende gewesen.

Charlotte, die wußte, wie gern ihr Mann für einen großen Mechaniker gehalten wurde, sowie daß ihm nichts größere Freude machte, als wenn man seine Tüchtigkeit in dieser Richtung rühmte, nahm die Sache recht gelassen auf.

„Ach, ich kenne diese alten Sägewerke," sagte sie. „Es ist, als brauchten sie ab und zu ein paar Tage Ruhe, und dann kommen sie ganz von selbst wieder in Gang."

Während die beiden noch darüber redeten, trat die alte Frau Propst zu ihnen; sie machte ihre große Reverenz und fragte, ob sie die Ehre haben werde, den Herrn Hüttenbesitzer bei sich zu Tisch zu sehen? Aber Schagerström entschuldigte sich mit dem Sägewerk. Er erklärte der Pröpstin, es sei durchaus kein gewöhnliches Sägewerk, es habe eine ganz besondere und sehr verwickelte Maschinerie. Die alten Arbeiter auf Groß-Sjötorp behaupteten, es sei von dem großen Erfinder Polhem selbst gebaut worden. Und das wolle er, Schagerström, gerne glauben, denn man müßte tatsächlich ein mechanisches Genie sein, um etwas so Verwickeltes zusammenzusetzen. Gestern sei er wirklich daran verzweifelt, daß er die Sache meistern könne, aber jetzt auf dem Herwege sei ihm eine neue Idee gekommen, und da müsse er natürlich ohne Aufschub hinfahren.

Tatsächlich schien Schagerström auch nichts anderes im Kopfe zu haben, als die geheimnisvolle Maschinerie des alten Sägewerks, und so sahen beide, Charlotte und die Pröpstin, wohl ein, daß es am besten war, ihn seines Weges ziehen zu lassen.

Doch kaum saß er im Wagen, als in seinem Innern eine schwere, aussichtslose Arbeit begann, das, was er durch das Fenster des Gartenhäuschens zu sehen gemeint, zu erklären, oder noch besser, es zu verjagen. Ach, leider haben unsere Augen eine trostlose Fähigkeit, gewisse Dinge, die sie sehen, mit unerbittlicher Schärfe zu erfassen und sie unaufhörlich wieder vor uns erstehen zu lassen!

Schagerström mußte zugeben, daß Charlotte und Karl Artur einander nicht geküßt, ja nicht einmal eine Liebkosung ausgetauscht hatten. Er hätte recht wohl glauben können, es habe nur ein ganz gewöhnliches Gespräch zwischen ihnen stattgefunden, wenn er nicht das verweinte Gesicht des jungen Geistlichen sowie den Blick schwärmerischer Bewunderung, womit er Charlotte betrachtete, gesehen hätte, von dem Ausdruck mitfühlender Zärtlichkeit, mit dem Charlotte selbst auf Karl Artur herabsah, gar nicht zu reden.

Dazu kam noch die Bemerkung der alten Frau Forsius, die ihm gezeigt hatte, daß Charlotte Karl Artur immer noch zu helfen suchte, sowie auch Charlottes eigene Zurückhaltung in dieser Beziehung. Waren das nicht Beweise genug?

Allerdings versuchte er sich zu sagen, er und Charlotte seien außerordentlich glücklich miteinander gewesen, und sie habe niemals auch nur mit einer Miene verraten, daß sie sich nach einem andern sehne; aber all dies mußte zurücktreten, sobald er sich daran erinnerte, auf welche Weise sie und Karl Artur einander an diesem Vormittag angesehen hatten.

„Charlotte hatte sich vielleicht eingebildet, die alte Liebe sei tot,“ murmelte er; „aber sobald sie ihn wieder getroffen hat, loderte die Glut von neuem auf.“

Allmählich gelang es ihm, sich vollkommen davon zu überzeugen, daß Charlottes Herz Karl Artur gehöre, und nun begann er zu überlegen, welche Maßnahmen er ergreifen und welche Schritte er zu unternehmen habe.

Soviel war sicher, Charlotte würde niemals zu einer Untreue verleitet werden können. Aber genügte das? Kann sich ein rechter Mann damit zufrieden geben, daß seine Frau auch nur nach einem andern seufzt? Nein, da tausendmal lieber Scheidung!

Aber bei diesem Gedanken verdunkelte sich die ganze Welt um ihn her. Wie? Von Charlotte getrennt leben? Ihr Lachen, ihre Einfälle nicht mehr hören, ihr entzückendes Gesicht nicht mehr sehen? Sein ganzer Körper erbebte unter einem eisigen Schauer. Es war ihm, als wate er durch eiskaltes Wasser.

Als er Groß-Sjötorp erreicht hatte, wollte er nicht zu Mittag essen; dagegen ließ er den Verwalter rufen und begab sich mit ihm sofort hinunter in das Sägewerk.

„Sie müssen wissen, es ist mir unterwegs eine Idee gekommen, und ich glaube wirklich, nun hab' ich herausgefunden, woran es fehlt," sagte Schagerström.

Als sie das Sägewerk erreicht hatten, gingen sie gleich in den weiten Maschinenraum, wo der große Baumeister fast wie aus lauter Bosheit einen unbeschreiblichen Wirrwarr von Rädern, Kurbelstangen und Hebebäumen zusammengesetzt hatte. Mit einem kräftigen Griff packte Schagerström einen Hebel und zog daran.

Aber wahrscheinlich hatte er nicht erwartet, daß dieser Griff eine unmittelbare Wirkung haben werde, oder seine Gedanken waren wo anders. Als sich die gewaltige Maschinerie plötzlich in Bewegung setzte, konnte er nicht rasch genug zurücktreten, und so wurde er mit in das Sägewerk hineingerissen.

2

Schagerström erwachte daran, daß er auf unerträglich schmerzhafte Weise hin und her gerüttelt wurde; er wurde auf einer Bahre getragen. Die Träger gingen vorsichtig und langsam, aber bei jedem Schritt verursachte ihm das Rütteln Schmerzen, die ihm lautes Stöhnen auspreßten.

Als einer der Träger sah, daß er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, machte er den andern ein Zeichen zum Halten.

„Tut es gar zu weh, Herr Hüttenbesitzer?" fragte er, und er sprach wie zu einem kleinen Kinde. „Sollen wir hier eine Weile warten?"

„Wir sind ja bald dort," versetzte ein anderer überredend. „Es wird gewiß besser, wenn der Herr Hüttenbesitzer in seinem eigenen Bett zur Ruhe kommt."

Damit setzten sie sich wieder in Gang, und die furchtbaren Schmerzen stellten sich aufs neue ein.

„Es ist übrigens noch merkwürdig gut abgelaufen," sagte einer der Träger. „Ich glaubte schon, er würde wie ein Balken zerhackt werden."

„Ja, es war ein gräßlicher Anblick," warf ein anderer ein. „Aber der Herr Hüttenbesitzer hat wenigstens seine Arme und Beine noch."

„'s ist wohl möglich, daß er ein paar Rippen gebrochen hat," äußerte ein dritter; „aber darüber braucht man sich nicht zu verwundern."

Schagerström verstand wohl, daß diese einfachen Leute ihn trösten wollten, und er war tief gerührt und dankbar für ihre Freundlichkeit. Auch versuchte er, sich tapfer zu zeigen und nicht zu jammern. Zugleich aber war er etwas unzufrieden, weil keiner von ihnen die merkwürdige Tatsache erwähnte, daß es ihm geglückt war, das Sägewerk in Gang zu bringen. Dafür wäre er gerne gelobt worden.

Als die Männer ihn noch ein paar Schritte weiter getragen hatten, überfiel ihn plötzlich äußerste Mattigkeit. Nein, er konnte es nicht mehr aushalten; wenn dieses Schütteln noch länger dauerte, war es sicher sein Tod.

Wenn er die Kraft dazu gehabt hätte, würde er ihnen befohlen haben, stehen zu bleiben, aber er war es nicht imstande. Dagegen fühlte er, daß ihm ein Körperteil nach dem andern erstarrte und wie tot wurde. Alles vollzog sich mit unerhörter Schnelligkeit, von den Füßen aufwärts bis zum Kopf — —

Als er wieder erwachte, wehte ihm ein schwacher Duft getrockneter Rosenblätter entgegen, und so vermutete er, daß er sich nun im Gastzimmer auf Groß-Sjötorp befand. Man hatte ihn wohl dahin getragen, um nicht die Treppe hinauf zu müssen. Sein eigenes Schlafzimmer lag im oberen Stockwerk.

Jemand versuchte soeben, ihm die Stiefel auszuziehen; aber das konnte er nicht aushalten. Er stöhnte zum Erbarmen, man mußte den Versuch aufgeben.

„Wir müssen es lassen, bis der Doktor kommt," ertönte des Verwalters Stimme.

„Ja," sagte eine andere Stimme, die Schagerström als die seines Dieners Johansson zu erkennen vermeinte; aber sie war vom Weinen ganz unklar, und so war er seiner Sache nicht sicher. „Ja, es ist wohl möglich, daß das Fußgelenk gebrochen ist."

Schagerström schlug die Augen auf, um den Umstehenden zu zeigen, daß er bei Bewußtsein war. Ja, er lag

auf dem breiten Sofa des Gastzimmers, und die Haushälterin richtete mit zwei Dienstmädchen eben das Bett her, während der Verwalter und der Diener ihm die Kleider auszuziehen versuchten.

Er äußerte ein paar Worte und sagte, man solle ihn doch in Ruhe lassen; aber der Ton, der aus seiner Kehle drang, hatte keine Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme; es war ihm selbst, als sei es das Stöhnen eines tödlich verwundeten Tiers, doch glücklicherweise schien man ihn zu verstehen. Die Haushälterin brachte eine Decke herbei und wollte ihn damit zudecken. Aber er konnte nichts so Schweres über sich ertragen. Er stöhnte etwas zu ihr hin, und da nahm sie die Decke wieder weg. Dann wollte sie ihm ein Kissen unter den Kopf schieben, aber nein, auch das wollte er nicht.

Die ganze Zeit über kränkte es ihn indes, daß der Verwalter, der doch wußte, wie verwickelt die alte Polhemsche Maschinerie tatsächlich war, gar kein Wort des Lobes zu ihm sagte. Das Sägewerk wäre ja vielleicht bis in Ewigkeit stehen geblieben, wenn er nicht seine gute Idee gehabt hätte.

Er zwinkerte dem Verwalter ein paarmal zu, und dieser trat näher, um zu hören, was der Herr Hüttenbesitzer wünschte. Aber nicht einmal da sagte er etwas von dem Sägewerk. Schagerström flüsterte, man solle den freundlichen Männern, die ihn heimgetragen, eine ordentliche Belohnung für ihre Mühe geben, und der Verwalter schien ihn zu verstehen und nickte. Dann fragte er, ob der Herr Hüttenbesitzer weiter keine Befehle habe.

Schagerström hätte gewünscht, es nicht selber sagen zu müssen. Er verstand außerdem, daß der andere ihn für recht kindisch halten würde, aber die Worte brannten ihm auf der Zunge und wollten durchaus heraus.

„Das Sägewerk habe ich doch jedenfalls in Gang gebracht."

„Ach du lieber Gott, ja," erwiderte der Diener; „ja, ja, das hat der Herr Hüttenbesitzer jedenfalls getan."

Wie ärgerlich, daß der Kerl gerade da von seiner Rührung übermannt wurde und zu weinen anfing. Schagerström hatte eine wortreichere Anerkennung erwartet.

Das Jammern und Schluchzen um ihn her war Scha-

gerström durchaus nicht angenehm, und so stieß er wieder ein paar Worte hervor, daß er allein sein wolle, worauf sowohl die Haushälterin sowie auch der Verwalter mitsamt den Dienstmädchen aus dem Zimmer verschwanden. Nur Johansson blieb als Krankenwärter zurück.

Die nun eingetretene Stille tat Schagerström außerordentlich wohl. Er wurde ruhiger, weniger gereizt und empfindlich. „Ich bin also doch kein hilfloses Kind," dachte er, „die Leute gehorchen meinen Befehlen. Wenn ich ruhig, ganz ruhig so liegen bleiben darf, fühle ich keine Schmerzen. Und so viel Macht habe ich noch, mir vollkommene Stille um mich her zu verschaffen."

Es ging zum Sterben, darüber war er sich ganz klar, und er war nicht betrübt darüber. Nur eins wünschte er sich, daß der Tod ganz unbemerkt dahergeschlichen käme, daß er ihn mit Ruhe empfangen könne und daß man kein großes Wesen aus dessen Ankunft mache.

Wieder blinzelte er Johansson hastig zu. Es war ihm eingefallen, welches Glück für ihn Charlottes Abwesenheit war. Sie würde ihn ganz sicherlich nicht hier, in den Kleidern auf einem Sofa liegend, sterben lassen. Er flüsterte Johansson zu, die gnädige Frau dürfe von dem, was geschehen war, nicht benachrichtigt werden. Sie solle nicht erschreckt werden. Dagegen solle man nach dem Doktor und dem Rechtsrat schicken, aber die gnädige Frau dürfe nichts davon erfahren.

Johansson sah betrübt aus, aber Schagerström war sehr befriedigt. Man sah es zwar seinem Gesicht nicht an, aber er lächelte in seinem Innern. Klang es etwa nicht schön, wenn er befahl, die gnädige Frau dürfe nicht erschreckt werden? Er war stolz darauf. Wie, wenn es ihm nun wirklich gelänge, Charlotte hinters Licht zu führen? Wie, wenn er wirklich stürbe, ehe sie etwas erfuhr?

Er hörte das Rollen der Wagen, die den Doktor und den Gesetzeskundigen holen sollten, und er sah auf die Wanduhr, die ihm gegenüber hing. Es war jetzt halb vier Uhr, und das Kirchspiel war Gott sei Dank ganze zwei Meilen entfernt. Lundmann fuhr natürlich wie toll drauflos, aber es dauerte jedenfalls vier Stunden, bis der Doktor da sein konnte.

Schagerström hatte selbst das Gefühl, es sei ihn eine

ganz schuljungenhafte Laune überkommen, wie wenn er irgendeinen losen Streich ausführen wollte. Es war ja eigentlich nicht recht von ihm, sich so ohne alle Pflege und Wartung aus dem Leben zu schleichen. Aber darauf pfiff er, jawohl, das tat er! Jetzt war es bald zu Ende mit dem reichen Schagerström! Jetzt mußte er doch selbst über sich bestimmen dürfen.

Charlotte würde natürlich böse und ungehalten werden; aber auch darauf pfiff er jetzt. Außerdem kam ihm ein guter Gedanke. Er wollte ihr seinen ganzen Besitz vermachen. Das sollte sie als Ersatz erhalten, weil sie jetzt, wo er am Sterben war, nicht mit ihm schalten und walten durfte, wie sie es für gut fand.

Eins fand er selbst sehr merkwürdig: er dachte nämlich gar nicht an große, feierliche Dinge, jetzt, wo er in ein paar Stunden tot sein würde. Aber er tat es eben nicht. Er wollte nur alle Schmerzen und alles Fragen, alles Bedauern und alle sonstigen Widerwärtigkeiten los sein. Nichts als Ruhe wollte er haben. Er war wie ein Junge, den in der Schule Schläge erwarten und der nur wünscht, sich heimlich fortschleichen und in einem großen, schwarzen Walde verstecken zu können.

Dann fiel ihm das ein, was am Vormittag geschehen war; aber es beunruhigte ihn nicht mehr. Solche seelische Qualen kamen ihm jetzt lächerlich unwichtig vor. Ach nein, ganz gewiß nicht, weil Charlotte Karl Artur zärtlich angesehen hatte, wollte er sie jetzt nicht sehen! O nein, sondern weil sie die einzige war, die sich nicht nach seinen Befehlen richten würde. Mit dem Verwalter, der Haushälterin und Johansson konnte er schon fertig werden, aber nicht mit Charlotte. Ja, selbst den Doktor würde er gewiß mit verständigen Worten überreden können. Aber Charlotte — niemals! Sie würde kein Erbarmen und keinen Respekt haben.

Es war gewiß feig, sich vor Schmerzen zu fürchten; da er aber jetzt jedenfalls sterben mußte, wozu sollte es da dienen, wenn man noch viele Umstände mit ihm machte?

Kurz vor halb acht Uhr hörte er Wagengerassel. Er meinte zwar nicht, die Zeit sei langsam vergangen, sondern seufzte nur darüber, daß der Doktor schon da war,

denn er hatte gehofft, der Doktor werde anderweitig in Anspruch genommen sein und erst gegen neun Uhr eintreffen können. Aber Lundmann war natürlich unbarmherzig schnell gefahren, um Hilfe herbeizuschaffen. Ach, er, Schagerström, konnte ja nicht einem einzigen Menschen begreiflich machen, daß er am liebsten gar keine Hilfe wollte!

Johansson schlich hinaus, um den Doktor in Empfang zu nehmen. So, jetzt würde es losgehen! Der Doktor würde befühlen und drücken und die Gelenke einrenken. Schagerström konnte, so wie er dalag, sehen, daß sein einer Fuß ganz verdreht war: die Zehen zeigten auf das Sofa und die Ferse nach oben. Aber das bedeutete ja für den, der sterben mußte, gar nichts. Wenn sich jetzt nur der Doktor nicht verpflichtet fühlte, den Fuß einzurenken, so lange der, dem er gehörte, noch lebte!

Romelius trat mit sicherer und guter Haltung herein, und Schagerström, der erwartet hatte, er sei wie gewöhnlich betrunken, fühlte sich etwas enttäuscht.

„O weh! Wenn er nüchtern ist, meint er vielleicht, es sei seine Pflicht, etwas zu tun," dachte Schagerström.

Jedenfalls aber machte er einen Versuch, den Arzt zu überreden, ihn ganz in Ruhe zu lassen. „Du siehst doch wohl, daß hier nichts getan werden kann. In ein paar Stunden ist jedenfalls alles zu Ende."

Der Doktor beugte sich über ihn. Schagerström sah die blutunterlaufenen Augen mit dem vollkommen ausdruckslosen Blick, und ein starker Branntweingeruch schlug ihm entgegen.

„Er ist gewiß ebenso betrunken wie immer," dachte er, „obgleich er denkt, die Feierlichkeit dieses Falles fordere, daß er sich aufrechthält. Er wird mir nicht gefährlich werden."

„Ja, mein lieber Schagerström," ertönte es nun aus des Doktors Munde. „Es sieht wahrhaftig aus, als ob du recht hättest. Hier gibt's für mich nicht viel zu tun."

Romelius, der doch nicht ganz verblödet war, suchte seine Würde immer noch aufrechtzuhalten und sich den Anschein zu geben, daß er etwas leiste. Er fühlte den Puls, schickte den Diener nach eiskaltem Wasser und Binden, um Schagerström einen nassen Umschlag auf die

Stirn zu legen, strich mit der Hand sehr vorsichtig über den verdrehten Fuß und zuckte mit den Schultern.

„Ja, ja, du willst Ruhe haben, mein Lieber," sagte er. „Ja, das ist gewiß das Beste für dich. Aber sollen wir nicht versuchen, dich zu Bett zu bringen? Also auch das nicht? Nein, dies hier ist ja ebensogut."

Er sank auf einen Sessel und blieb da eine Weile in tiefe Gedanken versunken sitzen. Aber gleich darauf trat er wieder zu Schagerström und machte ihm eine feierliche Mitteilung.

„Ich bleibe die Nacht über hier, damit ich zur Hand bin, falls du auf andere Gedanken kommen solltest," sagte er.

Darauf setzte er sich wieder und suchte sich offenbar klarzumachen, ob noch etwas Weiteres von ihm verlangt würde.

Es dauerte auch nicht lange, bis er wieder vor dem Kranken stand.

„Ich habe mir immer zur Regel gemacht und bin stets gut dabei gefahren, lieber Schagerström; wenn es sich um Amputationen handeln kann, dann nehme ich sie nicht ohne Einwilligung des Patienten vor. Bist du ganz sicher, daß du nicht ärztlich behandelt werden willst?"

„Ja, ja, ja, du kannst ganz ruhig sein, Romelius," antwortete Schagerström.

Der arme Doktor schritt mit derselben steifen Würde abermals nach dem Lehnstuhl zurück und sank wieder darauf nieder.

Schagerström zwinkerte Johansson zu, und dieser verstand seinen Herrn wie gewöhnlich. Im nächsten Augenblick wurde der Doktor mit sanfter Gewalt zum Zimmer hinausgeführt, und als der Diener zurückkehrte, teilte er Schagerström mit, er habe den Herrn Doktor in das Geschäftszimmer geführt und dort schlafe er nun in einer Sofaecke.

Johansson sah indes jetzt bedrückter aus als vorher. Er hatte sicher erwartet gehabt, Romelius werde Wunder tun. Schagerström, der die Ruhe und Stille, die wieder eingetreten war, äußerst wohltuend empfand, fühlte fast Mitleid mit Johanssons Enttäuschung.

„Wie glücklich würde der gute Mensch sein, wenn ich mich von diesem Trunkenbold operieren ließe!" dachte er.

Ein paar Minuten nachher kam Frau Sällberg, die Haushälterin, auf den Zehenspitzen herein. Sie flüsterte Johansson etwas zu, worauf dieser an das Lager seines Herrn trat.

„Frau Sällberg fragt, was man den Leuten sagen soll. Sie stehen schon den ganzen Nachmittag draußen und wollen nicht fortgehen, bis sie wissen, was der Doktor meint."

Ja, Schagerström verstand! Alle diese Menschen, die für ihr Auskommen von ihm abhängig waren, hatten große Angst, er werde sterben. Ach, auch diese begehrten nichts Besseres, als daß er sich auf die Folterbank lege!

„Sag' Frau Sällberg, sie soll den Doktor selbst fragen," flüsterte Schagerström.

Doch alle diese Störungen schienen einen unheilvollen Einfluß auf Schagerströms geschundenen Körper zu haben. Das Blut wallte ihm heiß durch die Adern und pochte unbarmherzig bald da, bald dort. Das Atemholen wurde qualvoller und sein Kopf ward glühend heiß.

„Es ist das Ende," dachte er.

Wieder ertönte Wagenrollen, und Schagerström wußte, nun kam der Landrichter mit seinem Gerichtsschreiber.

Kurz nachher führte Johansson die beiden Herren herein. Papier und Federn wurden auf einen Tisch gelegt, und Schagerström fing an, sein Testament zu diktieren.

Der Landrichter stand über Schagerström gebeugt vor dem Krankenlager, um die langsam geflüsterten Worte aufzufangen und sie seinem Sekretär zu wiederholen. Die Gattin sollte Haupterbin sein, das stand außer Frage. Aber auf den vielen Gütern gab es eine Menge Angestellte, unzählige Arme, Witwen und Waisen, die bedacht werden mußten.

Das war eine furchtbare Anstrengung. Schagerström fühlte, wie ihm der Schweiß von der Stirne rann. Er biß die Zähne zusammen, um der Qual und der Ermattung nicht nachzugeben.

„Können wir es nicht Frau Schagerström überlassen, entsprechende Gratiale festzusetzen?" fragte der Landrichter, der begriff, wie qualvoll dies alles für Schagerström war.

Doch, das könnte man natürlich, aber es sei noch mehr

da. Seine Eltern und Geschwister. Sie müßten doch auch einen Beweis bekommen, daß er ihrer in seiner letzten Stunde gedacht habe.

Doch Schagerström strengte sich vergeblich an, sich verständlich zu machen; er mußte aufhören, um nicht aufs neue das Bewußtsein zu verlieren.

Nun gingen der Landrichter und der Gerichtsschreiber den Text miteinander durch. Dann sollte das Testament vor herbeigerufenen Zeugen vorgelesen werden, und Schagerström sollte erklären, daß das sein letzter Wille sei. Ach, wie sollte er das alles aushalten!

Es war spät geworden, die Nacht brach herein, und man hatte Licht angezündet. Aber für Schagerström war das Zimmer noch ebenso dunkel, die Lichter schienen keine Kraft zu haben. Er lag im Schatten des Todes.

Nun, jedenfalls bedurfte es jetzt nur noch einer letzten Anstrengung, dann waren alle Pflichten erfüllt und er konnte in Ruhe sterben. Das Schlimmste war ja nicht eingetroffen; Charlotte war nicht gekommen.

Aber ertönte nicht eben jetzt noch einmal Wagengerassel? Fuhr man nicht an der Freitreppe vor? Wurde nicht die Haustür mit einer Eile aufgerissen, wie sich's nur ein einziger Mensch erlaubte? Zog nicht wie ein Strom des Lebens, ein Strom der Hoffnung durchs ganze Haus? Hörte man nicht die klare, befehlende Stimme draußen in der Halle das Gesinde fragen, wie es hier stehe?

Der Diener Johansson hob den Kopf, seine Augen leuchteten auf, er eilte an die Tür. Die Haushälterin aber hatte diese schon einen Spalt aufgemacht, um zu verkündigen, was schon das ganze Haus wußte. „Frau Schagerström!“ flüsterte sie. „Die gnädige Frau!“

Er selbst, ja, nun durfte er nicht nachgeben. Jetzt mußte der härteste Kampf ausgefochten werden.

Als Charlotte ins Zimmer trat, hätte es doch ihr erster Gedanke sein sollen, zu ihrem Gatten hinzueilen und nach seinem Befinden zu fragen. Aber nein, nichts dergleichen geschah. Dagegen wendete sie sich an den Landrat und bat ihn in bestimmtem, ja, sogar ziemlich herrischem Ton, mitsamt seinem Schreiber das Zimmer zu verlassen.

„Mein Mann hat jetzt viele Stunden lang ohne irgend-

welche Pflege hier gelegen," sagte sie. „Er muß so bald als möglich aus den Kleidern. Sie werden einsehen, Herr Landrichter, daß dies im Augenblick das Wichtigste ist?"

Der Landrichter erwiderte etwas mit ganz leiser Stimme. Er teilte Charlotte mit, daß nach Doktor Romelius' Ansicht nichts zu machen sei.

Charlotte beherrschte sich noch immer. Aber Schagerström begriff, wie rasend zornig sie war, und er hoffte, der Landrichter werde sich in acht nehmen.

„Bin ich genötigt, Ihnen meine Bitte, das Zimmer zu verlassen, damit ich mich um meinen Mann annehmen kann, zu wiederholen?"

„Aber Frau Schagerström, der Herr Hüttenbesitzer selbst hat mir diesen Auftrag gegeben." Und dann fügte er fast flüsternd hinzu: „Frau Schagerström, Sie haben nicht darunter zu leiden, wenn dieses Testament fertiggemacht wird."

Gleich darauf hörte man das Zerreißen von Papier. Ritsch, ratsch! Ach so, Charlotte hatte das Testament zerrissen! Ja, jetzt war sie in der richtigen Laune!

„Aber Frau Schagerström, dies ist zum wenigsten —"

„Wenn das Testament zu meinem Vorteil lautete, dann hätte man es nicht zu schreiben brauchen. Ich hätte nicht einen roten Heller angenommen."

„Ja, wenn es sich so verhält — — —"

Oh, Schagerström verstand den gesetzeskundigen Herrn sehr wohl, er fühlte sich aufs tiefste gekränkt und gönnte es Charlotte, daß sie des Reichtums verlustig ging. Er überließ sie ihrem Schicksal und verließ das Zimmer.

Aber auch jetzt trat Charlotte nicht an Schagerströms Lager. Statt dessen gab sie noch einen barschen Befehl.

„Johansson, holen Sie sofort den Doktor!"

Der Diener ging, und während er fort war, unterhielt sich Charlotte flüsternd mit Frau Sällberg, die berichtete, wie verzweifelt sie alle miteinander gewesen seien, weil man die gnädige Frau nicht habe benachrichtigen dürfen.

„Ja, meine Schwester Marie Luise kam in die Propstei gestürzt," sagte Charlotte. „Ich bin in des Propsts altem Karriol mit einem seiner Nordlandpferdchen hergefahren."

Schagerström lag still und unbeweglich da. Er wollte sich zwar selbst nicht zugestehen, daß seine Schmerzen etwas nachgelassen hatten, seit Charlotte gekommen war; o nein, sie jagten ihm noch ebenso heftig durch den Körper wie vorher, aber er schenkte ihnen jetzt nicht mehr so viel Aufmerksamkeit. Es war ja immer so bei Charlotte, sobald sie sich in einem Zimmer befand, konnte man an nichts anderes mehr denken als an das, was sie tat.

Der Doktor trat ein, und sobald er sich auf der Schwelle zeigte, rief ihm Charlotte entgegen: „Aber, Schwager, wie kannst du dich unterstehen, zu schlafen, wenn mein Mann am Sterben ist?"

„Unterstehen!" Schagerström hätte lachen können.

Dieses Wort hatte sie ihm selbst gegenüber gebraucht, als er zum erstenmal um sie geworben hatte. Es war ihm nicht möglich, Charlotte von seinem Lager aus zu sehen, aber er konnte sich ihr Aussehen wohl vorstellen.

Der Doktor antwortete ihr mit derselben Würde, die er die ganze Zeit über an den Tag gelegt hatte: „Meine gnädigste Schwägerin, ich versichere dir, es ist gegen mein Prinzip, entgegen dem Willen meiner Patienten operative Eingriffe, ja, vielleicht Amputationen vorzunehmen."

„Willst du uns nun in allererster Linie helfen, meinen Mann von seinen Kleidern zu befreien?"

Aber Romelius hatte offenbar keine Lust dazu.

„Schagerström und ich haben schon darüber gesprochen. Er will nicht bewegt werden. Und ich muß ihm recht geben. Meinen Prinzipien gemäß, gnädigste Schwägerin ..."

Schagerström wartete in höchster Spannung. Worauf würde Charlotte jetzt verfallen? Würde sie dem Schwager eine Ohrfeige versetzen oder ihn in eine Bütte voll kaltem Wasser werfen?

„Johansson!" befahl Charlotte. „Bringen Sie eine Flasche Champagner und zwei Gläser!"

Während der Diener diesen Auftrag ausführte, sprach Charlotte nicht weiter mit ihrem Schwager, aber Schagerström hörte sie mit Frau Sällberg flüstern.

Jetzt kehrte Johansson zurück. Ein Champagnerpfrop-

fen knallte, und der Trank wurde brausend in die Gläser gegossen.

„Frau Sällberg, Sie nehmen jetzt Johansson mit sich und richten alles so her, wie wir es ausgemacht haben!“ sagte Charlotte.

„Jetzt, Schwager Doktor,“ fuhr Charlotte fort, als die beiden das Zimmer verlassen hatten, „jetzt schlage ich vor, daß wir auf das Wohl des Hüttenbesitzers Gustav Henrik Schagerström anstoßen. Ich versichere dir, Schwager, er ist ein richtiger Polhem. Er hat nicht allein das alte Sägewerk hier auf Groß-Sjötorp wieder in Gang gesetzt, sondern hat es sogar fertiggebracht, selbst in die Maschine hineinzugeraten; aber niemand hält es für etwas anderes als für einen Unglücksfall. Prosit, Schwager, aufs Wohl von Gustaf Henrik!“

Schagerström ließ die Worte an sich vorübergehen, ohne das geringste Lebenszeichen von sich zu geben. „Das glaubt sie selbst nicht, sie will nur den Esel von einem Doktor einschüchtern,“ dachte er.

Er hörte den Doktor glucksend trinken und dann das Glas niedersetzen. Darauf räusperte er sich und sagte mit einer Stimme, die weder lallend noch ausdruckslos war:

„Aber was sagst du denn da, verehrte Schwägerin? Warum denn ums Himmels willen?“

Wieder hörte Schagerström das leichte Champagnergebrause; Charlotte füllte ihrem Gast aufs neue das Glas.

„Wenn du erlaubst, Schwager,“ sagte sie, „dann trinke ich jetzt ein Glas auf mein Wohl! Heute morgen traf ich im Propsteigarten mit meinem früheren Bräutigam zusammen, und von ihm erfuhr ich, daß er mich noch ebenso liebt, wie ich ihn einst geliebt habe. Und ich habe das gern gehört. Das war vielleicht nicht richtig von mir, da ich ja mit einem andern Mann in glücklicher Ehe lebe. Aber was sagst du dazu, Schwager? War es nicht ganz menschlich und natürlich von jemand, der verschmäht und verstoßen worden war? Und wenn wir dann annehmen, Henrik sei durch den Garten gegangen und habe mich und Karl Artur beisammen gesehen, meinst du nicht, er hätte sich eigentlich erst erkundigen müssen, was ich dem Geliebten meiner Jugend

geantwortet habe, ehe er nach Hause jagte, um sich in das Sägewerk zu stürzen?"

„Doch, wahrhaftig meine ich das," erwiderte der Doktor. „Oh, er soll es mit mir zu tun bekommen, der Dummkopf! Und er hat geglaubt, er könne meinem Messer entgehen! Auf dein Wohl, Charlotte!"

Der Doktor hatte eine andere Stimme, einen ganz anderen Tonfall bekommen.

Schagerström schnaufte vor Spannung. Würde Charlotte den Sieg erringen?

Des Doktors Glas wurde abermals gefüllt, und Charlotte begann wieder eine kleine Rede zu halten.

„Jetzt trinken wir auf den Doktor Richard Romelius! Seine Frau war vor zweieinhalb Jahren dem Tode nahe, in seinem Hause fehlte es am Nötigsten, und seine Kinder liefen wie wilde Füllen umher. Jetzt ist das alles ganz anders geworden, aber heute weigert er sich ..."

Schagerström hörte, wie ein Glas auf den Tisch aufgestoßen wurde. „Und heute," hörte er des Doktors Stimme sagen, „heute wird Richard Romelius das Leben des Mannes retten, der ihm seine Frau und sein Heim wiederhergestellt hat und der seinen Kindern weiterhilft. Noch mehr Champagner ist nicht nötig, Schwägerin. Beim Satan, ich werde den Mann mit oder gegen seinen Willen retten!"

Er stand auf und verließ sofort das Zimmer, wohl, um seine Instrumententasche zu holen. Und Schagerström begriff: Charlotte und der Champagner hatten gesiegt. Er würde operiert werden, ob er sich auch noch so sehr dagegen sträubte.

In diesem Augenblick trat Charlotte an das Sofa, auf dem er lag. Sie blieb hinter der Seitenlehne stehen und neigte sich über ihn vor. Schagerström schloß die Augen.

„Henrik," sagte sie, „du verstehst doch, was ich sage, nicht wahr?"

Ein kaum bemerkbares Zucken des Augenlids war die einzige Antwort, die sie erhielt.

„Aber du mußt wissen, daß heute nachmittag der Organist Sundler in die Propstei kam, um sich zu beklagen. Seine Frau will ihn verlassen. Siehst du, Karl

Artur ist auf eine neue Idee gekommen. Er will kein gewöhnlicher Pfarrer der Staatskirche mehr sein, will in keiner Kirche mehr predigen. Er will Jesu Gebot folgen und als einer seiner Apostel ohne Tasche und Stecken hinausziehen. Auf den Landstraßen und Jahrmärkten, in Wirtshäusern und an Halteplätzen will er predigen. Und Thea will ihren Mann verlassen und mit ihm gehen. Mein armer Freund, verstehst du nun, daß Karl Artur an diesem Morgen von jemand, den er liebt, eine Antwort bekam, die ihn zur Verzweiflung gebracht hat?"

Schagerström rührte sich nicht. Es waren immer noch nicht die rechten Worte.

Charlotte seufzte ein wenig ungeduldig.

„Daß du doch immer noch der dümmste Kerl auf Gottes Erdboden bist!" sagte sie. „Soll ich wirklich gezwungen sein, dir zu sagen, daß du der bist, den ich liebe, du, du und kein anderer?"

Schagerström schlug die Augen auf. Charlottes Augen ruhten auf ihm, eifrig, zärtlich, von Tränen verschleiert. Da vollzog sich etwas Wunderbares in seinem Innern. Das Gereizte, das Feige, das Kindische, alles das, was ihn seit dem Unglücksfall beherrscht hatte, verschwand. Der Wille zum Leben kehrte zurück. Er hatte keine Angst mehr vor Schmerzen, er wollte nicht sterben. Er verlangte nichts Besseres, als ärztlich behandelt, als gerettet zu werden.

Mamsell Jaquette

An einem Vormittag saß Mamsell Jaquette wie gewöhnlich am Eckfenster im Kabinett ihrer Mutter und las aus den Studentenbriefen ihres Bruders vor.

Sie las sehr deutlich und sorgfältig und legte besonderen Nachdruck auf Ausdrücke wie „meine angebetete Mutter", „meine zärtlichen Eltern" und „meine kindliche Verehrung und Dankbarkeit", aber am meisten hob sie doch die Stellen hervor, die von Karl Arturs Bewunderung für die Talente seiner Mutter und ganz besonders für ihre Gedichte handelten. Solche Aussprüche las sie nicht nur ein-, sondern zweimal, weil auf den Wangen der Frau Oberst so schöne Rosen erblühten, wenn sie

die starken Ausdrücke hörte, mit denen der Sohn seine Wertschätzung kundtat.

Nicht die geringste Unaufmerksamkeit oder Ermattung konnte bei Mamsell Jaquette wahrgenommen werden. Aber bisweilen hob sie die Augen vom Papier auf und las lange Stücke, ohne den geschriebenen Text anzusehen, gerade als könne sie das Ganze auswendig.

Sie schaute hinaus auf den Klarelf, der breit und mächtig gerade vor dem Fenster dahinfloß, sie folgte mit ihrem Blick dem gleichmäßigen, über die Westbrücke ziehenden Menschenstrom. Marktbauern von Grava und Groß-Kil fuhren nach glücklich beendigtem Handel heimwärts. Schuljungen, denen die Bücher im Riemen über der Schulter baumelten, stürmten in der Mittagspause ihrem Heim zu; ab und zu kam auch ein herrschaftlicher Wagen mit flinken Pferden davor und einem stattlichen Kutscher auf dem Bock eiligst in die Bezirksstadt hereingefahren.

Mamsell Jaquette befand sich an diesem Tage in einer schwermütigen Stimmung. Sie dachte, wie doch so ganz ohne Abwechslung ihr Leben verfloß, ohne daß sie die Freuden und Sorgen wirklich lebender Menschen kennen lernte! Sicherlich machte sie sich nicht jeden Tag solche kummervollen Gedanken; aber manchmal wurde sie eben doch von Betrübnis über die Ereignislosigkeit und Leere ihres Lebens überwältigt.

Die Frau Oberst ließ ihre Augen auf ihrem Strickzeug ruhen und merkte gar nicht, daß der Blick ihrer Tochter auf den über die Brücke hinziehenden Menschenstrom gerichtet war. Alles ging auch ganz ausgezeichnet weiter, solange Mamsell Jaquette den Faden ihres Textes nicht verlor. Doch mittendrin geriet sie in einen andern Brief als den, woraus sie eben vorlas, hinein. Sie sprang plötzlich vom Herbstsemester zum Frühjahrsemester über, und da die Briefe sich sehr ähnlich waren, fuhr sie mit derselben Ausdauer, mit derselben Betonung fort, bis die Mutter zu weinen anfing und sagte, nun wolle sie selbst lesen. Jetzt habe ja Jaquette wieder sieben bis acht Briefe übersprungen. Sie gönne es ihr nicht, die Briefe zu hören, sondern wolle sich von dem Vorlesen drücken. Und das sei ja auch gar nicht verwunderlich, denn sie habe nie

eine richtige Liebe für den Bruder gehabt; das habe übrigens auch Eva nicht und nicht Evas Mann, Arcker, ja, nicht einmal Karl Arturs eigener Vater.

Die Mutter seufzte und weinte bitterlich über die Herzlosigkeit der Familie; aber Jaquette gab sich keine Mühe, sich selbst oder die anderen zu verteidigen. Sie klingelte der Haushälterin und bat um etwas Kompott und Backwerk, und darüber wurde die Frau Oberst so vergnügt, daß sie ihr ganzes Unglück vergaß. Aber kaum hatte sie den Löffel weggelegt, als sie auch schon Jaquette fragte, ob sie ihr die Freude machen wolle, ein Weilchen aus Karl Arturs Briefen vorzulesen? Sie seien so wunderschön, und es sei nun schon so lange her, seit sie nichts mehr aus ihnen gehört habe.

Da griff Mamsell Jaquette aufs neue nach dem Bündel Briefe, und wieder las sie sehr sorgfältig und ausdrucksvoll. Die Mutter saß fein und vornehm neben ihr und lauschte so andächtig, wie sie nun seit bald drei Jahren immer den gleichen Briefen gelauscht hatte.

Sie war sehr gut gekleidet und schön frisiert, und ihre Füße steckten wie immer in zierlichen Brokatschuhen. Aber sie war jetzt eine gelblichblasse, zusammengesunkene, kraftlose Matrone. Von dem Liebreiz, der diesem Antlitz zu eigen gewesen, sowie von dem Glanz der schönen Augen konnte man sich jetzt nur noch eine schwache Vorstellung machen. Die Frau Oberst war wie eine verblühte Rose; die letzten Blätter saßen zwar noch am Stiele, aber der kleinste Windhauch konnte sie vollends entblättern.

An diesem Vormittag jedoch war Mamsell Jaquette eine sehr mangelhafte Vorleserin. Die Frau Oberst befand sich eben in einem Kolleg von Atterbom und versuchte sich in der Philosophie der Romantik zurechtzufinden, als sie merkte, daß Jaquette zu stottern anfing, sich in einzelnen Worten irrte und wie geistesabwesend weiterlas. Wieder wurde die Mutter ganz betrübt und sagte, jetzt wolle sie selbst lesen, da Jaquette ja offenbar nichts daran liege, den Bruder auf seinen Studien zu begleiten, sondern nur am Fenster sitzen wolle und nach den jungen Herren, die drüben auf der Westbrücke Hüpfsteine warfen, Ausschau halte.

Ja, Jaquette hatte allerdings ihre Augen auf die West-

brücke geheftet, aber sie hatte nicht nach jungen Herren Ausschau gehalten. Was ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, war ein Mädchen aus Dalarne, eine große, stattliche Erscheinung mit einem schwarzen Lederranzen auf dem Rücken, die schon eine gute Weile dort über das Brückengeländer vorgebeugt stand und ins Wasser hinunter starrte.

„Es ist nicht möglich," dachte Mamsell Jaquette. „Aber ist es denn nicht dieselbe Kleidung? Ach, wenn sie doch nur endlich weitergehen wollte, anstatt sich dort so unbeweglich über das Geländer hinauszubeugen!"

Trotz der Klagen der Mutter über das schlechte Vorlesen konnte Mamsell Jaquette es nicht lassen, immer wieder einen Blick auf die Person zu werfen, die dort unausgesetzt in das Wasser hinunterstarrte. Der große Fluß, der jetzt nach der Schneeschmelze ungeheuer viel Wasser hatte, nahm sich prächtig aus, wie er so unter dem Brückengewölbe hervorströmte. Aber wer hatte wohl je gesehen, daß sich eine arme Hausiererin die Zeit nahm, sich stundenlang an dem munteren Spiel der Wellen zu erfreuen?

„Nein, das gefällt mir ganz und gar nicht," dachte Mamsell Jaquette. „Es müßte jemand mit ihr reden und sie fragen, warum sie so lange dort stehe."

Sie überlegte auch schon, ob sie nicht ihre Mutter bitten solle, mit dem Vorlesen aufhören zu dürfen, um in dem herrlichen Frühlingswetter einen Spaziergang machen zu können; aber als sie wieder aufschaute, war die Hausiererin verschwunden.

Fast gegen ihren Willen richtete Mamsell Jaquette ihren Blick auf den Fluß hinunter, um zu spähen, ob nicht etwas Rot und Grünes zwischen dem weißen Schaum herumwirble? Glücklicherweise aber sah sie nichts Derartiges, und zu ihrer Mutter großer Freude war ihr Vorlesen während der nächsten Minuten vollkommen tadellos.

Doch leider, leider! Das Stottern und Stammeln setzte fast unmittelbar nachher wieder ein. Jaquette war an diesem Vormittag ganz unerträglich.

Ja, Mamsell Jaquette war aufs neue zerstreut. Jetzt lauschte sie auf Stimmen, die aus dem Arbeitszimmer

ihres Vaters, das im unteren Stockwerk gerade unter dem Kabinett der Frau Oberst lag, heraufdrangen.

Ganz deutlich hörte sie ihres Vaters brummigen Baß. Ob er infolge von Überraschung oder Ärger so klang, konnte sie nicht wissen, aber ganz sicherlich tönte er tiefer als sonst. Zugleich meinte sie auch, eine weibliche Stimme zu vernehmen, die mit einem eigenen Tonfall stieg und sank.

Zur unsäglichen Bestürzung der Frau Oberst unterbrach Jaquette ohne jegliche Entschuldigung oder Erklärung jählings die Vorlesung von des Bruders wohlgesetztem und inhaltsreichem Bericht. Sie klingelte ganz einfach dem Zimmermädchen, bat sie, eine Weile bei ihrer Mutter zu bleiben, und verließ rasch das Kabinett.

Im nächsten Augenblick trat Jaquette in das Arbeitszimmer ihres Vaters und fand ihn im Gespräch mit seiner Schwiegertochter, der früheren Hausiererin Anna Svärd, einer Person, deren Namen man in dem Ekenstedtschen Hause seit jenem Unglückstage, wo die selige Frau Dompropst Sjöborg begraben wurde, nicht mehr auszusprechen gewagt hatte. Der Oberst saß, von der Schwiegertochter halb abgewendet, am Schreibtisch. An seiner Haltung konnte man deutlich merken, daß ihm der Besuch nicht willkommen war. Anna Svärd stand mitten im Zimmer; sie hatte den Kramsack abgestellt und war eben dabei, die Knoten und Schnallen aufzumachen, um ihn zu öffnen. Keines von den beiden ließ sich durch Jaquettes Eintreten im Gespräch stören.

„Erst wollt' ich g'rad'swegs heim nach Medstuby," sagte Anna Svärd, „aber du begreifst woll, daß 's nit leicht wär', so ganz ohne 'nen Groschen im Sack zu meiner Mutter heimz'kommen. Da hab' ich den Umweg über Karlstadt g'macht, hab' g'meint, der Kaufmann Hoving soll mir War' auf Borg geb'n, nur grad so viel, als ich in mei'm Sack trag'n könnt'. Hab' g'meint, er werd's wegen der alten Freundschaft tun, aber er hat nit g'wollt."

Mamsell Jaquette, deren Kopf noch von dem erfüllt war, was sie droben vom Fenster aus gesehen, sowie auch von einem Brief, den sie am selben Vormittag von der alten Frau Propst Forsius in Korskyrka erhalten hatte,

betrachtete die Schwägerin mit größter Neugier. Daß sie hoch in der Hoffnung war, merkte man sofort; aber bei ihrer Größe und Stattlichkeit wirkte es nicht besonders verunstaltend. Das Gesicht war noch ebenso schön wie früher; aber die Brauen waren jetzt dicht zusammengezogen und bildeten eine ununterbrochene schwarze Linie. Unter dieser funkelten die tiefen blauen Augen trotzig, ja, geradezu böse.

Der Oberst antwortete seiner Schwiegertochter nicht sofort, sondern wendete sich an Jaquette.

„Deine Schwägerin hier," sagte er zu ihr in trockenem Ton, „ist gekommen, um uns mitzuteilen, daß sie das Zusammenleben mit deinem Bruder satt habe und nun ihre frühere Beschäftigung wieder aufnehmen wolle."

Anna Svärd hatte jetzt alle Knoten an ihrem Kramsack aufgelöst. Sie hob ihn, der nur mit Heu und Stroh gefüllt war, auf und streckte ihn dem Oberst unter die Nase.

„Siehst jetzt, daß nix weiter drin ist," sagte sie. „Hab' g'meint, 's wär zu dumm, mit 'nem leeren Sack rumz'lauf'n, deshalb hab' ich 'nen Strohwisch 'neing'steckt."

Der Oberst zog rasch den Kopf zurück und schob den Sack mit allen Zeichen heftigen Widerwillens von sich weg. Doch nun wendete sich die Hausiererin an Jaquette.

„Du, Jaquette, bist mal gut gegen mich g'wesen. Leg' jetzt 'n gut's Wort für mich ein, daß der Oberst mir zweihundert Reichstaler leiht. Übers Jahr an Michaelis kriegt er sie wieder."

Mamsell Jaquette, die vorhin oben bei ihrer Mutter über die Leere und Ereignislosigkeit des Lebens geseufzt hatte, sah ganz bestürzt aus, als sie aufgefordert wurde, zugunsten der Schwägerin einzugreifen. Sie kam auch nicht dazu, etwas zu sagen, denn der Oberst ergriff jetzt das Wort.

„Ich rate ihr, sich das nicht einfallen zu lassen!" brach er los. „Wir verstehen sehr gut, wer Euch hierhergeschickt hat," wendete er sich direkt an Anna Svärd. „Er wagt nicht selbst zu kommen, statt dessen haben wir nun das Vergnügen Eures Besuchs."

„Aber lieber Vater..."

Anna Svärd war nicht sehr empört über diese An-

klage. „Unsinn!“ sagte sie. „Du hast's ja selbst nit aus-g'halten, ihn zum Sohn zu hab'n, da verstehst vielleicht, daß ihn jemand anders als Mann übersatt hab'n kann.“

„Lieber Vater, ich habe heut morgen einen Brief von Frau Forsius in Korskyrka bekommen. Es ist ganz richtig, daß Anna und Karl Artur im Unfrieden auseinandergegangen sind.“

„Na ja,“ erwiderte der Oberst, „deshalb ist es doch nicht angenehmer für mich, eine Schwiegertochter zu haben, die mit dem Kramsack umherzieht.“

„O ja, versteh' woll, daß dir das nit paßt,“ sagte Anna Svärd. „Aber wenn du mir in der Weis' nit helfen willst, dann find' halt was Bess'res! Wie wär's, wenn's dir zum Beispiel einfallen würd', mir dreitausend Reichstaler zu geben, dann könnt' ich mir 'nen kleinen Hof kaufen, hätt' Pferd und Kuh, könnt' beim Kind daheim bleib'n und braucht' nit auf den Landstraßen rumzieh'n, und ich hätt' wahrlich nix dagegen, da kannst dich drauf verlass'n.“

Sie schwieg einen Augenblick, nachdem sie dem Oberst diesen Vorschlag gemacht hatte. Ganz deutlich wartete sie auf eine Antwort, aber es kam keine.

„Kannst dir woll nix Derartig's denken?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete der Oberst, „das kann ich nicht.“

„Na ja,“ sagte die Schwiegertochter, „wenn du nit willst, gibt's vielleicht andre, die mir Geld borg'n, damit ich mein' Handel in Gang bring'. Der Anton Bonander ist in der Stadt. Hab' mich eigentlich nit mit dem einlass'n woll'n, weil er 'n Spitzbub' ist, aber jetzt geh' ich doch hin.“

Noch einmal schien sie auf Antwort zu warten; als aber keine kam, beugte sie sich über den Kramsack und begann ihn zuzuschnüren. Ihre Finger bewegten sich mit verzweifelter Schnelligkeit; aber es waren viele Schnallen, und Mamsell Jaquette war sich bewußt, wenn sie noch etwas sagen oder tun wollte, um ihren Vater zu erweichen, dann war immerhin noch Zeit dazu da.

Und Mamsell Jaquette wollte wohl; aber sie wußte durchaus nicht, wie sie es machen sollte. Zu viel stand ihr im Wege.

Der Oberst war noch ebenso kräftig und stattlich wie

früher. Er war nicht zusammengesunken oder gealtert wie seine Gattin. Aber auf seiner Stirne hatten sich viele tiefe Runzeln eingegraben, und in seinen Augen glühte ein loderndes Feuer, das sich von einem inneren Brand-herd, der nie erlöschen wollte, zu nähren schien. Mamsell Jaquette hatte oft größeres Mitleid mit ihrem Vater als mit ihrer Mutter. Die Erinnerung ist eine köstliche Gabe; aber vielleicht ist es besser, sie zu verlieren, als daß sie von einem Haß, der nie erlischt und sich nie mildert, genährt wird.

Nur einen Schlüssel gab es, der die Tür zur Barmherzigkeit des Oberst aufschloß, und Mamsell Jaquette wußte wohl, wie dieser Schlüssel hieß, aber sie wußte nicht, in welcher Weise sie ihn hier anwenden könnte.

Und ganz rasch schien sie der ganzen Sache überdrüssig zu werden. Sie überließ die beiden Streitenden ihrem Schicksal und verschwand aus dem Zimmer.

Sie blieb indes nicht lange weg. In dem Augenblick, wo die Schwägerin sich mit dem Kramsack auf dem Rücken zum Gehen wendete, erschien Mamsell Jaquette wieder, diesmal in Hut und Mantel. Rasch trat sie auf ihren Vater zu und reichte ihm die Hand.

„Adjö, lieber Vater," sagte sie.

Der Oberst sah von seinen Papieren auf. „Was hast du denn? Wohin willst du?"

„Ich gehe mit Anna, lieber Vater."

„Bist du ganz verrückt?"

„Gewiß nicht, lieber Vater. Aber als ich vor kurzem dreißig Jahr alt wurde, warst du so herzensgut und hast mir dein kleines Landgut draußen vor Karlstadt geschenkt. Ich weiß, es ist dein Wunsch, daß ich dort wohne, wenn du einmal nicht mehr da bist; das Haus ist auch sehr schön und behaglich eingerichtet, einige Haustiere und ein kleiner Obstgarten sind da, gewiß könnte sich niemand ein besseres Heim wünschen. Aber für mich findet sich wohl auch noch etwas anderes, lieber Vater, und mit deiner Erlaubnis will ich den Hof jetzt meiner Schwägerin schenken. Ich will jetzt gleich mit ihr hinausgehen und in der ersten Zeit bei ihr bleiben — jedenfalls so lange, bis das Kind zur Welt gekommen ist."

15*

Der Oberst war aufgesprungen; er sah nicht gerade sanft aus.

„Aber ums Himmels willen ...“

Der Oberst und seine Töchter waren indes von jeher auf einem sehr vertrauten Fuße miteinander gestanden, und so fürchtete sich Mamsell Jaquette durchaus nicht vor ihm. Sie war es nur gar nicht gewohnt, einzugreifen, zu beschließen und anzuordnen. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie etwas Derartiges tun müssen.

„Du hast mir das Gut in gesetzlicher Form geschenkt, lieber Vater, und kannst es mir also nicht wieder nehmen. Und Anna wird es viel besser verwalten als ich. Du läßt uns ja nicht von Karl Artur sprechen, deshalb weißt du auch nicht, welch eine tüchtige Frau er hat. Eva und ich haben oft gewünscht, ihr eine Freundlichkeit erweisen zu können, aber wir haben es nur deinetwegen nicht gewagt, lieber Vater.“

Mamsell Jaquette stand mit roten Rosen auf den schon etwas verblühten Wangen vor ihrem Vater und verbreitete sich mit wahrem Entzücken noch weiter über ihren Plan.

„Wenn es dann Sommer ist, fährst du, lieber Vater, mit der lieben Mutter im Boot nach Älvsnäs hinaus und ihr seht euch euer Enkelkind an. Ach, wie schön wird es sein, wenn wir euch da empfangen dürfen! Und die liebe Mutter wird wieder aufleben.“

Es zuckte in dem Gesicht des Obersten. Bis jetzt hatte er nicht daran gedacht, wie es mit seiner Frau gehen würde, wenn Jaquette das elterliche Haus verließ.

„Willst du lange fortbleiben?“ fragte er. „Wer soll denn dann der lieben Mutter vorlesen?“

„Du mußt Eva sagen, sie soll jeden Vor- und Nachmittag ein paar Stunden kommen und vorlesen. Oder vielleicht würdest du es fürs Beste halten, dich nach einer neuen Pflegerin umzusehen.“

Der Oberst schob seine Hände in seine Westentaschen und pfiff. Er dachte daran, wie schrecklich es war, wenn Eva der Mutter vorlesen sollte. Und das wußte er auch: keine Pflegerin auf der Welt hielt es auf die Dauer aus, Tag und Nacht Karl Arturs Studentenbriefe vorzulesen. Jaquette war die einzige, die die Geduld nicht verlor.

„Hör', Jaquette!" sagte der Oberst. „Was willst du haben, um diese Verrücktheit aufzugeben?"

„Dreitausend Reichstaler, lieber Vater."

Der Oberst zog einen Schubkasten in seinem Schreibtisch auf und entnahm ihm drei große Banknotenbündel, die er Mamsell Jaquette hinreichte. Diese aber stopfte sie ihrer Schwägerin in die Tasche und küßte sie.

„Liebe Anna," sagte sie, „ich sehe, es hat dich jemand unbarmherzig behandelt. Aber wenn du heimkommst und in aller Ruhe zu Hause sitzest, dann denk' daran, daß du doch hast erfahren dürfen, wie das Leben gibt und nimmt."

Dann begleitete sie die Schwägerin bis zur Gartentür. Und als sie sich da trennten, meinte Mamsell Jaquette, Annas Augen funkelten nun etwas weniger hart und böse als vorher.

Darauf legte Mamsell Jaquette Mantel und Hut wieder ab, stieg die Treppe hinauf und setzte sich am Kabinettfenster ihrer Mutter gegenüber. Sie legte das Briefbündel in ihren Schoß und fing wieder an, schön und mit ausgezeichneter Betonung vorzulesen. Das gewöhnliche Mißgeschick, daß sie von einem Brief in einen andern übersprang, traf allerdings auch an diesem Tage ab und zu ein. Aber an diesem Tage war nicht der Menschenstrom auf der Westbrücke schuld an Mamsell Jaquettes Zerstreutheit. Dafür aber träumte sie, daß sie und die Schwägerin auf das Landgut hinausgezogen seien und daß sie selbst ein arbeitsames Leben für etwas Junges und Heranwachsendes und nicht für das Alte und Dahinwelkende führe.

Annstu-Lisa

Es sah wirklich aus, als ob Mamsell Jaquettes Freundlichkeit auf ihre arme Schwägerin Eindruck gemacht hätte.

„Siehst jetzt, Anna, 's ist auf der Welt doch nit ganz aus mit aller Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit!" mochte sie wohl zu sich selbst gesagt haben. „Bist jetzt nit zwungen, bis nach Medstuby zu lauf'n, um gute Leut' z' find'n."

Um die Wahrheit zu sagen, war es ihr bei näherer Überlegung durchaus nicht verlockend, in ihr Heimatdorf zurückzukehren und all die gehässigen Reden in Empfang zu nehmen, die ihr dort geboten würden. „Hab' ich's nit gleich g'sagt! Sie taugt halt nit zur Pfarrfrau!" würde es von allen Seiten her heißen, von der Schultheißin an bis zu den kleinen Buben, die in Kantor Medbergs Schulstube lesen lernten.

Außerdem hatte Anna das Geld von jeher sehr hoch geschätzt, und jetzt, mit dreitausend Reichstalern in der Tasche, wurde ihr die Wanderung entschieden leichter; nun hatte sie etwas, das ihre Gedanken sehr beschäftigte.

Eigentlich hatte sie sich in dem kleinen Häuschen über des Doktors Baumgarten immer sehr wohl gefühlt, und der Gedanke kam ihr, ob es nicht eine Dummheit wäre, wenn sie es aufgäbe. Wäre es nicht am Ende klüger, wenn sie ein paar Äcker dazu kaufte, einen Stall baute und Vieh eintat. Wenn Gott seinen Segen dazu gab, konnte sie in einigen Jahren auf einem guten Hofe ihr sicheres Auskommen haben.

Jedenfalls begab sie sich jetzt nicht nordwärts durch das Klarelftal, was der nächste Weg in ihre Heimat gewesen wäre, sondern wanderte in östlicher Richtung den Vänerstrand entlang, was für jemand, der nach Korskyrka wollte, als der gerade Weg erscheinen mußte.

Was Karl Artur betrifft, so dachte Anna nicht anders, als daß sie ihn in seinem herrschaftlich eingerichteten Zimmer ganz wie gewöhnlich an seinem Schreibtisch finden würde. Und ebensowenig fürchtete sie, er werde einem erneuten Zusammenleben Schwierigkeiten entgegensetzen.

„Er muß doch woll jemand hab'n, der d' Stuben richtet und's Essen kocht," dachte sie. „Will hoff'n, daß er dann grad so gut mit mir vorlieb nimmt wie mit sonst jemand."

Wie man sieht, hatte ihr die Bewegung in der frischen Frühlingsluft gut getan, und vor allem auch Mamsell Jaquettes Freundlichkeit. Ihre erregten Gefühle hatten sich beruhigt. Sie konnte die Sachen und Dinge jetzt so sehen, wie sie waren, ohne aus einer Mücke einen Elefanten zu machen.

Meile um Meile wanderte sie durch das prächtige Ackerland östlich von Karlstadt dahin. Die Äcker durften sich hier ausbreiten, ohne beständig von Bergrücken zerschnitten zu werden. Die Wälder hatten bis zum Horizont hinausrücken müssen. Mit ihren dreitausend Reichstalern in der Tasche betrachtete Anna diese Gegend mit einem ganz anderen Interesse. „Vielleicht wär's 's Richtigst', wenn ich hier blieb'," dachte sie. „Wo sonst gäb's denn für den Pflug so 'n bequem's Land wie hier?"

Soviel ist sicher, sie betrachtete jeden Hof, an dem sie vorbeikam, sehr genau. Überall gab's etwas zu lernen und etwas zu überlegen. Die Augen waren ihr für die äußere Welt aufgegangen. Ihre Gedanken bewegten sich nicht mehr in einem engen Kreis um die zehn Kinder, um Thea, Karl Artur und ihre eigene Angst vor dem Strafgericht.

Als sie an einer der kleinen weißen Kirchen dieser Gegend vorüberkam, geriet sie mitten in einen kleinen Jahrmarkt hinein. Es waren da etwa dieselben Verkäufer, dieselben Waren, dieselben Buden und hin- und herschwankenden Schilde, wie auf dem Jahrmarkt zu Korskyrka vor ein paar Wochen. Da sich aber der Tag dem Ende zuneigte, hatten die Menschenscharen, die zwischen den Ständen umherzogen, schon Branntwein genug getrunken, und die Ausgelassenheit war wilder und roher geworden. Auf allen Seiten ertönten Zänkereien und Gelärm. Besonders die Pferdehändler und Zigeuner waren in streitlustiger Stimmung. Man konnte nichts anderes erwarten, als daß das Ganze jeden Augenblick mit einer großen Schlägerei endigen werde. Anna Svärd, die so etwas wohl kannte, ging eilig weiter, um aus dem Gedränge hinauszukommen, ehe der Streit losbrechen würde.

Doch im Vorbeieilen hörte sie etwas, das sie zum Stehenbleiben und Zuhören brachte. Mitten aus dem Schwatzen der Menschen, dem Quietschen der Drehorgeln, dem Brüllen des Viehs, dem Gerassel der Fuhrwerke, mitten aus dem gewaltigen Jahrmarktsgetöse heraus begann eine Frauenstimme ein geistliches Lied zu singen. Zur Höhe hinauf stieg das Lied, frisch, wunderbar klar und deutlich. Wer es hörte, mußte es wahrlich für ein

himmlisches Wunder halten, wie dieser schöne Gesang aus dem rohen, brüllenden Jahrmarktsgetriebe aufstieg.

Die Leute waren vor Verwunderung wirklich wie vor den Kopf geschlagen. Man hörte auf zu kaufen und zu feilschen, man blieb mit der erhobenen Branntweinflasche in der Hand stehen, ohne sie zum Munde zu führen.

Die Sängerin hatte sich auf einen sogenannten Marktschreierwagen, ein ganz einfaches Fuhrwerk ohne Sitz oder Verdeck, gestellt, um über die Köpfe der Menge hervorzuragen. Sie war klein und dick und in einen glatten, schwarzen Mantel gehüllt, die Gesichtszüge waren häßlich, die Augen hervorstehend und wässerig.

Sie hatte schon einen ganzen Kreis Zuhörer um sich her. Man fühlte sich etwas enttäuscht, weil die Person, die so herrlich singen konnte, nicht auch schön war; aber die Schönheit des Gesanges war doch so groß, daß man geduldig stehenblieb und zuhörte.

„Wenn's nit unmöglich wär' ..." dachte Anna Svärd. „Aber ich täusch' mich g'wiß."

Sie wollte ihren eigenen Augen nicht trauen und sagte sich, daß ja diese Frau, während sie sang, etwas Schönes, etwas Reines und Heiliges bekommen habe. Bei der andern hatte sie nie so etwas, wie bei der Sängerin hier, bemerkt.

Das Lied war zu Ende. Die Frau stieg von dem Wagen herunter, und ein Mann, der vorher unter den Zuhörern stand, nahm ihren Platz ein.

Er trug einen grauen Friesanzug und einen breitrandigen Hut. Diesen zog er rasch ab, warf ihn auf den Boden des Wagens und blieb dann ein paar Sekunden mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen im Gebet versenkt stehen. Der Wind spielte mit seinem Haar und warf es ihm über die Stirne herein, wodurch die leuchtende Blässe seines Gesichts noch mehr hervortrat. Wie er so dastand, warf ein hervorbrechender Sonnenstrahl einen hellen Glanz auf ihn; er machte das feine Antlitz fast durchsichtig und umrahmte es für ein paar Augenblicke mit einem Glorienschein. Es war, als habe der Sonnenstrahl helfen wollen, aller Blicke auf den Mann zu lenken.

Anna Svärd, die natürlich ihren Mann sofort er-

kannte, meinte, so schön habe sie ihn noch nie gesehen. Auch der ganze Volkshaufe, der, als das Lied zu Ende war, wieder zum Handeln und Trinken zurückkehren wollte, blieb in der Erwartung, was dieser Mann ihnen wohl zu sagen haben könne, ruhig stehen.

Es dauerte auch nicht lange, bis Karl Artur zu reden anfing. Er schlug seine dunklen Augen auf, ließ seinen Blick über die Leute hingleiten, stand aber sonst ganz regungslos da. Und mitten in der großen, andachtsvollen Stille, die sich auf dem Jahrmarktsplatz ausgebreitet hatte, ertönte seine Stimme weithin verständlich.

Man begreift, daß seiner Frau das Blut in den Kopf stieg. Kein Wort erfaßte sie von dem, was ihr Mann sprach. Statt dessen fragte sie sich, was das alles zu bedeuten habe? Was hatten Thea und er hier auf dem Jahrmarkt zu schaffen?

Allmählich war sie indes doch imstande, einige Sätze festzuhalten. Sie hörte Karl Artur den Leuten erzählen, daß er Jesu Gebot folgen und auf Wege und Stege hinausgehen wolle, um das Evangelium vom Himmelreich zu verkündigen. Er wolle nicht mehr von der Kanzel aus predigen und habe seinen Abschied vom Pfarramt verlangt.

Die Menge, die das alles schön und erstaunlich fand, lauschte fast atemlos. Ab und zu wurde zwar die Stille von irgendeinem halbberauschten Raufbold unterbrochen, der schrie, er habe es satt, diesem Schwätzer auf dem Marktschreierwagen zuzuhören. Dies hier sei ein Jahrmarkt, wo man lustig sein und nicht Predigten anhören wolle. Aber diese Schreier wurden rasch zum Schweigen gebracht; denn die Zuhörer, die diese neue Verkündigung hören wollten, waren in der Mehrzahl.

Man wäre geneigt zu sagen, daß außer Anna Svärd niemand Zorn oder Widerwillen empfand. Sie aber war auch im höchsten Grad empört. War ihr Mann also nicht mehr Pfarrer? Wollten er und Thea wie Zigeuner im Lande umherziehen? Sie, seine Frau, hatte da wohl auch noch ein Wort mitzusprechen! Fast konnte sie sich nicht mehr beherrschen, und schon wollte sie sich bis in die erste Reihe des Volkshaufens durchdrängen, um der

schönen Rede ein Ende zu machen. Sie wollte laut hinausrufen, was für Menschen Thea und Karl Artur seien. Jedes von ihnen war ja seinerseits verheiratet! Hurenmenschen waren sie! Und wollten sich dabei heilig hinstellen und Gottes Wort verkündigen!

Doch gerade als sie sich vorwärtsdrängen wollte, legte sich eine Hand auf ihre Schulter. Sie schaute auf und sah die alte Annstu-Lisa vor sich, die älteste und berühmteste von allen Hausiererinnen, hochgewachsen, knochig, das Gesicht von Wetter und Wind wie Rinde gebräunt, mit trüben, unerforschlichen Augen, die ganze Person schwerfällig und unerschütterlich wie ein großer Felsblock.

Annstu-Lisa war wegen ihrer Schlauheit und ihrer unersättlichen Gier nach Tabak, Kaffee und Kartenspiel berüchtigt; aber daneben hatte das Weib auch noch andere Gaben, von denen man nicht gerne sprach. Und Anna hatte wohl davon flüstern hören, daß sie nicht allein scharfsichtig, sondern auch hellseherisch sei und die Leute auf gewisse Weise dazu bringen könne, an ihrem Stand zu kaufen und jeden Preis zu bezahlen, den sie begehrte. Als darum Anna jetzt die Hand der Annstu-Lisa auf ihrer Schulter fühlte, begriff sie, daß das Weib sie nicht ohne Absicht angefaßt hatte.

Die Alte sagte kein Wort, und Anna hätte deren Hand mit einem einzigen Ruck abschütteln können; aber merkwürdigerweise tat sie es nicht. Statt dessen blieb sie ganz ruhig stehen und lauschte dem Redner, wie alle die andern auch.

Aber so, wie Karl Artur an diesem Abend auf dem Jahrmarkt redete, hatte sie ihn früher nur ein einziges Mal sprechen hören, nämlich an jenem Sonntag in Korskyrka, wo er über die wunderbaren Worte von der Liebe predigte.

Sie erinnerte sich ganz genau, wie damals alles gewesen war. Wie sie fortwährend gehofft hatte, Thea werde nicht in die Kirche kommen, um ihn mit ihren Hexenkünsten zu erschrecken, und wie unglücklich sie gewesen war, als Thea schließlich doch noch erschien und Karl Artur sofort den Faden seiner Predigt verlor.

Gerade darum konnte sie auch jetzt verstehen, wie

glücklich er sich fühlen mußte, daß die großen Gaben ihm wiedergegeben waren. Wenn sie, seine Frau, jetzt vortrat, dann kam er sicher aus dem Konzept, und ein größeres Leid könnte sie ihm wahrhaftig nicht antun.

Aber während sie noch überlegte, wie sie ihm am meisten schaden könnte, da war ihr, als habe sie nicht mehr die Annstu-Lisa neben sich, sondern die Frau Propst Forsius, die regungslos und andachtsvoll dastand und ihr zeigte, wie eine Pfarrfrau in Korskyrka sich aufführen müsse, wenn ihr Gatte auf der Kanzel stand.

Und plötzlich kam Leben in Anna, sie bewegte sich, doch jetzt nicht mehr, um sich zu Karl Artur vorzudrängen. Statt dessen suchte sie in entgegengesetzter Richtung aus dem Volkshaufen herauszukommen, um den Jahrmarkt zu verlassen, und das gelang ihr auch leicht genug, denn Annstu-Lisa ging vor ihr her und bahnte den Weg.

Kaum waren sie indes auf der Landstraße, als Anna fühlte, wie der Zorn aufs neue in ihr aufloderte, und sie wendete sich an Annstu-Lisa, ohne im allergeringsten verbergen zu wollen, wie empört sie war.

„Hättst dich doch nit da dreinmischen brauch'n!" sagte sie. „Hätt' ich denen nit sag'n soll'n, was für Leut' sie sind?"

„Ich hab' g'seh'n, daß du drauf und dran g'wesen bist, dich ins Unglück zu stürz'n," antwortete das Weib mit ihrer trockenen, kräftigen Stimme, „und ich wollt' dir helf'n, weil du vor drei Jahr' vom Jahrmarkt wegblieb'n bist, damit ich und d' Ris-Karin und die anderen armen Tröpfe Platz hätt'n. Die dort drüb'n sind ja jetzt am Abend schon halb berauscht, da weißt nit, was du ang'stift' hättst!"

Anna Svärd sah die Alte überrascht an. Daß sie ihrer Kameraden wegen damals von den Herbstjahrmärkten weggeblieben war, hatte sie keinem Menschen je gesagt.

„Bist so unwissend wie 'n neugebor'nes Kind," fuhr die Alte fort. „Jetzt bist bald drei Jahr' mit dem Mann dort drüben verheirat' g'wesen und siehst noch nit, daß deine und seine Weg' auseinanderlauf'n, während seine und die der andern zusammengeh'n. Glaub' doch nit, daß du dem, was dir b'stimmt ist, entgeh'n kannst!"

Als die Annstu-Lisa das sagte, erwachte in Anna Svärd etwas Altes und fast Vergessenes. Aber jetzt erinnerte sie sich genau: Irgendwo in Gottes Himmel droben stand sicherlich alles, was sie durchmachen mußte, aufgezeichnet, und was geschrieben war, das war geschrieben. Keine Macht der Welt konnte etwas daran ändern, ja nicht einmal Gott selbst. Das glaubten Mutter Svärd und Jobs-Erik, das glaubten alle Leute in Medstuby, und in diesem Glauben lebten und starben sie mutig und glücklich.

Nach einer Weile wendete sich Anna Svärd an die Alte, die noch immer schweigsam und geduldig neben ihr herlief.

„Ja, jetzt sollst schön bedankt sein, Lisa! Bin woll nit so dumm, mich gegen das aufz'lehn'n, was mir b'stimmt ist."

Annstu-Lisa hielt sofort an und reichte Anna eine Hand, die furchtbar groß war, aber trotzdem immer nur die Hand des andern ganz schwach drückte.

„Ja, muß jetzt woll wied'r an mein' Stand z'rück," sagte sie.

Aber Anna Svärd richtete noch eine Frage an sie, ehe sie sich trennten. „Du, Lisa, wenn doch so viel von mir weißt, kannst mir vielleicht auch sag'n, wohin ich meine Schritt' jetzt lenk'n soll?"

Und die Antwort wurde ohne jegliches Zögern gegeben. „Geh nur gradaus weiter, denn was dir b'stimmt ist, kommt am heutigen Abend noch zu dir."

Darauf wendete sich Lisa rasch um und kehrte zum Jahrmarkt zurück, Anna Svärd aber blieb stehen und schaute ihr noch lange nach. Lisa war ihr eine große Hilfe gewesen, gerade wie Mamsell Jaquette auch.

Bald wanderte sie in dem schönen Frühlingsabend weiter, und sie wartete jetzt mit großer Sicherheit auf das, was kommen sollte; es mußte etwas Freundliches und Gutes sein. Aber sie war schon sehr lange gegangen, ohne daß etwas geschehen wäre. Schließlich wurde sie hungrig und müde, und so ließ sie sich auf einem Grabenrand nieder, um von ihrem Reiseimbiß zu essen.

Und nun geschah es, daß gerade, als Anna ein Butterbrot zum Munde führte, zwei Bettelweiber des Wegs dahergezogen kamen, zwei graue, schmutzige Frauen mit

einem unglaublich langen Schwanz von grauen, schmutzigen Kindern hinter sich.

„Die da werd'n mir vielleicht den Bissen vom Mund wegreiß'n," dachte Anna und rückte ein wenig zurück hinter einen Steinblock, damit die Bettelschar vorbeiziehe, ohne sie zu sehen.

Was die Weiber und die Kinder auf dem Leibe trugen, läßt sich kaum beschreiben. Sie hatten Scheuerlappen auf dem Kopfe, als Kleider trugen sie Säcke, die einen ganzen Sommer lang auf Vogelscheuchen gesessen hatten, und die Schuhe waren aus alten Birkenrindenstücken zusammengenagelt.

Aber die beiden Weiber waren weder über den Schmutz noch über die Lumpen ärgerlich. Sie lachten und schwatzten so eifrig, daß man es schon von weitem hörte.

„Nie hätt' ich glaubt, daß das Rumziehen und Betteln so lustig sein könnt'," sagte die eine von ihnen.

„Man hätt' sich auch nie so 'n Mordsglück denk'n können, wie du g'habt hast," erwiderte die andre. „Zehn Stück Kinder ohne jegliche Bezahlung!"

Anna Svärd wurde allmählich mißtrauisch, ob dies mit rechten Dingen zugehe. Wie sie gehört hatte, kam es vor, daß sich vermögliche Bauernfrauen aus den nördlichen Wärmlandsbezirken gegen das Frühjahr, wenn die Scheunen leer geworden waren, auf den Bettel verlegten, um Korn zu Brot und zur Aussaat herbeizuschaffen. Die hier waren offenbar auch nicht vergebens unterwegs gewesen. Die Weiber sowie auch die Kinder schleppten volle Säcke auf dem Rücken daher.

„Wenn's nur nit so weit heim wär'?" sagte das erste Bettelweib lachend. „Man hätt' ja fast 'nen Mietswagen nötig, bis ganz nauf in den Eksbezirk z'rück."

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als Anna Svärd auch schon auf den Weg hinaussprang und die Bettelweiber anstarrte. Trotz dem Schmutz und den Haarzotteln, die ihnen über die Augen hereinhingen, erkannte sie deren Züge. Die eine saß in einer Waldkate — sie war wohl so arm, daß sie betteln mußte —, aber die andere war eine reiche Witwe gewesen, als Anna sie zuletzt gesehen hatte. Damals hatte sie ihr mit Bohnenkaffee aufgewartet und ihr einen Nackenkamm abgekauft.

Sobald die Weiber Anna Svärds ansichtig wurden, fingen sie an zu betteln.

„Ihr habt g'wiß was in dem Sack, das Ihr uns für d' Kinder schenk'n könnt?"

„Bist denn du nit die Frau auf Norrviken?" fragte Anna halb spöttisch. „Ist's denn möglich, daß du so arm word'n bist, daß du jetzt mit 'em Bettelsack 'rumzieh'n mußt?"

„Im Hof ist Feuer ausbrochen," sagte das Weib. „D' Küh' sind umkomm'n, 's Korn ist verfror'n ..."

Mehr konnte sie nicht sagen, denn plötzlich ertönte ein gellender Schrei aus der Kinderschar heraus. Zehn Bettelkinder stürzten auf Anna Svärd zu, umhalsten sie und hätten sie beinahe umgeworfen.

Anna Svärd kümmerte sich zuerst nicht um die Kinder, sie legte nur dem Weib ihre Hand schwer auf die Achsel.

„Ach so, du bist's, die mit 'em Oheim von den Kindern verheirat't ist," sagte sie. „Jetzt kommst sofort mit zum Vogt! Und dann kannst auf'm Schub heimfahr'n, du und d' Kinder."

Als das Weib das hörte, stieß sie einen Schrei aus. Sie warf ihren Sack ab und lief auf und davon, so schnell sie ihre Beine tragen konnten; und dasselbe tat auch das andere Bettelweib mitsamt allen den Kindern, die zu ihr gehörten.

Aber Anna Svärd blieb auf der Landstraße stehen mit den zehn Kindern um sich her und mit Freude und Frieden im Herzen.

Doch ehe sie mit ihnen redete und zu fragen anfing, wie sie es bei dem Oheim gehabt hätten, meinte sie, nun müßten sie und die Kinder Gott danken, daß er sie wieder zusammengeführt hatte. Und sie stimmte ein Abendlied an, das erste, das sie die Kinder singen gelehrt hatte:

„Der Tag ist nun vergangen,
Die güld'nen Sterne prangen
Am hohen Himmelssaal — —"

Wie sehr mußte es die Männer beunruhigt haben, die die alten Herrenhöfe und Hüttenwerke an dem langen Löwensee geerbt hatten, diese Männer, die noch von den stolzen Kavalierheldentaten erzählen konnten, die auf ihren Gütern als Alleinherrscher regierten, die alle Angelegenheiten bei den Gemeindesitzungen entschieden und an ihren Geburtstagen wie Könige gefeiert wurden; wie sehr mußte es sie beängstigt haben, als auf dem einen Hofe nach dem andern der Ehestand nicht mehr mit Söhnen gesegnet wurde, als ihre Frauen, die ihnen in allem andern gehorsam und untertänig waren, eine boshafte Verschwörung eingegangen zu haben schienen, nichts anderes mehr als Töchter zur Welt zu bringen.

Während der Jahre, wo die vielen Töchter geboren wurden, grübelten diese Herren gewiß oft über die Rätsel des Daseins und die Schickungen der Vorsehung nach. Sie fragten sich, ob dies nicht eine neue Art sei, wodurch die ewigen Mächte den Menschen ihr Mißfallen zeigen wollten, ob es möglicherweise ihre Absicht sei, eine neue Sündflut von Frauen auf die Erde zu schicken, eine Überschwemmung, die sicherlich die Sünderscharen wirksamer vernichten würde, als es zu Noahs Zeiten geschehen konnte.

Gewiß hatten sie gute Gründe für ihre Besorgnisse. Denn obgleich bis jetzt noch keineswegs die Rede von Vernichtung oder Untergang des ganzen Menschengeschlechts sein konnte, so mochte es sich doch um den Fortbestand mehrerer alter Familien handeln. Es würde möglicherweise das Aussterben der mächtigen Hüttenbesitzer des Sinclaireschen Geschlechts zur Folge haben, oder der stolzen Reihe von Majoren und Obersten des Hedenfelter Hauses. Es konnte das Erlöschen der edlen, ehrwürdigen Propstfamilie verursachen, die seit mehr als hundert Jahren in der Propstei zu Bro regiert hatte, und es konnte verhindern, daß noch irgendein Nachkomme des alten deutschen Organisten Faber mit gelenkigen Fingern die blökenden und trompetenden Orgeln in den alten wärmländischen Kirchen bearbeitete.

Obgleich das also Veranlassung zu allerlei Sorgen gab, gingen diese doch kaum so tief, daß sie die meisten der vornehmen Herren im Broer Bezirk daran verhindert hätten, das Dasein in Ruhe und Frieden zu genießen. Nur ein einziger unter ihnen war anders beschaffen; er konnte weder bei Tag noch bei Nacht seine Sehnsucht nach Söhnen vergessen, ja er wäre lieber ein Taglöhner von geringem Stande gewesen, als ein Baron Löwensköld von vornehmster Herkunft, wenn er in der Gewißheit leben mußte, daß sein Geschlecht nicht weiter existieren würde.

Niemals konnte sich Adrian Löwensköld, dieser prächtige Herr auf Hedeby, der sein Haus und sein Besitztum beständig verschönte, dieser gerechte Hausherr, der alle seine Untergebenen glücklich zu machen suchte, des Gefühls erwehren, er habe sich gegen das Land, gegen die Vorfahren, ja gegen die ganze Menschheit versündigt, weil er der Welt nur fünf Töchter, aber keinen Sohn geschenkt hatte, keinen von jenen pflichtgetreuen, tüchtigen Arbeitern, die in früheren Zeiten Schweden zu seiner Macht und Größe verholfen hatten. Ganz gewiß wollte er gerecht sein und die Schuld nicht auf Unschuldige werfen, aber er konnte nichts dafür, daß ihm das Leben widerwärtig wurde, als er es in Gesellschaft von lauter Frauenzimmern verbringen mußte. Allerdings, eines wußte er sehr gut: weder seine Frau noch seine alte Tante oder die fünf Töchter oder deren Lehrerin waren schuld an dem Unglück. Aber jeden Tag trat er eben doch als ein Freudenstörer in ihren Kreis, außerstande zu verzeihen, daß er nicht anstatt dieser jungen, sittsamen, ruhigen Fräulein eine Schar unartiger, lärmender, gefräßiger Buben um sich hatte.

Diese beständige Unzufriedenheit machte ihn vor der Zeit alt. Es war in der Tat nicht mehr viel von dem jungen, frohen Ritter Sonnenschein übrig, der sich seinerzeit mit der berühmten Schönheit Marianne Sinclaire verheiratet hatte. Ein gut Teil seiner strahlenden Jugendlust mochte er allerdings eingebüßt haben, als ihm Marianne nach wenigen Jahren dahinstarb. Seine zweite Heirat mit dem reichen Fräulein Wachthausen von Kymmelsta war eine Vernunftheirat gewesen, und diese Gat-

tin konnte seine verzehrende Sehnsucht nicht verscheuchen. Aber die frühere starke Lebenslust wäre sicher wiedergekommen, wenn er nur einen Sohn gehabt hätte. Mit ihm wäre er auf die Jagd oder zum Fischfang hinausgezogen. Wie in seiner lustigen Jugend hätte er noch einmal tagelange Reisen unternommen, um eine Nacht durchzutanzen. Jetzt dagegen ging er in seinem Hause umher, all des Reizbaren, Kleinlichen, Weiblichen, das ihm überall entgegentrat, herzlichst überdrüssig.

Gerade zu der Zeit, als Baron Adrians Herz zu unheilbarer Härte zu erstarren drohte, geschah es indes, daß sein Bruder Göran, ein elender, verachteter Landstreicher, der mit seiner ganzen Familie in Feindschaft geraten war, an der großen Einfahrt von Hedeby vorfuhr.

Das war etwas Unerhörtes. Auf anderen Herrenhöfen in der Gegend pflegte sich zwar dieser absonderliche verkommene Mensch, der unter Zigeunern und Pferdehändlern lebte und mit einer Zigeunerdirne verheiratet war, mit seinem schmutzigen Wagen voller Lumpen, Kindern und allen möglichen übelriechenden Bündeln recht oft zu zeigen, um Pferde zu tauschen oder Lumpen zu kaufen. Aber noch niemals hatte er sich bis zur Tür seines Bruders vorgewagt.

Es ist nicht leicht zu sagen, bis zu welchem Grade das Leben, das Göran Löwensköld führte, die Erinnerung an sein früheres Leben ausgelöscht hatte.

Seit mehreren Tagen wütete ein fürchterliches Schneegestöber, und während sich seine kleine gelbe Schindmähre langsam durch die Schneewehen in der Allee, die zum Herrenhause von Hedeby führte, hindurcharbeitete, träumte sich der arme Zigeunerbaron vielleicht in seine Jugend zurück. Vielleicht meinte er, wieder ein Junge auf dem Heimwege von der Schule in Karlstadt zu sein, und dachte, die beiden stattlichen Eltern würden auf der Schwelle stehen, um ihn willkommen zu heißen. Er dachte, die Diener würden dahergestürzt kommen, um ihn von Fußsack und Schlittendecke zu befreien. Eifrige Hände würden ihm den Pelz abnehmen, ihm die Mütze vom Kopfe ziehen und ihm die Gamaschen aufknöpfen. Die Mutter würde ihn nicht rasch genug seines Mantels entledigt sehen, um ihn zu umarmen, ihn hinein an das im

Kamin lodernde, wärmende Feuer zu führen, ihm brühheißen Kaffee einzuschenken, um schließlich, ihn nur mit den Augen verschlingend, ganz still bei ihm zu sitzen.

Man weiß ja, im Winter, wenn das Schneegestöber tage- und tagelang anhält, wenn alle Wege verschneit sind und sich kein Reisender hinauswagt, dann sind die Fenster in den einsamen Höfen draußen nie leer von eifrigen Spähern, die, auf etwas Neues, auf etwas Unmögliches wartend, beharrlich die Allee hinunterspähen.

An solchen Tagen ist sogar die Ankunft eines Zigeunerbarons ein großes Ereignis, das von Zimmer zu Zimmer mitgeteilt wird, und schon während die kleine gelbe Schindmähre durch die Allee daherkroch, wurde Baron Adrian mitgeteilt, welch ein Gast sich seinem Hause näherte.

Doch — als Baron Adrian dann mit seiner abweisendsten Miene auf die Schwelle trat und sich darauf vorbereitete, seinem Bruder einen Empfang zuteil werden zu lassen, nach dem dieser weder einen Scherz noch einen Widerspruch wagen würde, sah er, daß Göran, dieser verachtete Tagedieb, dieser verlorene Sohn, der sein ganzes Leben lang nur Schande und Schmach über die Familie gebracht hatte, diesmal nicht in Gesellschaft von schwarzäugigen Zigeunerbälgen oder häßlichen Bettelweibern dahergefahren kam, sondern gerade mit dem, was er, Baron Adrian, sich mehr als irgend sonst etwas auf der Welt wünschte, was ihm aber, ihm, dem Getreuen und Gerechten, versagt worden war.

Und es war nicht etwa irgendein unterschobenes Kind, das der zerlumpte Landstreicher mit dem zerrütteten Galgenvogelgesicht jetzt aus den Lumpenbündeln des Zigeunerschlittens herausholte, dazu glich es zu sehr dem Porträt des alten Barons, das über dem Sofa im Salon auf Hedeby thronte. Baron Adrian erkannte das freundliche, verfeinerte Antlitz mit den großen, träumerischen Augen, die er so oft bewundert hatte. Nicht genug, daß der Bruder einen Sohn hatte, nein, auch der von den Stammmüttern ererbten Schönheit, die keiner seiner Töchter zuteil geworden, konnte sich das Bettelkind rühmen!

Aber in diesem Augenblick war es nicht gut beschaffen mit dem letzten Löwensköld. Als ihn der Vater jetzt aus dem Schlitten hob, hing er ihm fast besinnungslos im

Arm, die Augenlider sanken herab, Hände und Wangen waren blaugefroren.

Baron Adrian kam nicht dazu, den Bruder mit einigen heftigen Worten vom Hofe zu weisen; denn als dieser mit dem Kinde auf dem Arm näher trat, las Baron Adrian eine zögernde Frage in dessen Blick, und da vergaß er alles, was er selbst des Bruders wegen zu leiden gehabt, er vergaß auch alle die Sorgen, die Göran den Eltern bereitet hatte, und er machte die Pforte des Hauses weit auf.

Doch weiter als in die Halle ging Göran Löwensköld nicht. Als der Bruder auch die Saaltür aufmachte und Göran das flackernde Feuer im Kamin, die Möbel und Wandbehänge sah, die er von seiner Kindheit her kannte, blieb er stehen und schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er, „dies hier paßt nicht für mich. Ich gehe nur bis hierher. Aber vielleicht willst du dich um das Kind annehmen?"

Baron Adrian nahm das Kind wie einen kostbaren Schatz in Empfang und begann sofort den kleinen Körper zu reiben und zu kneten, um ihn warm zu bekommen. Er rief kein weibliches Wesen zur Hilfe herein. Er wußte zwar, daß das später geschehen mußte, aber in diesen ersten Augenblicken wollte er das Kind für sich allein haben. Und ganz hastig legte er seine bärtige Wange liebkosend an die kalte, schmutzige des Bettelkindes.

„Er sieht unserm Vater so sehr ähnlich," sagte er mit etwas unsicherer Stimme. „Du bist glücklich, Göran, du hast einen Sohn."

Als Baron Göran sah, wie sein Bruder das Kind an sich drückte, hätte er wissen müssen, daß der Besitzer von Hedeby bereit war, ihm bis zu seiner letzten Stunde Nahrung und Obdach zu gewähren, nur weil der Bruder so glücklich war, einen Sohn zu besitzen. Und überdies hätte er wissen können, von nun an würde sein vornehmer Bruder mit seinen Possenreißereien, seinem Leichtsinn, seinem Kartenspielen, seiner Trunksucht Nachsicht haben, ohne ihm je wieder ein vorwurfsvolles Wort zu sagen.

Aber trotzdem schien Göran keine Lust zum Bleiben zu haben, sondern wendete sich dem Ausgange zu.

„Du wirst wohl begreifen, daß ich nicht hierhergekom-

16*

men wäre, wenn mich nicht die Not dazu gezwungen hätte," sagte er. „Wir sind so lange im Schneegestöber herumgefahren, daß er mir fast erfroren ist. Ich mußte hierher, sonst wäre er vollends umgekommen. Man erwartet mich in der Propstei, ich habe Arbeit dort und fahre jetzt dahin. Ich komm' und hol' ihn wieder ab, sobald dieses schreckliche Wetter vorüber ist."

Als Göran dies sagte, hatte er schon die Hand auf die Türklinke gelegt. Baron Adrian gab nicht sofort Antwort. Vielleicht hatte er nicht einmal gehört, was der Bruder sagte, so vollständig war er von dem Kinde hingenommen.

„Sieh doch, Göran, seine Hände sind ganz starr vor Kälte! Wir müssen ihn mit Schnee reiben. Hol' ein wenig herein!"

Göran Löwensköld murmelte undeutlich etwas, das wie ein Dank und ein Abschiedsgruß klang, und öffnete die Tür. Baron Adrian glaubte, er werde Schnee holen, wie er zu ihm gesagt hatte. Doch nach ein paar Augenblicken hörte er Schellengeklingel, und als er hinausschaute, sah er den Bruder auf und davon fahren. Er peitschte auf die gelbe Mähre los, diese jagte in voller Fahrt dahin, und der leichte aufwirbelnde Schnee umgab sie wie eine Staubwolke.

Baron Adrian verstand den Bruder, in diesem Hause gab es so vieles, was schmerzlich für ihn war, und so verwunderte er sich nicht über dessen Flucht. Im übrigen beschäftigten sich seine Gedanken nur mit dem Kinde. Er holte selbst Schnee herein, um in das erfrorene Gesichtchen und in die Hände das Leben zurückzurufen, und schon während er dieses tat, fing er an, Pläne für die Zukunft zu schmieden.

Niemals sollte der letzte Löwensköld dem Bruder zurückgegeben werden, um unter seinen wilden Kameraden aufzuwachsen!

Was Göran Löwensköld im Sinne hatte, als er von Hedeby fortfuhr, ist nicht leicht zu sagen. Möglicherweise wollte er in einigen Stunden wiederkommen, um das Kind zu holen und gleichzeitig Gelegenheit zu haben, sich an der Wut seines Bruders zu ergötzen, weil dieser sich noch einmal hatte von ihm überlisten und betrügen lassen.

Noch während er vom Hofe wegfuhr, brach er in ein schallendes Gelächter aus bei dem Gedanken, wie der Bruder seine Wange an die des Bettelkindes gelegt und wie stolz er den neuen Erhalter des Namens und des Geschlechts auf den Arm genommen hatte!

Aber woher es auch kommen mochte, Göran Löwenskölds Lachen hielt nicht lange an. Die schäbige Pelzmütze tief in die Stirne hereingezogen, saß er auf seinem ärmlichen Schlitten und fuhr dahin, ohne darauf zu achten, wohin. Tiefe, sonderbare Gedanken stiegen in ihm auf, Gedanken, die sofort ins Werk gesetzt sein wollten.

In der Broer Propstei, die er als Reiseziel angegeben hatte, traf er jedenfalls nicht ein. Als am nächsten Morgen ein Bote von Hedeby dort ankam, um nach ihm zu fragen, konnte niemand Auskunft über ihn geben. Später am Vormittag jedoch kamen ein paar Bauern, die mit dem Wegschaufeln des Schnees auf der Landstraße beschäftigt gewesen waren, nach Hedeby und teilten Baron Adrian mit, daß man seinen Bruder, den Landstreicher, in einem Straßengraben tot aufgefunden habe. Wahrscheinlich sei er in der Dunkelheit in den Graben hineingeraten, der Zigeunerschlitten sei umgestürzt, und er habe wohl nicht die Kraft gehabt, sich von dem Schlitten zu befreien, sondern sei unter ihm im Graben liegengeblieben und erfroren.

Nirgends konnte es leichter geschehen, in Dunkelheit und Schneegestöber den Weg zu verlieren, als auf der gleichmäßigen Ebene um die Broer Kirche her. Es schien also durchaus nicht unmöglich, daß Göran Löwensköld, der Zigeunerbaron, durch einen Unglücksfall umgekommen war.

Man brauchte gewiß nicht zu glauben, er habe den Tod freiwillig gesucht, damit sein Kind in dem guten Zufluchtsort, den er ihm in einem Anfall von seinem gewohnten boshaften Humor verschafft hatte, bleiben dürfe.

Er war ein nahezu verrückter Mensch, dieser Göran Löwensköld, und es ist sicherlich nicht leicht, seine Handlungsweise recht zu erklären. Aber man wußte ja, daß er mit einer geradezu rührenden Liebe dieses sein jüngstes Kind umfaßt hatte. In dessen Antlitz hatte er die Löwensköldschen Familienzüge wiedergefunden, und er dachte

wohl, dieses Kind gehöre ihm auf andere Weise, als die schwarzäugigen Zigeunerkinder, die zuvor um ihn herangewachsen waren. So dürfte es nicht ganz unmöglich sein, daß er sein Leben hingab, um dieses Kind vor Armut und Elend zu schützen.

Als er nach Hedeby fuhr, hatte er wohl an nichts anderes gedacht, als seinem vortrefflichen Bruder, der sich in Sehnsucht nach Söhnen verzehrte, einen lustigen Streich zu spielen. Als er sich aber dann innerhalb der Wände der alten Heimat befand, als er gefühlt hatte, wie Rechtschaffenheit, Sicherheit und Wohlwollen ihm entgegenströmten, da hatte er sich gesagt, sein innigster Wunsch wäre erfüllt, wenn dieses sein jüngstes Kind, das einzige, das so recht sein eigenes war, dableiben dürfte, und er müsse seine Reise so einrichten, daß er nie wiederzukommen brauchte, um es zu holen. —

Aber niemand weiß, wie es sich in Wirklichkeit verhielt. Das Leben deuchte ihm wohl kein so kostbares Gut, daß er zögern müßte, es von sich zu werfen. Vielleicht war es ein langgenährter Wunsch, der jetzt zur Ausführung kam. Vielleicht war er froh, einen endgültigen Vorwand für die Tat gefunden zu haben, die er bis jetzt aus Gleichgültigkeit oder Abgestumpftheit aufgeschoben hatte.

Und wer weiß? Vielleicht freute es ihn noch im Augenblick des Todes, seinem einzigen Bruder, der es immer verstanden hatte, sich auf der rechten Seite des Lebens zu halten, einen neuen Possen spielen zu können. Vielleicht bereitete es ihm Vergnügen, ihn ein letztes Mal anzuführen. Verzogen sich vielleicht seine Lippen zu einem letzten spöttischen Lächeln bei dem Gedanken, daß das Kind, das er dem Bruder in die Arme gelegt hatte, auch nur ein Mädelchen war, in einer Verkleidung, die dem ärmlichen Zigeunermädel die Tür der Elternheimat erschlossen hatte?

Die Baronin

An dem Tage, da der Zigeunerbaron sein Kind auf Hedeby zurückgelassen hatte, war Baron Adrian Löwensköld in strahlender Laune zum Mittagessen erschienen.

Heute brauchte er sich nicht nur mit weiblichen Wesen

zu Tisch zu setzen! Heute saß ein Junge mit in der Tafelrunde! Es war ihm, als sei eine andre Luft im Zimmer, und er fühlte sich jung, vergnügt und lebensfroh. Ja, er hatte sogar im Sinne, seiner Frau vorzuschlagen, Wein bringen zu lassen, um auf das Wohl des Neuangekommenen ein Glas zu trinken.

Er trat rasch an seinen Platz an dem runden Eßtisch, faltete die Hände und lauschte mit gesenktem Kopfe dem Tischgebet, das das jüngste seiner Töchterchen sprach.

Als dies getan war, ließ er einen strahlenden Blick nach dem Neffen über den Tisch hinschweifen. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, er sah kein Geschöpf in Jacke und Hosen. Nichts als Röcke und enge Leibchen gab es am Tisch, gerade wie sonst auch.

Er runzelte die dichten Brauen und ließ ein zorniges Schnauben hören. Er hatte ja den Neffen in der Kinderstube lassen müssen, damit er gewaschen und umgekleidet würde; aber war seine Gattin wirklich so einfältig, das Kind nicht bei Tisch haben zu wollen? Allerdings war er ein Zigeunerjunge mit Zigeunermanieren, aber seine fünf wohlerzogenen Töchterchen zusammen waren nicht so viel wert wie der kleine Finger dieses Jungen.

Ehe ihm indes ein Wort über seine Enttäuschung entschlüpfte, machte die Baronin eine kleine Bewegung mit der Hand und deutete auf ein kleines, gut gekämmtes und gut gekleidetes Mädchen, das auf dem Stuhle neben ihm saß.

Baron Adrian rechnete eilig nach, und siehe, an diesem Tage saßen sechs Mädelchen am Tische! Aha, man hatte den Jungen in Mädchenkleider gesteckt! Das war ja ganz natürlich. In den Lumpen, die er beim Kommen angehabt, hätte er nicht erscheinen können, und auf Hedeby gab es ja nichts als Mädchenkleider. Aber das Haar, das lockige Haar hätte man wahrhaftig nicht in zwei Zöpfchen flechten brauchen, die genau wie bei seinen eigenen Töchtern um die Ohren bammelten.

„Hättest du nicht ein Paar Hosen beim Verwalter entlehnen können, damit der Junge nicht wie eine Vogelscheuche auszusehen braucht?"

„O doch," erwiderte die Baronin, und ihre Stimme klang ebenso beherrscht wie gewöhnlich, ohne eine Spur

von Spott oder Schadenfreude. „Ja, ich denke, das hätten wir schon können, aber jetzt ist sie so angezogen, wie es sich für sie gehört."

Baron Adrian sah seine Frau, sah die Kinder an, und dann richtete er seine Augen wieder auf seine Frau.

„Ich fürchte, Göran hat dir wieder einen Possen gespielt," sagte die Baronin.

Und wieder zeigte sich keine Veränderung in ihrer Stimme, kein Blitzen in ihren Augen, die verraten hätten, daß sie in dieser Sache anderer Meinung sei als ihr Ehegatte.

Und das war sie ja auch nicht. Sie dachte gewiß, Göran habe sich schändlich betragen und von seiner gewöhnlichen Bosheit einen neuen Beweis geliefert. Wenn sich auf dem Grund ihrer Seele etwas anderes rührte, dann geschah es ganz gegen ihren Willen.

Aber wenn nun ein Mensch als Türvorleger erschaffen worden ist, auf dem alle Tage herumgetreten wird, dann hilft alles nichts, dieser Vorleger empfindet eine kleine Bewegung von Befriedigung, wenn der, der am härtesten auf ihn tritt und überdies die schärfsten eisernen Nägel an den Absätzen hat, einmal einen kleinen unfreiwilligen Purzelbaum macht.

Und als die Baronin sah, wie ihr Mann die Stirn runzelte, wie er die Fleischplatte, die ihm die Dienerin eben anbot, zurückwies, als ob ihm das Malheur den Appetit geraubt hätte, da fing ihr Körper an zu zittern, obgleich das Gesicht unbeweglich blieb. Später fragte sie sich oftmals, wie es wohl der alten Tante mitsamt der Erzieherin und den sechs Töchtern gegangen wäre, wenn ihr Mann nicht mit einem derben Fluche vom Stuhl aufgesprungen und eilends zum Zimmer hinausgelaufen wäre? Sie selbst hätte nicht länger ernst bleiben können. Sie mußte lachen, und ebenso erging es den andern auch. Alle mußten sich in ihren Stühlen zurücklehnen und lachen, lachen.

Sie lachten laut und jubelnd, das eine lauter als das andere, aber gleichzeitig schämten sie sich auch. Es war ja gar nicht recht, so über den zu lachen, der der Vater, Gatte und Hausherr war. Sie waren sittsam und wohlerzogen und tadelten sich selbst im höchsten Grade. Aber

dieses Lachen kam aus der innersten Tiefe ihrer Natur; wenn sie nicht ersticken wollten, konnten sie es nicht zurückhalten.

Es war ein großer Aufruhr. Während einiger Minuten warfen sie alles ab, was niederdrückte und erstickte. Sie fühlten sich frei und überlegen und glaubten, sie würden sich nun nie mehr so unterdrückt und eingeschüchtert vorkommen wie früher, weil sie über den Unterdrücker hatten lachen können. Während sie über ihn lachten, verlor er seine furchterregende Größe und wurde ein kleiner gewöhnlicher Mensch wie sie selbst. Sie begriffen nicht, warum sie an den andern Tagen einen so grausigen Respekt vor ihm empfanden.

Und die Baronin, die von Baron Adrian immer als von dem besten Ehemann und von sich selbst als von der glücklichsten unter den Frauen sprach, die Baronin, die niemals einem Fremden, ja nicht einmal der Tante oder der Erzieherin die allergeringste Bemerkung über das Benehmen ihres Mannes erlaubte, sie gelobte sich selbst, falls Göran ihr je wieder in den Weg kommen sollte, dann wolle sie versuchen, zum Dank für diesen fröhlichen Augenblick irgend etwas für ihn zu tun.

Am nächsten Tage jedoch, als der Zigeunerbaron auf den Propsteiwiesen in einem Graben erfroren aufgefunden und kalt und steif nach Hedeby gefahren worden war, da hatte sie jedenfalls keinen Finger gerührt, um ihm die Teilnahme zu bezeigen, die sie während weniger flüchtiger Minuten für ihn gefühlt hatte. Baron Adrian hatte das Begräbnis ganz vollständig nach seinem eigenen Gutdünken, ohne den allergeringsten Widerspruch von ihrer Seite, anordnen dürfen.

Baron Adrian bestellte Sterbekleid und Sarg und ließ das Familiengrab öffnen. Mit dem Pfarrer in Bro vereinbarte er den Tag für die Beisetzung, und er fuhr auch mit einigen seiner Untergebenen nach dem Kirchhof, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Aber mehr tat er nicht.

Er erlaubte nicht, daß man auf Hedeby die Fenster mit weißen Tüchern verhängte, nicht, daß man Tannenzweige auf den Weg streute, nicht, daß sich die Baronin und die Töchter in Schwarz kleideten. Er lud keinen von

den vornehmen Herren im Bezirk ein, mit im Leichenzug zu gehen, bestellte kein Leichenkonfekt und hielt auch kein Leichenmahl in seinem Hause.

Im ganzen Broer Bezirk gab es keinen einzigen Menschen, der nicht über Göran Löwenskölds Tod froh gewesen wäre. Von nun an würde es nicht mehr geschehen, daß er die Herren auf dem Brobyer Jahrmarkt anpackte und auf die Schulter klopfte, sie mit „du" und „mein lieber Freund" anredete, nur weil er einstmals ihr Schulkamerad in Karlstadt gewesen war. Es war ein angenehmer Gedanke, daß es ihm nun nie mehr einfallen konnte, eine schöne, gute goldene Uhr gegen eine zerbeulte silberne Zwiebel eintauschen zu wollen, oder auch eine prächtige vierjährige Stute gegen eine alte Schindmähre. Ja gewiß war es schön, daß er fort war. Solange er lebte, war man nie sicher, was ihm plötzlich einfallen könnte, oder auf welche Art von Rache er verfallen würde, falls man sich weigerte, seinen Forderungen nachzukommen.

Aber wie es auch sein mochte, jedenfalls dachte jetzt der ganze Broer Bezirk, Baron Adrians Verhalten beweise eine allzu große Rachsucht. Man sagte, wenn Baron Göran auf solche Weise ums Leben gekommen sei, hätte der Bruder seinen alten Groll vergessen und ihn mit Pracht und Ehren zu Grabe geleiten sollen.

Eigentlich tadelte man indes die Baronin fast noch mehr als ihren Gemahl, weil man von einer Frau mehr Barmherzigkeit erwartet hätte. Man bedenke doch nur, nicht einmal eine Blume hatte sie auf den Sarg gelegt! Man wußte doch, daß die große Kalla im Speisesaal auf Hedeby gerade um diese Zeit blühte, und nichts paßt besser für einen Toten, als ihm auf seine letzte Fahrt eine Kallablüte mitzugeben! Aber das war nicht geschehen. Was sollte man dazu sagen? War es nicht beinahe unmenschlich, für den Schwager nicht einmal eine Kallablüte opfern zu können?

Viele meinten auch, man hätte Baron Görans Frau von dem Tode ihres Mannes benachrichtigen sollen, und man fragte sich, ob denn die Baronin nicht daran erinnert habe? Und für das kleine Mädchen, Baron Göran Löwenskölds liebstes Kind, hätte sie jedenfalls ein Trauer=

kleid anfertigen lassen müssen. So untertänig ihrem Manne und so voller Angst vor ihm konnte sie doch wohl nicht sein, daß sie nicht eine Nähterin ins Haus zu nehmen wagte, um dem vaterlosen Kinde ein passendes Kleid zu verschaffen.

Die Baronin von Hedeby war, wie überall bekannt, eine sehr kluge Dame, die wohl wußte, was sich gehörte. Und sie hätte es ja als eine Pflicht betrachten sollen, ihren Mann zurechtzuweisen, wenn er sich verkehrt benahm. Aber diesmal merkte man davon nichts.

Der schmutzige Zigeunerschlitten mitsamt den Bündeln und Lumpen, mit den Verzinnungsgeräten und den Branntweinfäßchen und den fettigen Kartenspielen, sowie das kleine Nordlandpferd, das neben seinem toten Herrn stehengeblieben war, bis Leute herbeikamen und den Toten aus dem Schnee herausgruben, hatte man natürlich nach Hedeby gebracht. Der Schlitten war in einen Schuppen und das Pferd in den Stall gestellt worden, und ausgenommen, daß man das Pferd mit Futter und Wasser versorgte, hatte sich niemand um diesen Teil von des Zigeunerbarons Hinterlassenschaft gekümmert. Am Tage nach dem Begräbnis sollte indes auf Befehl des Baron Adrian das Pferd beschlagen werden und eine extra Futterration bekommen. Nun sollte es also auf eine längere Reise geschickt werden, das konnte man merken.

Zu jener Zeit befand sich auf Hedeby ein Verwalter, der in einem der nördlichen Kirchspiele von Wärmland, wo das umherziehende Zigeunervolk seine Winterquartiere hatte, geboren und aufgewachsen war. Er kannte auch die Zigeunerfamilie, in die Baron Göran hineingeheiratet hatte, und wußte, wo deren Unterschlupf war. Diesem Verwalter gab Baron Adrian nun den Auftrag, das gelbe Pferd mitsamt dem Karren und allem, was darauf war, zu der Familie zurückzubringen und die Frau des Baron Göran von dem Tode ihres Mannes zu benachrichtigen.

Die Absicht des Barons war, nicht allein den Schlitten, das Verzinnungsgeräte, die Kartenspiele und all das andere Lumpenzeug zurückzuschicken, nein, der Verwalter sollte zugleich auch die kleine Nichte mitnehmen. Sie

hatte kein Recht, auf Hedeby zu sein. Sie sollte zu den Leuten zurück, woher sie gekommen war.

Am Tag nach dem Begräbnis teilte also Baron Adrian seiner Gattin mit, das Kind werde am nächsten Tage fortgeschickt. Zugleich sagte er auch, man solle ihm dieselben Lumpen anziehen, die es bei der Ankunft angehabt habe. Dann fügte er noch ein paar Worte hinzu, die ihr kund taten, er nehme an, daß sie, die Baronin, froh sein werde, wenn sie das Zigeunerbalg nicht länger im Hause zu haben brauche.

Die Baronin erwiderte kein Wort. Sie erhob keinen Widerspruch gegen das Fortbringen des Kindes. Sie stand nur auf, um in das Kinderzimmer zu gehen und der Kinderfrau Bescheid zu sagen.

An diesem ganzen Tage jedoch war bei der Baronin eine sonderbare Unruhe wahrzunehmen. Sie konnte nicht stillsitzen, sondern ging beständig von einer Beschäftigung zur andern über, und sie bewegte fortwährend die Lippen, obgleich kein Laut aus ihrem Munde kam.

Öfters als für gewöhnlich schien sie an diesem Tage in das Kinderzimmer zu gehen, wo sie dann ganz still das fremde Kind beobachtete. Das kleine Mädchen stand, solange es noch annähernd hell war, am Fenster und spähte auf die Allee hinaus. Das hatte es alle die Tage her getan, seit es nach Hedeby gekommen war. Es stand am Fenster und wartete auf seinen Vater, der kommen sollte, um es abzuholen. Es war scheu und fremd und machte sich nicht viel daraus, mit den andern Kindern zu spielen. Sicherlich wäre es ihm kein großer Kummer, wenn es Hedeby wieder verlassen müßte.

Als es Nacht wurde und die Baronin neben ihrem Mann in dem breiten Bette lag, war sie noch immer von derselben Unruhe beherrscht und konnte nicht einschlafen. Sie sagte sich, nun sei sie an der Grenze angekommen, jetzt müsse sie sich ihrem Manne widersetzen. Was er jetzt im Sinne hatte, war etwas, das nicht geschehen durfte.

Die Baronin war sich ganz klar darüber, daß Baron Göran absichtlich sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, damit seine Tochter auf Hedeby bleiben dürfe. Er hatte dieses Kind geliebt, und so war er von dem Wunsche

erfaßt worden, es möchte in einem guten Heim aufwachsen und so ein tüchtiger Mensch aus ihm werden. Er hatte sich gedacht, es solle seinem Stande entsprechend erzogen werden und sich mit einem vornehmen Herrn verheiraten; dieses Kind sollte kein Zigeunerweib werden und auf einem Zigeunerwagen, fluchend und schreiend und von fluchenden, schreienden Zigeunerkindern umgeben, im Lande umherziehen. Um all dies zu erreichen, hatte Baron Göran sein Leben als Bezahlung hingegeben. Er hatte begriffen, daß so viel dazugehörte; aber er hatte sich den Kosten nicht entzogen, sondern hatte bezahlt.

Begriff ihr Mann wohl, was der Bruder gewollt hatte? Es war wohl möglich, daß er es begriff, aber er machte sich jetzt ein Vergnügen daraus, dem Bruder das zu verweigern, was dieser mit seinem Leben hatte bezahlen wollen. Und das mußte nun sie, seine Frau, ihm verbieten.

Sie mußte es so sagen, daß er auf sie hörte. Mit Kraft und Überlegenheit mußte sie sprechen. Er durfte die Nichte nicht fortschicken. Es wäre ein Unrecht, ja, es wäre eine Tat, die Strafe nach sich ziehen würde. Bis jetzt hatte sie ganz geschwiegen. Sie hatte ihn das Begräbnis so einrichten lassen, wie er es wollte; sie hatte sich ganz zurückgehalten, denn all das war ja eigentlich von keiner Bedeutung.

Sie dachte daran, wie der Schwager niedergeduckt auf dem Schlitten saß, als er vom Herrenhofe wegfuhr. Sie suchte sich seine düsteren Todesgedanken vorzustellen, als er im Schneegestöber dahinjagte. Könnte man sich denken, ein solcher Mann fände Ruhe in seinem Grabe, wenn ihm das verweigert wurde, was er mit seinem Opfer hatte gewinnen wollen? Hier auf Hedeby wußte man wohl, daß ein Toter Macht hatte, sich zu rächen.

Sie mußte reden. Es ging nicht an, einem Toten den Gehorsam zu verweigern. Wie er auch immer im Leben gewesen war, jetzt hatte er sich das Recht verschafft, daß ihm gehorcht wurde.

Sie ballte ihre Hände und schlug ihren eigenen Körper zur Strafe für ihre Feigheit. Warum weckte sie ihren Mann nicht? Warum redete sie nicht mit ihm?

Sie hatte geahnt, was ihr Mann im Sinne hatte, und so hatte sie eine kleine Gegenmaßnahme getroffen. Schon an dem Tage, wo Baron Göran tot aufgefunden worden war, hatte sie seine kleine Tochter zu einem Krankenbesuch in einer armen Kätnerhütte, wo drei Kinder an den Masern krank lagen, mitgenommen. Ihre eigenen Töchter hatten die Krankheit schon gehabt; sie wußte allerdings nicht, ob das fremde Kind sie auch schon gehabt hatte, aber sie hoffte, es werde nicht so sein. Seither hatte sie nun jeden Tag das Kind beobachtet und nach den Anzeichen der Krankheit ausgespäht; aber bis jetzt hatten sich solche noch nicht gezeigt. Im übrigen wußte sie wohl, daß die Krankheit nicht vor dem elften Tage ausbrach, und jetzt war man erst beim achten angekommen.

So schob sie die Aussprache mit ihrem Manne auf, von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde, aber nun begann sie zu fürchten, sie werde schließlich überhaupt nicht mehr den Mut dazu finden.

Aber wer war sie denn? Warum war sie so jämmerlich feig? Was könnte ihr eigentlich geschehen, wenn sie redete? Ihr Mann würde sie nicht schlagen, das kam ganz und gar nicht in Frage.

Aber ach, er hatte die Gewohnheit, ganz über sie wegzusehen, sich gar nicht darum zu kümmern, was sie sagte! Mit ihm zu sprechen, war für sie so viel, als sich hinstellen und an einen Eisblock hinzupredigen.

Und noch eine Sorge hatte die Baronin, die sie im höchsten Grade beunruhigte. Im vorigen Jahre war ihr Mann auf einer Gesellschaft in Karlstadt mit Charlotte Löwensköld, einer entfernten Verwandten, die mit dem Kommerzienrat Schagerström verheiratet war, zusammengetroffen. Charlotte und Baron Adrian waren alte Bekannte von der Zeit her, wo sie mit seinem Vetter Karl Artur Ekenstedt verlobt gewesen war, ja, sie hatte überdies einmal mit ihrem Bräutigam einen Besuch auf Hedeby gemacht. Auf jener Gesellschaft hatten sich Charlotte und Baron Adrian ganz vertraulich unterhalten, und Baron Adrian hatte dabei so sehr beklagt, daß er lauter Mädchen, aber keinen Sohn habe. Da hatte Charlotte ihn gefragt, ob er ihr nicht eines von den Töch-

terchen überlassen wolle, denn sie habe gar kein Kind daheim. Sie habe zwar ein Töchterchen gehabt, das aber leider gestorben sei.

Natürlich war der Baron mehr als gerne auf diesen Vorschlag eingegangen, und Charlotte hatte gesagt, sie wolle mit ihrem Manne sprechen und hören, was er zu diesem Plane sage. Kurz nachher traf auf Hedeby eine schriftliche Anfrage ein, ob der Baron und die Baronin wirklich bereit wären, eines ihrer Töchterchen Schagerströms zu überlassen, die es an Kindes Statt annehmen wollten. Der Baron hatte sofort mit Ja geantwortet. Er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, zu fragen, ob seine Frau möglicherweise anderer Ansicht sei. Es war ja selbstverständlich, daß ein solches Anerbieten von der reichsten Familie in ganz Wärmland nicht zurückgewiesen werden konnte. Das Kind würde wie eine Prinzessin aufwachsen, und unermeßliche Vorteile konnten durch eine so nahe Verbindung mit einem solch mächtigen Manne gewonnen werden.

Die Baronin hatte auch keine direkten Einwendungen gemacht, aber sie hatte versucht, die Sache etwas auf die lange Bank zu schieben. Charlotte wollte selbst nach Hedeby kommen, um dasjenige von den kleinen Mädchen auszuwählen, das ihr am besten gefiel; aber diese Reise war nun schon gut ein halbes Jahr hinausgeschoben worden. Und die Verzögerung beruhte zum größten Teil auf der Frau Baronin. Sie hatte geschrieben, sie habe gerade Kleiderstoff auf dem Webstuhl und möchte den am liebsten fertig und zu Anzügen verarbeitet haben, damit ihre Töchterchen etwas Hübsches anzuziehen hätten, wenn Charlotte komme, um sie sich anzusehen. Als Charlotte zum zweiten Male kommen wollte, hatten die Kinder die Masern, und so mußte der Besuch abermals verschoben werden. Jetzt hatte die Baronin schon recht lange nichts mehr von Charlotte gehört, und so hatte sie im stillen gehofft, die reiche Frau, die in ihrem großen Hause so vielerlei vorzustehen habe, werde die ganze Sache vergessen haben.

Aber nach dem Besuch von Baron Göran und dessen jähem Tode hatte die Baronin an Charlotte geschrieben und sie um ihren Besuch gebeten; jetzt wolle sie ihr eines

von ihren Töchterchen abtreten. Es war ein Opfer, das sie ihres Mannes wegen brachte. Sie dachte, wenn sie ihm hierin entgegenkomme, könne sie dafür von ihm verlangen, das fremde Kind im Hause behalten zu dürfen.

Nun hatte indes dies alles gar nichts genützt. Ihr Gatte war ihr zu rasch vorangegangen. Die Masern waren nicht ausgebrochen. Charlotte war nicht gekommen. In einigen Stunden sollte das Kind fortgeschickt werden.

Da lag sie in ihrem Bett und rechnete aus, wie weit es von Hedeby nach Groß=Sjötorp war. Ach, ihr Brief konnte wohl nur gerade angekommen sein! Und schrecklich kalt war es geworden, seit das Schneegestöber aufgehört hatte. In einem solchen Wetter würde Charlotte gewiß die Fahrt nicht unternehmen. Die ganze Nacht hindurch hörte sie, wie die Wände vor Kälte krachten, wie wenn jemand mit einer schweren Keule darauf schlüge.

Warum war sie nur so schrecklich feig? Warum sprach sie nicht mit ihrem Manne, ehe es zu spät war? Endlich hörte sie, wie sich jemand in der Küche bewegte. Die Köchin machte Feuer im Herd und rasselte mit den Kesseln. Vom Kinderzimmer her drangen auch schwache Laute an ihr Ohr. Ach ja, die Kinderfrau stand jetzt auf, um dem Zigeunerkind seine alten Lumpen anzuziehen.

Die Baronin sprach ein paarmal ihres Mannes Namen aus, durchaus nicht laut, aber ganz deutlich. Er bewegte sich auch ein wenig, schlief jedoch weiter. Wäre er aufgewacht, dann hätte sie vielleicht gesprochen, aber noch einen Versuch machen, ihn zu wecken, das überstieg ihre Kräfte. Jetzt hörte sie, wie die Küchentür aufgemacht wurde. Es mußte schrecklich kalt draußen sein; als die Tür sich in ihren Angeln drehte, konnte man es im ganzen Hause hören. Da kam num gewiß der Verwalter, der das Kind holen wollte.

Gleich darauf öffnete das Zimmermädchen einen Spalt an der Tür, schaute herein und fragte, ob der Herr Baron oder die Frau Baronin wach sei?

Baron Adrian setzte sich sofort im Bett auf und fragte noch schlaftrunken, um was es sich handle.

„Der Verwalter ist da,“ sagte das Mädchen. „Er

trug mir auf, dem Herrn Baron zu sagen, daß es heute furchtbar kalt sei und er sich nicht hinauswage. Er sagt, als er den Stallschlüssel angefaßt habe, sei ihm die Haut daran hängengeblieben. Bei ihm drüben seien heute nacht Brot und Butter festgefroren, und das Eis auf dem Wassereimer habe er mit einer Axt einschlagen müssen, so stark sei es gewesen. Und er sagt auch, wenn es hier schon so kalt sei, dann sei es da droben im Norden, wohin er fahren solle, noch viel schlimmer."

„Komm mit deinem Wachsstock her, damit ich das Licht anzünden kann!" befahl Baron Adrian dem Zimmermädchen.

Das Mädchen kam herein und zündete das Talglicht auf dem Nachttischchen an. Der Baron stieg aus dem Bett, hüllte sich in seinen Schlafrock und trat ans Fenster, um nach dem Thermometer zu sehen. Das ganze Fenster war mit dickem Reif wie mit einem Fell bedeckt, nur gerade vor dem Thermometer war noch ein Streifchen helles Glas. Der Baron schaute nach dem Quecksilber in dem Röhrchen; aber es war vollständig verschwunden, war ganz in die Kugel hinabgekrochen.

Baron Adrian ließ das Licht vor dem Thermometer hinauf- und hinabgleiten. „Es muß wahrhaftig mehr als vierzig Grad Kälte haben," murmelte er.

„Der Verwalter sagt, er selbst könne es schon aushalten, wenn der Herr Baron die Fuhre durchaus forthaben wolle," sagte das Zimmermädchen; „aber bei so einer Winterkälte wolle er kein Kind mit auf dem Schlitten haben."

„Sag' ihm, er soll sich zum Teufel scheren!" schrie der Baron, und dann zog er sich die Decke dicht über die Ohren herauf.

Das Mädchen blieb stehen. Sie war unsicher, was dieser Befehl bedeuten sollte, doch die Baronin gab eine Erklärung.

„Der Herr Baron meint, du sollest dem Verwalter sagen, er brauche die Fahrt nicht zu machen, solange diese Kälte anhält. Und du kannst auch ins Kinderzimmer gehen und Martha sagen, daß das Kind nicht fortgebracht wird."

Die Stimme der Baronin war ebenso beherrscht wie

sonst auch. Nichts verriet die ungeheure Erleichterung, die sie fühlte.

Die Kälte hielt an. Weder an diesem Tage noch am nächsten konnte man das Kind fortschicken. Aber gegen Abend des dritten Tages trat ein Umschlag ein. Und sofort sagte der Baron streng, das Kind müsse nun am nächsten Morgen aus dem Hause.

Die Baronin ließ keinen direkten Widerspruch laut werden, aber sie machte doch ein paar Andeutungen, daß das Kind an diesem Tage und auch schon am vorhergehenden etwas sonderbar ausgesehen habe; sie fürchte, die Kleine sei nicht ganz gesund.

Baron Adrian sah seine Frau kalt an.

„Es nützt alles nichts," sagte er, „dieses Kind darf nicht in meinem Hause bleiben. — Meinst du, ich sei so verliebt in Mädchen, daß ich noch für ein weiteres zu sorgen wünsche?"

Als aber die Baronin nach dem Abendbrot ins Kinderzimmer kam, um nach der Kleinen zu sehen, lag das fremde Mädchen rot und erhitzt im Bett und hustete in einem fort.

„Ach, Frau Baronin, ich glaube bestimmt, daß die Kleine die Masern bekommt," sagte die Kinderfrau.

Und die Baronin mußte zustimmen, daß es bei ihren Töchterchen genau so angefangen habe, als sie im letzten Herbst die Masern bekommen hatten.

„Das ist aber doch zu schlimm," sagte sie. „Mein Mann hat soeben befohlen, daß sie morgen früh nach Hause gebracht werden solle."

Sie überlegte einen Augenblick, dann schickte sie die Kinderfrau zu ihrem Manne und ließ ihn bitten, doch einen Augenblick ins Kinderzimmer zu kommen, vielleicht könne er herausbringen, was dem fremden Kinde fehle.

Der Baron kam; er verstand sich zwar nicht besonders auf Krankheiten, aber daß es mit der kleinen Nichte nicht ganz richtig war, das mußte er jedenfalls zugeben. Übrigens zweifelte er durchaus nicht daran, daß es die Masern waren, denn es sah ja wahrhaftig so aus, als ob er das Zigeunerbalg nie mehr loswerden könnte.

Und das Kind bekam wirklich die Masern. Mochte der

Baron nun argwöhnen oder nicht argwöhnen, seine Frau habe die Hand mit im Spiele gehabt, um dem Kinde eine ungefährliche Krankheit zu verschaffen, so war er jedenfalls jetzt gezwungen, die Kleine noch eine Woche im Hause zu behalten, und so geriet er in eine furchtbar schlechte Laune. Zum Glück für den Hausfrieden auf Hedeby traf jedoch bald ein Brief ein, der ihm aus seiner Mißstimmung heraushalf. Charlotte Löwensköld meldete, sie werde, wenn die gute Schlittenbahn sich noch länger halte, Mitte März ihre Reise nach Hedeby antreten, am sechzehnten oder siebzehnten dürfe man sie erwarten.

Der Baron ging jeden Tag selbst ins Kinderzimmer und sah nach, ob das fremde Mädchen noch zu Bett lag; denn danach urteilte er. Und die Baronin, die wohl sah, daß das Kind die Krankheit nur sehr leicht bekommen und sich auch schon geschält hatte, fand es sehr schwierig, die Kleine noch im Bett zu halten, und die Kinderfrau meinte allmählich auch, das Kind könne jetzt recht wohl Kleider anziehen und auf sein. Die Baronin konnte die Kinderfrau nur schwer überzeugen, daß das Kind noch einige Tage ruhig zu Bett liegen müsse.

Es war ihr eine unbeschreibliche Erleichterung, als sie am Nachmittag des sechzehnten März Charlottes Schlitten in den Hof hereinfahren sah. Die Reisende wurde so freundlich empfangen, so umarmt und geküßt, daß sie sich etwas zu verwundern schien. Sie hatte wegen des beständigen Hinausschiebens ihres Besuchs vielleicht den Verdacht geschöpft gehabt, die Baronin betrachte sie als einen Dieb, der komme, um sich des Hauses kostbarstes Gut anzueignen.

Die fünf kleinen Fräulein Löwensköld wurden gewaschen, bis die rosigen Gesichter von Seife glänzten, und gekämmt, bis jedes einzelne Haar dicht am Kopfe wie angeklebt war und die kleinen harten Zöpfe in runden Ringen an den Ohren hinausstanden. Sie mußten ihre im Hause gewobenen und genähten wollenen Kleider und die bastenen, daheim verfertigten Stiefel anziehen. Die Baronin betrachtete sie mit wahrem Mutterstolz, als sie die Schar in den Salon führte. Sie dachte, es seien die süßesten Mädelchen, die es auf dieser Seite des Weltalls gebe.

17*

Alle waren gesund und wohlgebildet und wohlerzogen, davon war sie überzeugt, und nicht ohne lebhafte Erwartung trat sie mit der ganzen langen Reihe hinter sich zu Charlotte in den Salon.

Charlotte ließ ihren Blick rasch von einem Kinde zum andern gleiten, und sie beherrschte sich vollkommen, war lauter Freundlichkeit und Sonnenschein, reichte den Mädelchen einem nach dem andern die Hand und fragte, wie sie hießen und wie alt sie seien.

Aber so großes Entzücken, wie die Baronin erwartet hatte, legte sie doch nicht an den Tag.

Vielleicht tauchte in Charlottes Erinnerung die vornehme und veredelte Schönheit der Frau Oberst Ekenstedt auf, vielleicht dachte sie an ihre Schwester Marie Luise, ja, vielleicht auch an ihr eigenes Kind, und deshalb fiel es ihr etwas schwer, zu begreifen, daß diese kleinen Mädchen hier den Namen Löwensköld trugen.

Alle waren artig, gesund und fröhlich, das sah Charlotte sofort, und sie würden gewiß auch vortreffliche Menschen und Hausfrauen werden, gerade wie ihre Mutter, der sie aufs Haar genau glichen. Wie die Mutter waren die Kinder auch rothaarig, von kleiner, untersetzter, rundlicher Gestalt mit etwas kurzen, breiten Händen. Alle fünf waren nach ein und derselben Form gegossen, mit runden Wangen, Stumpfnasen und blauen Augen, und wenn sie erwachsen waren und dann nicht mehr von verschiedener Größe, konnte man wohl kaum mehr die eine von der andern unterscheiden.

Charlotte, die zur Zeit dreißig Jahre alt war, stand noch in ihrer vollen Blüte. Die Baronin fand sie jetzt bei weitem schöner, als bei ihrem damaligen Besuch auf Hedeby als junge Braut. Elegant und von feiner Lebensart war sie überdies auch, und die Baronin hatte vielleicht ein leises Gefühl, daß ihre Töchter nicht recht in Charlottes jetzige Umgebung paßten. Aber sie wies diesen Gedanken zurück, denn davon war sie fest überzeugt, auf welchen Platz man ihre Töchter auch stellen würde, sie würden ihn in aller Einfachheit gut ausfüllen.

So ungefähr dachte Charlotte auch. Sie fragte sich, ob sie sich wohl daran gewöhnen könnte, ein Bauernmädchen, ein kleines, häßliches, ungraziöses Bauern-

mädchen, neben sich in ihrem Hause zu haben, selbst wenn dieses Mädchen ein wahrer Tugendspiegel wäre.

Charlotte war durchaus nicht eingebildet oder aufgeblasen, Gott bewahre, das konnte ihr niemand nachsagen. Und sie wußte auch Menschen nach ihrem Werte zu schätzen. Sie sagte sich, wenn sie eines von diesen artigen, rothaarigen, kleinen Mädchen zu sich nähme und ihm eine rechte Liebe zu ihr, der Pflegemutter, einflößte, dann bekäme sie eine Freundin, die ihr niemals untreu würde. Niemals würde diese an sich selbst denken und bis ins späte Alter bei ihr bleiben, denn verheiraten würde sie sich bei ihrer Häßlichkeit natürlich nicht können.

In aller Eile nahm sie ihre Vernunft zu Hilfe und beglückwünschte sich dazu, ein kleines, häßliches Geschöpf als Pflegetochter zu bekommen. Das war eine wahre Gnade der Vorsehung. Wenn sie selbst hätte anordnen dürfen, hätte sie sich gewiß eine kleine Schönheit gewählt, die dann verzogen und empfindlich geworden und nur auf ihr eigenes Wohlergehen bedacht gewesen wäre.

Oh, Charlotte gehörte nicht zu denen, die es schwer fanden, mit groß oder klein gut Freund zu werden, und schon nach ein paar Augenblicken hatte sie die fünf Löwensköldschen Mädelchen ganz für sich gewonnen. Alle die zehn blaßblauen Augen hingen an ihren Lippen, alle die kleinen Hände schmiegten sich in die ihren, sobald sie nur dazu kommen konnten. Sie fühlte, welches von ihnen sie auch als Pflegekind wählte, es würde ihr folgen, ohne Murren und ohne Bedenken.

Die treuherzige Art, mit der diese Kinder ihre Fragen beantworteten, gefiel Charlotte sehr gut; ja, sie machten den allerbesten Eindruck auf den Gast, sie waren wirklich sehr nett und drollig.

Alles ging genau, wie es gehen sollte. Baron Adrian saß den ganzen Abend mit im Salon und zeigte sich dem Gaste gegenüber von seiner liebenswürdigsten Seite, und die Baronin versuchte auch froh auszusehen, da es ja den Anschein hatte, als ob ihr Opfer angenommen würde.

Die fünf kleinen Fräulein waren durchaus nicht aufdringlich; aber sie hielten sich die ganze Zeit in Charlottes Nähe, verschlangen sie mit den Augen und warteten auf ein freundliches Kopfnicken oder ein Lächeln.

Sie war erfreut über diese Bewunderung, aber sie fand es sonderbar, daß sie durchaus nicht das Gefühl hatte, als ob sie mit ihnen verwandt wäre.

Während man beim Abendbrot saß und Charlotte immer noch die fünf rothaarigen Köpfchen vor sich hatte und die fünf Paar blaßblauen Augen starr auf sich gerichtet sah, wurde sie von einem geheimen Schrecken ererfaßt. Wie, wenn sie etwas allzu Schweres auf sich nähme? Wie, wenn sie es auf die Dauer nicht ertragen könnte? Wie, wenn sie gezwungen wäre, das Kind zu seinen Eltern zurückzuschicken, weil es zu häßlich war? Sie fand diese Sorge zwar recht übertrieben, beschloß aber jedenfalls, ein wenig vorsichtig zu sein und ihre Wahl nicht gleich am ersten Tage zu treffen, sondern bis morgen zu warten.

Gerade als die Familie die Mahlzeit fast beendet hatte, ertönten aus einem naheliegenden Gemach ein paar laute Lachsalven. Charlotte sah etwas überrascht aus, und die Baronin beeilte sich, eine Erklärung zu geben. Ihr Mann habe die Küche aus dem Flügel, wo sie vorher gewesen sei, in das Hauptgebäude herüber verlegt; und das sei ja auch ein großer Vorteil, obgleich man ab und zu bis in den Speisesaal herein Lärm und Geräusch von da zu hören bekomme.

Es wurde dann des langen und breiten über diese Veränderung gesprochen, und da die Mahlzeit zu Ende war, bot der Baron Charlotte den Arm und sagte, er wolle ihr zeigen, wie er den Umbau angeordnet und durchgeführt habe.

Sie gingen zuerst in die Küchenstube, und da erklärte der Baron, wie er hier eine Wand eingerissen und dort eine Mauer aufgeführt habe. Charlotte folgte gespannt seinen Worten, denn auf solche Dinge verstand sie sich ausgezeichnet.

Aber während sie noch darüber verhandelten, drangen die Lachsalven aus der Küche immer lauter herüber, und nun wurden alle miteinander von Neugierde erfaßt. Die kleinen Fräulein sprangen voraus und schlugen die Küchentür sperrangelweit auf, ohne daß sie jemand daran zu hindern suchte.

Auf dem großen Küchentisch stand ein vierjähriges

Mädel im Hemd und Leibchen, aber ohne Röcke und Strümpfe. In der Hand hielt sie eine Peitsche, hergestellt aus einem Rührlöffel und einem Hanfwisch aus einem Wocken, und vor ihr auf dem Boden standen zwei Spinnrädchen, die sie schnalzend anfeuerte und mit der Peitsche traktierte, und so wurde sich jedermann sofort darüber klar, daß die Spinnräder zwei Paradepferde vorstellen sollten.

Und ebenso konnte man sich denken, daß es sich um ein Wettfahren durch das Volksgewimmel eines Jahrmarkts hindurch handelte. Durch Zurufe und Peitschenhiebe aufgestachelt, jagten die Pferde mit furchtbarer Eile dahin, und die Umstehenden stoben nach allen Seiten auseinander.

„Aus'm Weg, Pej Osla! Aus'm Weg, Bauernpack!
Da komm ich! — Hab' keine Angst! Nit vorm Vogt, nit
vorm Schütz!
Da komm ich, der Zigeunerbaron!
O hei, hei hei, jetzt ist Markt in Bro!
O hei, hei, hei, 's ist 'n lustig Leben!"

Die ganze Küche widerhallte von den muntersten Lachsalven. Aller Augen waren auf das Kind gerichtet, das mit glänzenden Augen und rosenroten Wangen da auf dem Tische stand.

Es war so in sein Spiel vertieft, daß man fast zu sehen meinte, wie das goldlockige Blondhaar im Winde flog. Man meinte, der ganze Küchentisch fahre wie ein schüttelnder, schwankender Zigeunerwagen durch das Jahrmarktgewimmel dahin.

Ja, da stand das Kind auf dem Tisch, wild und ausgelassen, voll Scherzhaftigkeit und Lebenslust. Alle in der Küche, von der Wirtschafterin bis zum Stallknecht, waren ganz aus dem Häuschen. Alle hatten ihre Arbeit liegenlassen, um die kühne Fahrt des Kindes zu verfolgen.

Und ebenso war es bei denen, die unter der Tür standen. Sie waren wie gebannt. Auch sie sahen, daß das Kind sicherlich nicht auf einem Tische stand, sondern auf einem hohen Wagen, auch sie sahen die Volkshaufen, die auseinanderstoben, und die Pferde, die mit wehenden Mähnen zwischen Marktständen und Fuhrwerken im Galopp daherjagten.

Wer zuerst zur Besinnung kam, war Baron Adrian. Er war mit seiner Frau übereingekommen, daß das Abenteuer mit dem Bruder bei Charlotte gar nicht erwähnt werden und sie das Zigeunerkind auch nicht zu sehen bekommen solle. Die Baronin hatte wie gewöhnlich zu allem ja gesagt und nur hinzugefügt, da die Kleine von den Masern noch nicht ganz hergestellt sei, werde sie natürlich im Kinderzimmer verbleiben. Jetzt trat Baron Adrian ganz energisch vor und machte die Küchentür zu. Dann reichte er Charlotte den Arm, um sie in die Wohngemächer der Familie zurückzuführen.

Aber Charlotte blieb unbeweglich stehen, als ob sie den ihr angebotenen Arm gar nicht bemerkte.

„Was ist das für ein Kind?" fragte sie. „Und was ist das für ein Gesicht? Es muß ja in unsere Familie gehören?"

Sie umfaßte des Barons Arm mit hartem Griff, und es war fast, als klängen Tränen durch ihre Stimme, als sie fortfuhr:

„Vetter, du mußt mir sagen, ob sie in unsere Familie gehört. Ich habe das Gefühl, daß ich mit ihr verwandt bin."

Baron Adrian wendete sich ab, ohne zu antworten. Seine Gattin war's, die Charlotte Auskunft gab.

„Es ist eine Tochter von Göran Löwensköld. Sie hat die Masern gehabt, und die Kinderfrau hat sie ohne Erlaubnis in die Küche herunter gelassen."

„Du hast wohl von meinem Bruder, dem Zigeunerbaron gehört?" sagte Baron Adrian mit harter Stimme. „Die Mutter des Kindes ist eine Zigeunerdirne."

Aber Charlotte ging, wie wenn sie im Schlafe wandelte, auf die Küchentür zu, öffnete sie und trat mit ausgebreiteten Armen an den Tisch.

Das Zigeunerkind, das da droben stand und Pferdehändler spielte, warf einen Blick auf Charlotte, und da mußte das kleine Landstreichergehirn in der Fremden etwas entdeckt haben, das ihr gefiel. Sie warf die Peitsche weg, und mit einem verwegenen Sprung stürzte sie sich in Charlottes ausgebreitete Arme.

Charlotte drückte das Kind an sich und küßte es.

„Dich, dich will ich haben," sagte sie, „dich, dich, dich!"

Es war eine Rettung. Sie atmete auf.

Die Häßlichkeit, die erschreckende Häßlichkeit, gegen die sie den ganzen Abend angekämpft hatte, die Häßlichkeit, die sie nützlich und gut zu finden versucht hatte, die ließ sie nun dahingestellt sein. Was der Baron und die Baronin sagen würden, wußte sie nicht, aber dies hier war das Kind, das zu finden sie ausgezogen war.

Plötzlich wich sie erschrocken zwei Schritte zurück. Baron Adrian war mit rotunterlaufenen Augen und geballten Fäusten dicht auf sie zugetreten. „Er sieht aus wie ein Stier, der mich auf die Hörner nehmen will," dachte sie.

Doch rasch trat die Baronin zwischen die beiden. Ihre Stimme klang ruhig und beherrscht wie gewöhnlich, aber sehr nachdrücklich.

„Wenn du dich um dieses Kind annehmen willst, Charlotte, werden mein Mann und ich dir außerordentlich dankbar sein."

„Ich dankbar sein?" brach der Baron mit einem Hohnlachen los.

Die Baronin vollendete mit einem sehr warmen Klang in der Stimme:

„Ich werde dir dankbar sein, weil ich dadurch keines von meinen geliebten Töchterchen hergeben muß; aber Adrian ist dir zu noch größerem Danke verpflichtet, weil du ihn daran hinderst, etwas zu tun, was er nachher sein ganzes Leben lang bereuen würde."

Vielleicht war es die Wahrheit, die in den Worten seiner Frau lag, vielleicht aber war es reine Verwunderung darüber, daß sie es wagte, sich ihm zu widersetzen, was Baron Adrian den Mund verschloß. Er wendete sich rasch ab und verließ schweigend die Küche.

Der Jahrmarktspfarrer

Kann man sich ein schöneres Erwachen denken, als wenn man hört, daß das Dienstmädchen, das am Morgen ins Schlafzimmer hereinkommt, um Feuer im Ofen anzuzünden, von zwei trippelnden Kinderfüßchen begleitet wird? Oder gibt es etwas Lustigeres, als mit geschlos-

senen Augen ganz still zu liegen und dann zu merken, daß ein kleines Wesen, ohne sich um die geflüsterten Warnungen, die Schlafende ja nicht zu stören, keck an der Decke zieht, um ins Bett hineinzuklettern? Und welch ein entzückendes Jubelgeschrei nachher, wenn man die Arme ausstreckt und der kleinen Kletterin heraufhilft, wenn diese dann über einen herfällt, einem mit noch von der Morgenwaschung kalten Händchen auf die Wangen patscht, einen kneift, stößt und küßt! Man kann nichts anderes tun als mitlachen, mitjubeln, man redet in einem Kinderkauderwelsch, man erinnert sich in aller Eile an eine Menge sinnloser Kosenamen. Das Dienstmädchen braucht wirklich nicht um Entschuldigung zu bitten, weil sie das Kind mit hereinkommen ließ. Es habe den ganzen Morgen nichts anderes getan, als gebittelt und gebettelt, zu der schönen Dame, die es am vorhergehenden Abend gesehen habe, hinein zu dürfen; es habe auch versprochen, ganz mäuschenstill zu sein und die gnädige Frau nicht zu stören.

Als die Dienerin das Gastzimmer verließ, wollte sie das Kind wieder mit hinausnehmen. Aber davon konnte keine Rede sein. Die Kleine, die wohl etwas Derartiges gefürchtet hatte, war unter die Decke gekrochen und tat, als ob sie schliefe. Aber sobald die Tür sich geschlossen hat, ist sie hell wach und plaudert frisch drauflos. Sie erzählt etwas von ihrem Vater, aber sie spricht rasch und undeutlich, und Charlotte kann ihr nicht folgen. Aber das tut nichts. Schon der hübsche Wohlklang der Kinderstimme entzückt sie.

Als das Feuer im Ofen recht hell lodert, öffnet sich die Tür, und das Dienstmädchen tritt mit dem Kaffeebrett herein. Dicht hinter ihr erscheint auch die Frau des Hauses, die kleine, runde Baronin, die sich erkundigen will, wie der Gast geschlafen habe. Sie schenkt den Kaffee ein und auch für sich ein Täßchen, dann läßt sie sich am Ofen nieder und fängt an zu plaudern.

Die Kleine ist verstummt, hält aber die Hand ihrer Bettgenossin krampfhaft fest, aus Angst, man wolle sie fortbringen. Nach einer kleinen Weile schläft sie wirklich, und Charlotte betrachtet ganz entzückt das rosige Gesichtchen. Sie lacht über sich selbst. Sie ist diesem

Zigeunerbalg, das eine so innige Liebe zu ihr gefaßt hat, rettungslos verfallen.

Was die Baronin sagen will, ist folgendes: Charlotte dürfe nicht daran denken, Hedeby schon in den nächsten Tagen wieder zu verlassen. Teils wünschten die Baronin und alle andern Bewohner des Hauses aufs innigste, sie solle dableiben und ihnen ihre Einsamkeit etwas erheitern, teils müsse Charlotte ihr, der Baronin, vor der Abreise erlauben, dem Kinde für passende Kleidungsstücke zu sorgen. Es sei ja doch ein Fräulein Löwensköld, da müsse es ein paar Trauerkleider und verschiedenes Unterzeug haben, damit es nicht allzu dürftig ausgesteuert seinen Einzug auf Groß-Sjötorp halte.

Oder ist es nicht etwas Neues und Rührendes zugleich, wenn Charlotte im Laufe des Tages von dem despotischen kleinen Tyrannen, der sich nach ihr sehnt, ins Kinderzimmer hineingerufen wird. Kinder müssen ein wunderbares Ahnungsvermögen haben. Diese Kleine hier hatte gleich gefühlt, daß Charlotte eine ebenso große Pferdeliebhaberin war wie sie selbst. Sie hat herausgefunden, daß niemand anders so gut vor dem auf den Kopf gestellten Hocker im Kinderzimmer dahintraben kann; niemand trägt die Zügel mit solch wirklichem Pferdeverstand, niemand gehorcht so gut, wenn sie schnalzt und wenn sie „Brr!" ruft. Oder ist es nicht ganz tragikomisch, durch dieses kleine Kind in die Geheimnisse des Landstreicherlebens eingeweiht zu werden, zu spielen, daß der eine Stuhl Ekeby heißt und der andere Börne, an diesen Stühlen vorzufahren und nach Arbeit zu fragen, barsche, abweisende Antworten zu bekommen, sich mit der größten Erfahrung über die Aussichten an dem einen oder andern Orte auszusprechen!

Aber das Entzückendste ist doch wohl, zu sehen, wie diese Kleine mittendrin die Zügel wegwirft, ihr Spiel verläßt, um sich ans Fenster zu stellen und nach dem auszuschauen, der sein Kind für immer verlassen hat. Da steht es stundenlang, taub für alle Verlockungen und Überredungen, ganz von seiner Sehnsucht gefangengenommen.

Fast treten einem die Tränen in die Augen, wenn man das Kind dort stehen sieht, das Gesichtchen an die Scheibe

gedrückt und so, mit den Händen an den Schläfen, alles andere ringsum ausschließend. Man denkt im stillen, welche Fehler das Kind auch immer haben mag, so versteht es doch liebzuhaben. Und was könnte wichtiger sein als das?

Aber nach dem Reichtum der Spiele und Einfälle zu urteilen, müßte das Kind auch in Beziehung auf den Verstand reich begabt sein. Sein Verdienst ist es tatsächlich, wenn die Tage auf Hedeby einem nicht zu lang und einförmig vorkommen, denn unleugbar ruht eine gewisse Düsterheit über dem alten Hofe.

Schuld daran ist ganz allein Baron Adrian. Er ist griesgrämig und übellaunig und wirkt niederdrückend auf die ganze Familie, die sonst gar nicht so übel wäre.

Am Tage nach Charlottes Ankunft in Hedeby befiehlt Baron Adrian dem Verwalter, der sich in den Zigeunerorten der nördlichen Wärmlandsbezirke so gut auskennt, Görans kleines gelbes Nordlandspferdchen einzuspannen und den schmutzigen Zigeunerschlitten mitsamt dem ganzen Inhalt fortzuschaffen. In erster Linie sollte er die armselige Erbschaft der Witwe seines Bruders zustellen und des weiteren ihr mitteilen, daß ihr Mann, der Zigeunerbaron, in einem Straßengraben erfroren sei, und dann zuletzt ihr kundtun, daß Verwandte sich der kleinen Tochter angenommen hätten.

Als der Abgesandte nach ein paar Tagen zurückkehrt, gibt Baron Adrian Charlotte Bescheid. Er sagt, der Verwalter habe zu bemerken gemeint, daß die Mutter des Kindes offenbar froh gewesen sei, das Mädel los zu sein, deshalb nehme er, Baron Adrian, an, Charlotte könne es nun als ihr Eigentum betrachten. Er möchte sie aber warnen, nicht in der ersten Zeit schon Maßnahmen zu treffen, sich das Kind auf gesetzlichem Wege zu sichern. Es sei eben doch ein Bettelkind von schlechtem Herkommen, und es wäre nicht ganz unmöglich, daß Charlotte sich nach ein paar Monaten gezwungen sähe, es zu seiner Mutter zurückzuschicken.

In dieser Sache hat sich also der Baron vollkommen korrekt benommen, sonst aber macht er keine bemerkbaren Anstrengungen, seiner Mißstimmung Herr zu werden. Glücklicherweise zeigt er sich kaum zu anderen Stun-

den als bei den Mahlzeiten. Aber auch da ist es nicht leicht, einen Gesprächsstoff zu finden, den er nicht mit einem Hohnlachen oder einer beißenden Bemerkung unterbricht. Jemand, der, wie Charlotte selbst, vollkommen und unsäglich glücklich in seiner Ehe ist und dazu noch die natürliche Anlage hat, überall zu helfen und zurechtzustellen, fällt es schwer, alles so weitergehen zu lassen, ohne irgendwie einzugreifen. Aber man mußte die Unmöglichkeit dazu einsehen. Der Possenstreich, den Göran Löwensköld seinem Bruder bei dem letzten Zusammentreffen gespielt hatte, war zu unbarmherzig gewesen, nun kann Baron Adrian nicht verzeihen, daß man ihm die Rache, die er nehmen wollte, aus den Händen gerissen hat.

Aber wenn Charlotte sich Baron Adrian gegenüber machtlos fühlt, dann versucht sie es mit um so größerem Eifer, den Druck, der auf seiner Gattin und seinen kleinen Töchtern liegt, zu erleichtern. Die arme Baronin scheint schon durch Charlottes Anwesenheit im Hause mutig und beruhigt zu werden, und allmählich gelingt es Charlotte auch, daß bei den Mahlzeiten Scherz und Lachen ertönt und in der Dämmerung am knisternden Feuer Märchen und Sagen erählt werden. Sie fordert zu Rodelpartien auf, sie ladet die Hedebydamen zu langen Schlittenfahrten mit ihren eigenen Pferden, die in fauler Ruhe im Stalle stehen, ein. Sie verlockt die Baronin, auf ihrem kleinen Klavier schöne Stücke von Bach und Händel zu spielen, und als sie mit weiser Klugheit herausbringt, daß die fünf Rotköpfchen recht nette Stimmen haben, bläst sie ihnen Mut ein, sich rings ums Klavier her aufzustellen und zur Begleitung ihrer Mutter zu singen: „Komm, schöner Mai, und mache die Bäume wieder grün!"

Schließlich scheint aber doch die Baronin zu denken, das kleine Zigeunermädel habe nun genug Kleider und Weißzeug bekommen, und so widersetzt sie sich Charlottes Abreise nicht mehr. Diese ist übrigens auch aus einem andern Grunde notwendig geworden. Seit Charlotte auf Hedeby eintraf, hat jeden Tag herrlichster Sonnenschein geherrscht. Die ungeheuren Schneemassen sind zusammengesunken, und auf dem Wege, der zur

Broer Kirche führt, zeigen sich schon da und dort kahle Stellen. Drunten auf dem Löwensee liegt das Eis dick und stark, aber auf der Eisdecke sammeln sich schon Wasserpfützen, und die langen Reihen von Geleisen, die sich nach allen Richtungen kreuzten, sind verschwunden. Charlotte darf nun nicht länger zögern; sie muß abreisen, ehe die Schlittenbahn nicht mehr fahrbar ist.

Am Tage vor der Abreise schlägt die Baronin Charlotte einen Spaziergang nach dem Broer Kirchhof vor, um dort das soviel besprochene Familienbegräbnis zu besuchen. Charlotte ist sofort mit dem Vorschlag einverstanden, und gleich nach dem Mittagessen, das auf Hedeby um halb ein Uhr eingenommen wird, machen sie sich auf den Weg. Sie haben nicht weit zu gehen, aber der Weg ist infolge der Schneeschmelze flitschig und beschwerlich. Doch ist dies eine Schwierigkeit, die durch den Aufenthalt in dem herrlichen Sonnenschein, durch die sie durchströmende behagliche Wärme, durch die milde Luft, die ihnen um die Wangen streicht, und durch die Freude, die sie beim Trillern der ersten Lerche über den noch fast schneebedeckten Feldern empfinden, vollständig aufgewogen wird.

Unterwegs versucht die Baronin ganz vorsichtig ein heikles Thema aufs Tapet zu bringen. Sie beginnt von Karl Artur Ekenstedt zu reden, und obgleich sie merkt, daß Charlotte bei diesem Namen gleichsam zurückschreckt, redet sie doch eifrig und tapfer weiter. Sie versucht, Charlottes Mitleid zu erwecken. Sie, die so reich ist und einen Gatten hat, der ihr alles gibt, was sie von ihm verlangt!

Charlotte zuckt die Schultern ein wenig. Ja, es ist gewißlich wahr, niemand kann einen besseren Mann haben als sie, aber gerade deshalb... Das alte Polhemsche Sägewerk steht noch auf Groß-Sjötorp. Sie will nichts riskieren. In ganzen vier Jahren hat sie sich nicht erlaubt, Karl Artur einen Gedanken zu schenken und noch viel weniger, ihm zu helfen. Und so versuchte sie, das Gespräch sofort in andere Bahnen zu leiten.

Und die Baronin biegt ab, wie sie es immer tut; aber als sie den Grabhügel mit dem großen steinernen Sarkophag erreicht haben, zeigt sie Charlotte absichtlich die Stelle, wo Malwina Spaak einstmals den furchtbaren

Ring ins Grab hinunter gleiten lassen konnte, und sie sagt dabei:

„Diese Frau, die jetzt mit Karl Artur herumzieht, soll ja eine Tochter von Malwina Spaak sein?"

„Ja, gewiß," erwidert Charlotte, „gerade deshalb hat ja auch Karl Artur ein so grenzenloses Vertrauen zu ihr gefaßt. Aber laß uns doch ja nicht mehr von diesen beiden sprechen! Ich hab' ihretwegen genug Kummer durchgemacht."

Die kleine Baronin gehorcht sofort; aber nun wird Charlotte plötzlich gerührt. „Ei, sieh!" denkt sie. „Ich führe mich jetzt genau so auf wie ihr Mann und lasse sie nicht mit dem herausrücken, was sie sagen möchte."

„Ich sehe, du hast etwas auf dem Herzen, das ich deiner Ansicht nach wissen sollte," sagt sie dann laut.

Und die Baronin beginnt gleich mit ihrem Bericht. Im letzten Herbst hatte sie den großen Brobyer Jahrmarkt, der acht Tage dauert und bei dem mehrere Tausend Menschen zusammenströmen, besucht. Wie sie so zwischen den Buden dahinwanderte und ihre Einkäufe machte, hörte sie plötzlich eine Frauenstimme, die ein Kirchenlied sang. Das nahm sich ja in dem Jahrmarktgetöse höchst merkwürdig aus, und sie blieb stehen, um zu lauschen. Es war durchaus keine schöne Stimme, aber das Lied wurde mit solcher Gewalt hinausgesungen, daß es wahrhaft ohrenbetäubend klang. Die Baronin, die ja durchaus nicht wußte, wer die Sängerin war, hatte bald genug von diesem Spektakel und wollte in einer andern Richtung weitergehen; aber das war nicht leicht zu bewerkstelligen, denn als dieser entsetzliche Gesang ertönte, strömten die Leute von allen Seiten herbei. Eifrig und lachend kamen sie daher, wie wenn dieses Singen die Einleitung zu einem ungewöhnlich lustigen Jahrmarktvergnügen wäre. Die Baronin, die mitten in dem Gewimmel stand, hatte nicht mehr zurücktreten können, im Gegenteil, sie wurde nach vorne gedrängt, so daß sie sich schließlich dicht vor der Sängerin befand. Diese stand auf einem gewöhnlichen Zigeunerkarren mit einer Menge grauer Bündel auf den Brettern. Die Person selbst war häßlich und dick. Ob sie alt oder jung war, konnte die Baronin nicht sehen, denn das Weib war in einen langen

wattierten Mantel gehüllt, der zwar an mehreren Stellen geflickt war, aber gewiß warm hielt. Um den Kopf trug sie einen breiten, dicken Schal, der unter den Armen durchgezogen und auf dem Rücken zusammengeknüpft war. Sie sah aus wie eine Gemüsehändlerin in ihrer Bude. Bei dieser Person zeigte sich auch nicht die geringste Lust, sich angenehm oder anziehend zu machen.

Übrigens hatte sie ihr Lied nicht zu Ende singen dürfen, denn die Zuhörer hatten ihr zugerufen, sie solle mit ihrem Geplärr aufhören, und als sie nicht sofort gehorchte, äfften einige ausgelassene junge Burschen ihren Gesang nach. Da brach sie jäh ab, kehrte der Volksmenge den Rücken zu und kauerte sich zwischen den Bündeln auf dem Karren ganz zusammen. So blieb sie, sich mit dem Oberkörper hin und her wiegend, sitzen, und die Baronin meinte zu bemerken, daß sie wie vor Kälte oder Angst ab und zu zusammenschauderte.

Als die Frau verstummte, war sofort ein Mann auf den Wagen gesprungen und hatte zu reden angefangen, und von diesem Augenblick an schenkte die Baronin der Sängerin keinen Gedanken mehr. Der Mann hatte einen großen, graugesprenkelten Bart, und als er einen breitrandigen schwarzen Hut abnahm, sah die Baronin, daß er fast kahlköpfig war. Immerhin erkannte sie in dem Manne sofort Karl Artur Ekenstedt; nein, es konnte niemand anders sein. Er war zwar erschreckend mager und abgefallen; von der früheren Schönheit war keine Spur mehr vorhanden; aber die Baronin erkannte ihn an der Stimme und an der Art, wie er die schweren Augenlider aufschlug. Außerdem wußte sie ja, daß er auf solche Weise umherzog und auf den Jahrmärkten, sowie auch sonst überall, wo viele Leute zusammenkamen, predigte.

Aber Charlotte dürfe ja nicht denken, fuhr die Baronin fort, daß Karl Artur eine erbauliche oder ernste Ansprache gehalten habe. Allerdings habe er zuerst einige Bibelworte gebetet, aber dann nichts weiter getan, als zu zanken und zu schelten. Er schien von Anfang an gereizt zu sein, schrie und brachte heftige Anklagen vor, ja, er sei aufs höchste aufgebracht gewesen, weil die Menge sich nur um ihn versammelt habe, um sich über ihn lustig

zu machen. Dann habe er sich an eine Bauernfrau gewendet und sie ausgescholten, weil sie zu fein angezogen sei, und ebenso an einen Burschen, weil er ihm zu wohlgenährt und rotwangig erschien. Warum er diese beiden angriff, sei einem durchaus unverständlich gewesen, der einzige Grund hätte sein können, daß in seinem Innern ein unauslöschlicher Zorn gegen alles und alle brennen mußte.

Die ganze Zeit über habe er mit geballten Fäusten dagestanden und seine Worte mit solcher Kraft hinausgeschleudert, daß sie wie ein Hagelwetter über einen hergefallen seien. In großen Haufen hätten sich die Leute um ihn zusammengedrängt und über alles, was er sagte, laut gelacht. Niemand habe nur im entferntesten daran gedacht, er könnte eine andere Absicht haben, als Gelächter hervorzurufen.

Aber für sie, die Baronin, die Karl Artur von früher her kannte, sei nichts überraschender gewesen, als zu hören, wie er sich in höchstem Zorn hauptsächlich über die Armut ausließ, die er doch früher nicht genug hatte preisen können. Aber nun sah sie, wie er der Menge seine vielfach geflickten Kleider zeigte, und sie hörte, wie er die verfluchte, die an seiner Armut schuld seien. In erster Linie klagte er seinen Vater und seine Schwestern an. Seine Mutter sei tot, er hätte sie beerben müssen, aber sein Vater und seine heuchlerischen, habsüchtigen, diebischen Schwestern hätten ihm sein Erbteil vorenthalten.

Als die Baronin dies erzählt, macht Charlotte eine Einwendung.

„Es ist unmöglich," sagt sie, „es kann nicht Karl Artur gewesen sein."

„Aber, meine Liebe, er nannte die Seinigen doch mit Namen. Darüber kann, wie gesagt, gar kein Zweifel herrschen, daß er es war."

„Ist er verrückt?"

„Nein, verrückt ist er nicht. Es war immerhin eine Art Vernunft in dem, was er vorbrachte; ich möchte eher sagen, er sei ein ganz anderer Mensch geworden. Von dem früheren Karl Artur war nichts mehr da. Oder was sagst du nun dazu? Er rühmte sich, daß er, wenn er nur gewollt, Bischof hätte werden können. Niemand in die-

sem Lande habe so predigen können wie er. Ja, er hätte Erzbischof werden können, wenn er nicht durch böse Menschen ins Verderben gestürzt worden wäre. Du wirst begreifen, wie lustig es die Leute fanden, als dieser elende, ausgemergelte Tropf behauptete, er hätte Bischof werden können. Man wollte sich vor Lachen ausschütten, ich aber hatte keinen anderen Wunsch, als fortzukommen."

Die Baronin macht eine kleine Pause und wirft einen prüfenden Blick auf Charlotte. Mit gerunzelter Stirn und halb abgewendet steht sie da, wie wenn sie gezwungen wäre, eine Geschichte anzuhören, die sie eigentlich langweilt.

„Ich habe nun nicht mehr viel hinzuzufügen," fährt die Baronin seufzend fort. „Nur eins will ich noch sagen: Als Karl Artur behauptete, er hätte Bischof über ganz Schweden werden können, stieß die Frau, die auf dem Boden des Wagens zu seinen Füßen saß, ein kleines Hohngelächter aus. Das hörte er, und von dem Augenblick an wendete sich sein Zorn gegen sie. Er stampfte mit dem Fuß auf und fragte sie, wie sie es wagen könne, zu lachen, sie, die ihn von seiner Braut, seiner Mutter und seiner Frau getrennt habe, sie, die die Ursache sei, daß er nicht mehr als Pfarrer in den Kirchen predigen dürfe, sie, die die Schlinge um seinen Hals, ja die Giftschlange sei, die jeden Tag Gift in seine Wunden träufle und die nicht aufhören werde, ihn zu reizen, bis er ihr schließlich das Messer in die Brust stoßen müsse."

Wieder macht die Baronin eine Pause, wie um zu sehen, ob auch dies keinen Eindruck auf Charlotte mache. Jetzt aber hat sich diese ganz abgewendet; weder durch Worte, noch durch Bewegungen bekundet sie irgendein Interesse für die Erzählung.

„Als Karl Artur das Weib anklagte," fährt die Baronin fort, die aus Verzweiflung über eine solche Gleichgültigkeit nun mit rasender Eile spricht, „bediente er sich solcher feierlichen Redensarten, die du ja an ihm kennst. Aber das war wohl nichts, was das Weib rührte, denn sie saß nur schweigend da. Dann aber mußte er eine Äußerung getan haben, die, wie man zu sagen pflegt, den Becher zum Überlaufen brachte, denn nun kam sie mit Gegenreden, und die beiden begannen aufeinander loszu-

schimpfen. Nein, ich kann nicht wiederholen, was sie sich alles an den Kopf warfen. Es sah aus, als wollten sie aufeinander losgehen und sich prügeln. Ich hatte wirklich Angst, ich würde das mit ansehen müssen. Wie ich mich dabei anstellte, weiß ich nicht, aber ich puffte die Leute, die an nichts anderes dachten, als zu lachen, auf die Seite und drückte mich durch. Aber, Charlotte, seither kann ich diese verkommenen, unglückseligen Menschen nicht mehr vergessen. Sie ziehen wohl bis zum heutigen Tage noch in dieser Weise umher. Und sein Vater und seine Schwestern leben, und du, Charlotte, du..."

„Ich verstehe gar nichts," unterbrach sie Charlotte in mißfälligem Tone, wie wenn sie sagen wollte, sie halte die ganze Schilderung für übertrieben, ja beinahe erfunden. „Ich habe Karl Artur vor vier Jahren gesehen. Damals trug er zwar einen Friesanzug, er sah aber aus wie ein verkleideter Prinz."

„Aber die Qualen, liebe Charlotte, die Qualen! Bedenke, was er alles durchgemacht hat! Denk' an die Niederlage, die Enttäuschungen, die Demütigungen! Bedenke, mit jener Frau zusammenleben zu müssen! Denk' an die Hoffnungslosigkeit, an die Selbstvorwürfe! Bedenke, daß er wohl ungefähr dasselbe Leben geführt haben muß, wie mein Schwager, der Zigeunerbaron! Bedenke, wenn er als Mörder endigen würde! Wenn du ihn je geliebt hast..."

„Wenn," sagte Charlotte mit leiser Stimme, „wenn ich..."

Ganz rasch setzte sie sich in Bewegung. Sie preßte die Lippen zusammen, um nicht schreien zu müssen. Nun hatte sie geglaubt, mit dem Manne für immer fertig zu sein, und jetzt kehrte er auf diese Weise wieder, unglücklich, verloren, sich ihr durch seinen Verfall, durch sein furchtbares Schicksal aufzwingend.

Die beiden Damen legen beinahe den ganzen Weg nach Hedeby voneinander getrennt zurück. Charlotte etwas voraus, die Baronin ein paar Schritte weiter zurück; keine spricht ein Wort.

Doch am Eingang der Allee bleibt Charlotte stehen und wartet auf die andere. Sie lächelt etwas wehmütig und schüttelt den Kopf, berührt aber das, wovon vorhin die Rede gewesen ist, durchaus nicht.

18*

„Weißt du was," sagt sie mit etwas erzwungener Munterkeit in der Stimme, „ich glaube, ich bin nicht einmal eine ganze Stunde lang weg gewesen, und doch freue ich mich sehr, wieder zurück zu sein. Kannst du begreifen, was das für eine Macht ist, die dieses Bettelkind über mich gewonnen hat? Ich sehne mich ordentlich nach dem kleinen Mädel."

Und während sie nun durch die Allee wandern, wirft Charlotte einen Blick auf das Fenster des Kinderzimmers, um zu sehen, ob nicht ein dicht an die Scheiben gedrücktes Gesichtchen da zu entdecken sei. Als sie den Hofplatz erreichen, erwartet sie, daß die Tür aufgerissen werde und ein Kind herausstürze, um durch Wasserpfützen und schmelzenden Schnee hindurch zu ihr zu gelangen.

Aber nichts Derartiges ist zu sehen. Wer dagegen in großer Eile auf die Heimkehrenden zukommt, ist niemand Geringeres als Baron Adrian.

Der Baron hat seinen Wolfspelzmantel an, und ein langer bunter Reiseschal ist mehrfach um seinen Leib geschlungen. Dazu stecken seine Füße in Riesenstiefeln, die so hoch und so weit sind, daß man fast denken muß, sie seien nach den Karolinischen Reiterstiefeln auf dem Porträt seines Stammvaters zugeschnitten worden. Unverkennbar hat er eine Reise vor, und er kommt den beiden Damen entgegen, um ihnen die Ursache dazu zu erklären.

Die Baronin fürchtet sogleich, es werde während ihrer Abwesenheit ein Unglück passiert sein, und Charlotte hört sie seufzen:

„Ach, ach, ach! Was ist nun los?"

Es schien indes nichts Schlimmes zu sein, ja man hätte eher das Gegenteil glauben sollen, denn Baron Adrian schien auf einmal seine Verdrossenheit abgeworfen zu haben und lebhaft und umgänglich geworden zu sein.

„Ja, nun sollt ihr hören!" beginnt er. „Ihr mögt wohl eine halbe Stunde weg gewesen sein, als ein Zigeunerkarren an unserem Hause vorfuhr. Er war mit den gewohnten Bündeln gefüllt, zwischen denen ein Herr und eine Dame von derselben Sorte saßen. Die Dame verblieb im Schlitten, der Herr aber stieg aus und kam zu mir auf mein Zimmer. Und was meint ihr wohl, in

welcher Angelegenheit er sich einstellte? Ja, nur um für meine geehrte Schwägerin Ersatz zu verlangen, weil sie uns erlaubt hat, für ihr Kind zu sorgen."

„Da sieht man's," sagt Charlotte. „Aber das konnte man ja erwarten, man mußte darauf gefaßt sein."

„Ja natürlich mußte man das," gibt Baron Adrian zu, „aber das war auch nicht das Merkwürdige an der Sache. Der Mann, der mit mir darüber sprechen wollte, war schlecht gekleidet und sah genau so aus, wie solches Pack auszusehen pflegt, und ich hielt ihn deshalb auch im Anfang für einen gewöhnlichen Zigeuner. In seiner Stimme jedoch lag etwas, das mir bekannt vorkam, und während er mit mir redete, mußte ich mich die ganze Zeit über besinnen, wo ich wohl früher schon mit ihm zusammengetroffen war. Er benahm sich auch nicht ganz so, wie sich ein solcher Mensch benommen hätte."

„Ach mein Gott!"

„Ja, Base Charlotte, ich sehe, du hast schon erraten, wer es war. Ich aber war nicht so schnell bei der Hand, sondern suchte nur in meiner Erinnerung unter allen den Zigeunergesichtern, die man auf dem Brobyer Jahrmarkt zu sehen bekommt. Indessen aber schalt ich ihn wegen seiner unverschämten Forderung tüchtig aus. Ich sparte weder an Flüchen noch an Schimpfworten, denn das ist ja das einzige, worauf sich solche Leute verstehen. Wäre er nun ein gewöhnlicher Zigeuner gewesen, dann hätte er geschwiegen und die Scheltworte hingenommen, denn diese Sorte Menschen hat ja meist vor uns Herrenleuten noch etwas Respekt. Dieser aber widersprach mir und ließ mich wissen, wofür man mich hält. Ich erfuhr, daß ich mich gegen meinen Bruder erbärmlich benommen habe und daß ich meine Schwägerin zur Beerdigung hätte einladen sollen, sowie noch vieles andere Derartige. Ich aber schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte, er solle machen, daß er fortkomme, aber das half nichts."

„Hast du ihm gesagt..."

„Du meinst wohl, ob ich ihm mitgeteilt habe, daß die reiche Frau Schagerström sich des Kindes annehmen wolle? Nein, Base Charlotte, davor hab' ich mich gehütet, das hätte die Ansprüche nur vervielfältigt. Der Mensch stritt immer weiter mit mir, wie wenn das ein

ausgezeichnetes Vergnügen für ihn wäre. Und schließlich erklärte er, wenn ich für das Mädchen nicht bezahlen wolle, dürfe ich es auch nicht behalten."

Charlotte hört mit großer Angst zu. Auf dem Heimweg vom Kirchhof ist sie zu dem Ergebnis gekommen, daß sie für Karl Artur nichts tun könne und es überdies auch nicht wage. Sollte der alte Kampf nun aufs neue beginnen?

„Aber gerade, als er die Tür aufriß," spricht Baron Adrian weiter, „ging mir ein Licht auf. Der Vetter Ekenstedt war's, mit dem zu reden ich die Ehre hatte. Er ist offenbar mit meinem Bruder viel zusammen gewesen, auch fährt er ja auf dieselbe Weise wie Göran im Zigeunerwagen umher, und im Winter scheint er da droben im Norden, wo alles fahrende Volk sich aufhält, gewohnt zu haben. Da war es ja ganz natürlich, daß er für das Zigeunerweib, das mein Bruder zufälligerweise geheiratet hat, den Erpressungsversuch übernahm."

„Aber nachdem du ihn erkannt hattest, hast du ihn dann gehen lassen, Vetter Adrian?"

„Nein, nachdem ich begriffen hatte, wer es war, wollte ich natürlich noch ein Wort mit ihm reden. Ich lief auf die Freitreppe hinaus; aber da hatte er schon seinen Schlitten erreicht und war vom Hofe abgefahren. Ich rief ihm nach, so laut ich konnte: ‚Karl Artur!' aber er hielt nicht an."

„Und jetzt willst du hinter ihm her?"

„Ja, das will ich in der Tat. Denn hör' nur, was weiter geschah! Als Karl Artur schon ein Stück durch die Allee gefahren war, hielt er plötzlich an. Unsere Kinderfrau war da eben mit allen Kindern unterwegs, gewiß in der Absicht, euch entgegenzugehen. Die Frau im Wagen erkannte das Töchterchen meines Bruders, und ich hörte, wie sie ihm rief. Und als das Kind herbeieilte, bog sie sich vor, packte es und zog es zu sich in den Schlitten hinein. Karl Artur knallte mit der Peitsche, und das Pferd setzte sich in Trab. Und auf diese Weise haben diese beiden mir wahrhaftig das Kind vor der Nase weg gestohlen."

„Was, ist mein kleines Mädchen fort?"

„Ja, und da stand ich vollkommen hilflos. Ich konnte

sie nicht verfolgen. Alle unsere Pferde sind tief drinnen im Walde beim Holzfahren."

„Aber meine Pferde dann?"

„Ja gewiß, Base Charlotte, ich dachte sofort an sie, und da es sich ebensosehr um dich wie um mich handelt, erlaubte ich mir, deinen Kutscher anspannen zu lassen. Ich wartete hier eben auf ihn, als ich dich und Amelie daherkommen sah. Du brauchst dich gar nicht zu beunruhigen, das Kind soll bald wieder bei dir sein. Na, da haben wir ja die Pferde mitsamt dem Schlitten!"

Er wollte zu dem Gefährt hinlaufen, als Charlotte ihn am Arm ergriff.

„Vetter Adrian, wart' noch einen Augenblick! Kann ich nicht mitkommen?"

Baron Adrians Gesicht überzog sich mit einer dunklen Röte. Aber mit der freimütigen Offenherzigkeit, die ihn in seiner Jugend ausgezeichnet hatte, wendete er sich jetzt an Charlotte.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Base Charlotte. Ich werde das Kind wieder herbeischaffen, und sollte es mich auch mein eigenes Leben kosten. Zum Kuckuck, da hab' ich mich nun die ganze letzte Woche hindurch geschämt! Und nun möchte ich dir gerne meine Dankbarkeit beweisen, weil ich nicht dazu kam, das arme kleine Geschöpf fortzuschicken."

„Ach, Vetter Adrian," erwidert Charlotte, „diese Sache ist durchaus nicht der Grund, warum ich mitfahren möchte. Aber bei mir ist's eben so, daß ich nicht das Schlimmste glauben will. Erst jetzt, wo Karl Artur das Kind gestohlen hat, versteh' ich, wie schlimm es um ihn steht. Laß mich dich begleiten, Vetter, damit ich mit ihm reden kann!"

Die Fahrt

Es war indes nicht so leicht, die Flüchtlinge einzuholen, wie Baron Adrian geglaubt hatte. Erstens hatten sie einen recht guten Vorsprung, und zweitens zeigte es sich, daß die Schlittenbahn viel schlechter war, als man angenommen hatte. Charlottes ausgezeichnete Pferde mußten sich gewaltig anstrengen; wo der nackte Erd-

boden heraussah, konnten sie den schweren Schlitten nur im Schritt vorwärts schleppen. Charlotte fühlte sich wie angekettet, und ärgerlich betrachtete sie die Spuren des leichten Zigeunerschlittens, der sich des schmalsten Streifen Schnees bedienen, ja selbst bisweilen einen Richtweg über einige noch schneebedeckte Felder hatte einschlagen können.

Aber als die Schlittenbahn besser wurde, je weiter man sich von der großen Ebene, die die Brobyer Kirche umgibt, entfernte, wurde auch Charlottes Hoffnung, ihr kleines Mädel wieder zu erlangen, lebendiger. Und noch etwas kam dazu, das ihr den Mut stärkte. Baron Adrian und sie waren nämlich ganz plötzlich die besten Freunde von der Welt geworden. Sie wußte nicht, wie es zugegangen war, aber jedes von ihnen mußte von sich aus entdeckt haben, daß sie zuverlässige, aufrichtige Menschen waren, etwas unvernünftig vielleicht, aber jedenfalls Menschen, mit denen der Verkehr eine Freude ist. Der Baron erklärte gerade heraus, er sei froh, daß Charlotte Hedeby nicht verlassen habe, ehe er sich darüber klar geworden sei.

Charlotte gab keine solche offenherzige Versicherung ab, aber da sie daran verzweifelte, ihren Mann so weit bringen zu können, daß er Karl Artur eine hilfreiche Hand reiche, kam sie auf den Gedanken, Baron Adrian zu bitten, sich seiner anzunehmen. Er war ja Karl Arturs Vetter, und es konnte doch nicht angenehm für ihn sein, wenn sich ein so naher Verwandter auf den Landstraßen herumtrieb.

Sie hatte indes noch nicht viele Worte sagen können, als der Baron sie auch schon unterbrach.

„Nein, Base Charlotte," sagte er lachend, „nein, das geht nicht. Ich will nichts mit dem Menschen zu tun haben, und es wäre auch gewiß das klügste, du würdest meinem Beispiel folgen."

Charlotte verwunderte sich etwas über diese kurzangebundene Antwort, glaubte aber, die Veranlassung zu verstehen.

„Du findest es wohl empörend," entgegnete sie, „daß Karl Artur, der selbst verheiratet ist, mit der Frau eines andern umherzieht?"

„Ha, ha, ha! Ach so, du hältst mich für einen Tugend-

bold! Nein, an das hatte ich nicht gedacht, aber doch an eine recht bedauerliche Sache. Zum Kuckuck, was war doch Karl Artur angekommen, daß er nicht begriff, wie durch diese Reisegesellschaft all sein Predigen zu einem Greuel wird!"

„Meiner Ansicht nach müßten vor allem diese beiden voneinander getrennt werden."

„Diese beiden!" Baron Adrian wendete sich Charlotte zu und legte ihr seine Hand, die in dem großen, zottigen Wolfspelzhandschuh steckte, auf die Schulter. „Sie kannst du nicht trennen, ehe sie am Schafott oder am Galgen angekommen sind."

Charlotte, die in ein großes Schlittenfell fest eingehüllt war, machte einen mißglückten Versuch, ihrem Gefährten ins Gesicht zu sehen.

„Du scherzest wohl, Vetter?" sagte sie.

Baron Adrian gab keine direkte Antwort. Er zog seine Hand zurück, setzte sich im Schlitten zurecht und äußerte in demselben leichten, halb spöttischen Ton, dessen er sich schon vorher während des Gesprächs bedient hatte:

„Darf ich dich fragen, ob du gehört hast, daß ein Strafgericht über den Löwenskölds waltet?"

„Jawohl, Vetter Adrian, das hab' ich allerdings gehört; aber ich muß gestehen, ich erinnere mich nicht mehr, um was es sich dabei handelt!"

„Und du, Base Charlotte, die du in der großen Welt lebst, hältst natürlich all so etwas für Aberglauben."

„Nein, es ist noch schlimmer, Vetter Adrian. Es geht mir nämlich jegliches Interesse für das Übersinnliche ab. Das ist ein Sinn, der mir fehlt. Meine Schwester Marie Luise dagegen..."

Doch hier unterbrach sie Baron Adrian lachend und sagte: „Wenn du in dieser Beziehung ungläubig bist, um so besser. Ich wollte dir schon länger über dieses Strafgericht Bescheid geben, fürchtete aber, dich zu erschrecken."

„Darüber kannst du dich vollständig beruhigen."

„Nun gut," begann Baron Adrian; doch sofort brach er wieder ab und deutete auf den Kutscher, der dicht vor ihnen saß und jedes Wort hören mußte. „Vielleicht ist es gut, wir verschieben es bis zu einem andern Mal," sagte er dann.

Charlotte machte noch einen Versuch, Baron Adrian ins Gesicht zu sehen. In seinem Tone lag noch immer etwas Spöttisches, wie wenn er sich über eine alte Familiensage lustig machte, aber doch war er jetzt besorgt, daß der Kutscher ihn nicht höre. Doch Charlotte beruhigte ihn rasch, indem sie sagte:

„Du kennst meinen Mann schlecht, wenn du meinst, er nehme jemals einen Kutscher in Dienst, ohne sich vergewissert zu haben, daß er genügend schwerhörig ist, um den Fahrenden zu gestatten, eine uneingeschränkte Unterhaltung zu führen."

„Ausgezeichnet, Base Charlotte, das will ich ihm wahrhaftig nachmachen. Nun, was ich sagen wollte, ist, daß bei uns Löwenskölds einmal eine gewisse Marit Erikstochter in Dienst war, eine Bäuerin, deren Vater, Oheim und Bräutigam unschuldig verdächtigt worden waren, unseres Stammvaters Ring gestohlen zu haben und deshalb ihr Leben am Galgen lassen mußten. Das arme Weib suchte sich zu rächen, was ja ganz natürlich war, und zwar gerade mit Hilfe des Ringes. Mein eigener Vater war auf dem Punkt, das erste Opfer zu werden, wurde aber glücklicherweise durch Malwina Spaak gerettet. Malwina hatte nämlich Marit Erikstochters Zuneigung gewonnen, so daß sie imstande war, durch Marits Hilfe den unglückseligen Ring wieder in das Familiengrab zurückzubefördern."

Hier unterbrach Charlotte den Baron mit einer lebhaften Bewegung.

„Denk' doch ja nicht, Vetter Adrian," sagte sie, „daß ich eine solche Heidin sei. Die Geschichte von dem Löwensköldschen Ring kenne ich bis aufs Tüpfelchen genau."

„Aber eins weißt du gewiß nicht. Sobald mein Vater sich von dem schweren Erlebnis erholt hatte, erschien nämlich bei meiner Großmutter, der Baronin Augusta Löwensköld, Marit Erikstochter und verlangte von ihr, ihren Sohn, meinen Vater also, Jungfer Spaak heiraten zu lassen. Sie behauptete, meine Großmutter habe ihr am vorhergehenden Abend diese Verbindung zugesagt, und einzig und allein darum habe sie auf ihre Rache verzichtet. Meine Großmutter erwiderte, sie könne ein solches Versprechen unmöglich gegeben haben, weil sie ja wisse,

daß ihr Sohn schon mit einer andern verlobt sei. Sie wolle Malwine Spaak jede Belohnung zukommen lassen, die in ihrer Macht stehe, aber das, was Marit fordere, sei unmöglich."

„Jetzt, wo du das sagst, Vetter," fiel Charlotte ihm ins Wort, meine ich auch, etwas Derartiges gehört zu haben. Es klingt übrigens auch ganz natürlich, daß Marit sich nicht ohne weiteres mit dieser Anordnung zufrieden geben wollte."

„Das tat sie auch nicht. Als sie weiter auf ihrem Verlangen bestand, ließ meine Großmutter Jungfer Malwina hereinrufen, um sich bekräftigen zu lassen, daß sie betreffs des jungen Herrn Baron kein Eheversprechen erhalten habe. Und Jungfer Spaak erklärte auch alles, was ihre Herrin sagte, für Wahrheit. Aber dadurch geriet Marit Erikstochter, die wohl dachte, nun habe sie ganz unnützerweise auf ihren Plan, das an ihren Verwandten begangene große Unrecht zu rächen, verzichtet, in unerhörten Zorn. Und so erklärte sie meiner Großmutter, das Werk der Rache werde nun wieder aufgenommen. ‚Drei von den Meinigen haben einen gewaltsamen Tod erleiden müssen!' schrie sie. ‚Drei von den Deinen werden auch eines bösen, jähen Todes sterben, weil du nicht hältst, was du versprochen hast!'"

„Aber Vetter Adrian ..."

„Ich weiß, was du sagen willst, Base Charlotte. Meine Großmutter dachte genau ebenso wie du, daß das arme Weib nicht so gefährlich sein könne. Sie erschrak gar nicht und erwiderte ganz ruhig, Marit sei nun schon zu alt, um drei Barone Löwensköld ums Leben zu bringen.

‚Ja, ich bin alt, und meine Tage werden gezählt sein,' scheint Marit erwidert zu haben. ‚Aber ob ich über der Erde oder unter der Erde bin, ich werde schon die Macht haben, einen Rächer zu schicken.'"

Jetzt zog Charlotte mit einem so kräftigen Ruck an der Schlittendecke, daß sie dem Baron gerade ins Gesicht sah.

„Du willst doch nicht sagen, daß du glaubst, ein solches von einem armen unwissenden Bauernweib ausgesprochenes Wort könne irgendwie von Bedeutung sein?" sagte sie mit der allergrößten Ruhe. „Ich erinnere mich jetzt auch sehr genau an die ganze Geschichte. Die Frau

Oberst Ekenstedt, meine geliebte Freundin, pflegte sie gerade als Beispiel anzuführen, wie wenig man sich um solche Aussagen zu kümmern brauche. Sie legte ihr ganz und gar kein Gewicht bei."

„Es ist nicht so ganz sicher, ob meine Tante in diesem Fall recht hatte," versetzte Baron Adrian, indem er sich im Schlitten aufrichtete, um einen Blick auf den vor ihm liegenden Weg zu werfen. „Es sieht nicht aus, als ob wir das vertraute Paar bald einholen würden," fuhr er fort, indem er sich wieder setzte. „Wenn du also erlaubst, Charlotte, will ich dir ein kleines eigentümliches Vorkommnis erzählen, das sich zur Zeit meiner Eltern auf Hedeby zutrug."

„Ja, erzähl nur, Vetter Adrian, die Zeit vergeht dann um so schneller."

„Es war wohl im Sommer 1816," begann Baron Adrian, „und auf Hedeby sollte zu meiner Mutter Geburtstagsfeier große Gesellschaft bei uns sein. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten hatten meine Eltern einige Tage vor dem Fest zur Hilfe bei den Vorbereitungen Malwina Spaak holen lassen. Sie war damals schon verheiratet und hieß eigentlich Malwina Thorbergsson, aber bei uns auf Hedeby konnte man sich an keinen andern Namen gewöhnen, als den, den sie während der fünfzehn Jahre als Haushälterin auf Hedeby getragen hatte, und ich glaube, das war ihr selbst auch am liebsten. Und das glaube ich auch, daß es Frau Malwinas größte Freude war, nach Hedeby kommen zu dürfen, um bei einem Festessen, oder was gerade vorlag, zu helfen. Sie war ja mit einem armen Pächter verheiratet, und in ihrer Häuslichkeit gab es keine Gelegenheit, ihre Fähigkeit in der feineren Kochkunst an den Tag zu legen. Nur bei uns auf Hedeby durfte sie mit ihrem Talent glänzen."

„War nicht auch noch anderes da, das zog?" fragte Charlotte, die sich an dies und jenes aus der Geschichte des alten Geschlechts erinnerte.

„Ganz richtig, Base Charlotte, ich wollte gerade davon reden. Frau Malwinas alte Herrschaft, Bengt Göran und meine Großmutter, Baronin Augusta, die ich vorhin erwähnte, waren zwar schon beide selig entschlafen, aber mein Vater, dem Hedeby nun gehörte, war, wie

wir alle wußten, Frau Malwinas Jugendliebe gewesen, und obgleich die erste heiße Liebesleidenschaft nun abgekühlt war, bewahrte Malwina doch noch eine kleine Schwäche für ihn. Uns Kindern kam es immer so vor, als ob mein Vater und meine Mutter wirkliche Freundschaft für Malwina Spaak hegten. Sie empfingen sie mit sichtlicher Freude, ließen sie mit am Herrschaftstisch essen und besprachen alle ihre Sorgen und Freuden in vertraulicher Weise mit ihr. Nie stieg in uns der Argwohn auf, der Grund all dieser Freundlichkeit könnten Gewissensqualen sein."

„Die Frau Oberst Ekenstedt betonte immer Frau Malwinas aufrichtige Freundschaft für die Familie," warf Charlotte ein.

„Ja, sie war uns auch immer eine vollkommen getreue Freundin, wenigstens liegt keine Veranlassung zu einer andern Annahme vor. Und die Ergebenheit, die sie für meine Eltern empfand, übertrug sie auch auf uns Jungen, Göran und mich. Sie kochte immer unsere Leibgerichte, steckte uns jederzeit irgend etwas Gutes zu, wenn wir sie in der Küche aufsuchten, und wurde nie müde, uns die haarsträubendsten Gespenstergeschichten zu erzählen. Vielleicht sollte ich aber doch sagen, daß Göran ganz unverkennbar ihr Liebling war, und das kam wohl von seinem Aussehen her. Ich, der rotwangig und hellblond wie der nächste beste Bauernjunge war, konnte wohl keine zärtlichen Erinnerungen bei ihr erwecken. Anders aber war es bei Göran. Er war schön, mit großen dunklen Augen und wurde ganz allgemein des Vaters Ebenbild genannt. Deshalb ist es sehr glaubhaft, daß sich Frau Malwina, wenn sie von ihrer Teigschüssel oder Bratpfanne aufschaute, sehr oft einbildete, die Zeit sei stillgestanden und der Jugendgeliebte sei zurückgekehrt, um sie über die Kunst auszufragen, wie man einen Toten dazu bringen könne, sich in seinem Grabe ruhig zu verhalten."

Ein wehmütiger Zug legte sich auf Charlottes Antlitz. „Ja, ich kenne diese Augen," sagte sie wie zu sich selbst.

„Das gute Verhältnis zwischen Frau Malwina und uns Jungen hielt auch an bis zum Jahre 1816," begann der Baron von neuem. „Aber da war Frau Malwina so

unvorsichtig, ihre Tochter Thea nach Hedeby mitzunehmen. Das Mädchen zählte damals dreizehn Jahre, ich selbst war achtzehn und Göran sechzehn, und so hielten wir uns für zu erwachsen, um mit ihr zu spielen. Es hätte schon ein sehr großer Grad von Liebenswürdigkeit dazu gehört, um uns den Altersunterschied vergessen zu lassen; aber die arme Thea hatte eine kurze vierschrötige Gestalt, hervorstehende Augen, und überdies lispelte sie beim Sprechen. Wir fanden sie abschreckend und gingen ihr aus dem Weg, und Frau Malwina, die ihre kleine Thea für ein ungewöhnlich begabtes Kind hielt, fühlte sich ihretwegen etwas gekränkt."

„Ach," lispelte Charlotte, „wenn ich daran denke, daß ich hier neben einem Baron Löwensköld sitze, einem Sohn von Baron Adrian Löwensköld, den meine Mutter geliebt hatte und der meine Erziehung bestritten hat!"

Doch sie brach jäh ab. „Nein, verzeih, Vetter! Ich dachte nicht daran, wie es ihr jetzt geht. Es ist unrecht von mir, mich über eine Unglückliche lustig zu machen."

Der Baron lachte. „Es ist schade, daß du dir Gewissensbisse machst," sagte er. „Du mußt ein großes Talent haben. Es war mir, als sitze die kleine Thea hier neben mir im Schlitten. Aber ehe ich weitermache, muß ich doch wohl fragen, ob du nicht über und über genug hast? Ich treffe ja nicht jeden Tag mit jemand aus meiner eigenen Familie zusammen. Es macht mich gewissermaßen wieder jung. Alles Alte ersteht aufs neue."

Charlotte, die tatsächlich mit dem größten Interesse zugehört hatte, beeilte sich, seine Besorgnis zu zerstreuen, und Baron Adrian erzählte weiter.

„Du hättest mit unserer Unart gegen Thea sicherlich mehr Nachsicht als unsere eigenen Eltern gehabt," sagte er. „Aber meine Mutter, die merkte, daß sich Frau Malwina nicht in ihrer gewohnten guten Laune befand, erriet die Ursache, und so ermahnte sie uns aufs strengste, doch recht artig gegen die kleine Thea zu sein; und mein Vater fügte auch noch das Seinige hinzu. Wir waren ans Gehorchen gewöhnt, und so nahmen wir nun das Mädchen auf einige Ruderfahrten mit, auch schüttelten wir von den himmelhohen Bäumen Astrachanäpfel für sie herunter. Bei Frau Malwina, der guten Seele,

herrschte darauf wieder eitel Sonnenschein, und alles verlief in bester Weise bis zum Festtag selbst."

„Daß ihr sie nicht ertränkt habt!"

„Ach, Charlotte, ja, du kannst dich in unsere Gefühle hineinversetzen," sagte der Baron. „Aus dem ganzen Bezirk trafen die Herrschaften ein, darunter alle unsere guten Freunde, die jungen Herren und Fräulein, die wir von jeher kannten, und so konnten wir uns nicht denken, daß wir an einem solchen Tage Thea besondere Aufmerksamkeiten schenken sollten. Meine Mutter hatte allerdings ausdrücklich angeordnet, Thea solle am Feste teilnehmen, und meiner Erinnerung nach war sie auch vollständig passend gekleidet; da sie aber niemand kannte und ihr Äußeres höchst abstoßend war, wurde sie sehr vernachlässigt. Wir ließen sie weder am Spiel im Freien teilnehmen, noch wurde sie später im Salon zum Tanz aufgefordert. Unglücklicherweise war meine Mutter von der Unterhaltung mit den geladenen Herren und Damen so in Anspruch genommen, daß sie vergaß, sich um das Behagen der kleinen Thea zu kümmern. Erst beim Abendessen fiel ihr das Kind wieder ein, aber da war das Unglück schon geschehen. Sie fragte das Zimmermädchen, wo Thea sei, und erfuhr, sie sitze draußen in der Küche bei ihrer Mutter und weine jammervoll. Niemand habe mit ihr gesprochen; sie habe weder beim Spielen im Freien noch beim Tanzen mitmachen dürfen. Nun, die liebe Mutter war wohl etwas beunruhigt darüber, aber sie konnte doch ihre Gäste nicht verlassen, um ein verzogenes Kind zu trösten. Im übrigen fand sie gewiß diese Thea ebenso abstoßend, wie wir Jungen es nur je getan hatten, davon bin ich fest überzeugt."

„Thea hat immer eine erstaunliche Fähigkeit gehabt, andern Widerwärtigkeiten zu bereiten," bemerkte Charlotte.

„Ja, nicht wahr, Base Charlotte? Malwina Spaak war natürlich für ihre liebe Tochter gekränkt, und am nächsten Morgen, als sich meine Mutter kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, kam auch schon das Zimmermädchen mit der Meldung herein, Frau Malwina wolle abreisen und lasse fragen, ob sie einen Wagen haben könne. Meine Mutter war höchst erstaunt, denn

es war ja ausgemacht, daß sich Frau Malwina nach dem Umtrieb und der Arbeit für das Fest noch einige Tage auf Hedeby ausruhen solle. Sie eilte sofort zu Frau Malwina, fand sie aber vollständig entschlossen, bis Mutter endlich ihren Gatten herbei rief, der dann mit ein paar Worten sagte, er habe am vorhergehenden Abend die kleine Thea beobachtet und gefunden, daß sie sich sehr nett und passend benommen habe. Und da war Frau Malwina sofort versöhnt. Die Abreise wurde aufgeschoben, ja es wurde ausgemacht, daß Frau Malwina noch eine ganze Woche auf Hedeby bleibe, damit wir Kinder nähere Bekanntschaft miteinander schlössen und gute Freunde würden."

„Das war fast zu grausam, Vetter."

„Als dies geordnet war, ließ mein Vater uns Jungen auf sein Zimmer kommen. Er fragte uns, wie wir uns unterstehen könnten, seinen Befehlen nicht nachzukommen, und versetzte jedem von uns eine Ohrfeige. Mein Vater war sonst ein sehr freundlicher, sanftmütiger Mensch. Er pflegte durchaus keine handgreiflichen Zurechtweisungen auszuteilen, und so kannst du dir wohl unsere Verwunderung denken, Base Charlotte. Wir konnten uns ja unmöglich erklären, warum unser Vater Thea gegenüber so schwach war. Aber jetzt tat er uns zu wissen, daß es auf der weiten Welt niemand gebe, den wir mit solcher Rücksicht behandeln müßten, wie gerade Thea. Und dann teilte er uns mit, sie werde nun wohl acht Tage länger dableiben, damit wir uns mit ihr befreundeten."

„Und das konntet ihr natürlich nicht ertragen?"

„Mir gelang es, mich still zu verhalten, aber Göran, der von heftigerer Gemütsart und durch die Ohrfeige gereizt war, schrie in voller Wut: ‚Weil der Herr Vater in Malwina Spaak verliebt gewesen ist, brauchen wir doch von der kleinen Thea nicht entzückt zu sein!' Ich konnte mir nichts anderes denken, als daß er zur Tür hinausgeworfen würde; aber im Gegenteil, unser Vater bezwang seinen Zorn. Er setzte sich in seinen großen Lehnstuhl und gebot uns, näher zu treten. Wir mußten uns links und rechts von ihm aufstellen. Dann reichte er jedem eine Hand und sagte, es sei an der Zeit, daß wir er-

führen, wie sich die Sache verhalte. Er fürchte, Malwina Spaak sei ein großes Unrecht zugefügt worden. Bei einer Gelegenheit — er war überzeugt, daß wir verstanden, worauf er anspielte — sei er in Lebensgefahr gewesen, und er fürchte, seine Mutter, die Baronin Augusta, habe Malwina, wenn auch nicht mit klaren Worten, so doch auf irgendeine Weise glauben lassen, Malwina solle ihre Schwiegertochter werden, wenn es ihr gelinge, den Baron zu retten. Dieses Versprechen habe freilich nicht gehalten werden können, und Jungfer Malwina habe sich auch äußerst taktvoll benommen; aber mein Vater fühle sich ihr gegenüber in einer Schuld, die er niemals abtragen könne, und deshalb wende er sich nun an uns, um uns zu bitten, gegen Frau Malwina und ihre Tochter das rücksichtsvollste Benehmen an den Tag zu legen."

„Das war ja eine schöne Ermahnung, Vetter."

„Leider aber fanden wir Jungen alles miteinander eher lächerlich als rührend."

In diesem Augenblick wendete sich der Kutscher Lundman nach den im Schlitten Sitzenden um und sagte, er meine, auf dem Gipfel von einem der nächsten Hügel ein Fuhrwerk wahrnehmen zu können.

Der Baron richtete sich im Schlitten auf. Er entdeckte auch das Fuhrwerk, erklärte aber, der Hügel dort sei wenigstens noch eine Viertelmeile entfernt, und er könne unmöglich feststellen, ob es der verfolgte Schlitten sei. Immerhin befahl er Lundman, so rasch wie nur möglich zu fahren, und in aller Eile entwarf er einen Angriffsplan.

„Wenn wir den Schlitten eingeholt haben, dann nimmst du die Zügel, Base Charlotte," sagte er. „Lundman springt heraus und hält das Zigeunerpferd an, während ich an den Schlitten trete und das Kind zu uns herübernehme."

„Wir überfallen sie wie richtige Straßenräuber."

„Na ja, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil."

Baron Adrian beugte sich weit über den Schlitten hinaus, um an den Pferden vorbei den Weg übersehen zu können. Er war jetzt in Jagdeifer gekommen und dachte

nicht mehr an die alten Geschichten, die er noch eben so eifrig erzählt hatte.

„Vetter Adrian, wir haben gewiß noch eine halbe Stunde Zeit, bis wir sie einholen. Dürfte ich nicht noch das Ende der Geschichte hören?"

„Nur zu gerne, Charlotte. Das Ende vom Liede war, daß Bruder Göran, der es in Gesellschaft von Thea nicht aushalten konnte, darauf verfiel, aus Wachs, Goldpapier und einem bißchen roten Lack einen großen Siegelring herzustellen. Den ließ er Thea sehen, und er machte ihr weis, es sei der wirkliche berüchtigte Löwensköldsche Ring, den er auf dem Kirchhofe gefunden haben wollte. Jetzt könne man also jeden Augenblick erwarten, daß der alte General wieder auf Hedeby zu spuken anfange, um sein Kleinod wieder zu erlangen. Die kleine Thea bekam Angst, Frau Malwina wollte aufs neue abreisen, und die Sache wurde genau untersucht. Bruder Göran mußte mit dem wächsernen Ring und der ganzen Geschichte herausrücken, und darauf erhielt er eine Tracht Prügel von unserem Vater. Aber nach dieser Behandlung lief Göran auf und davon in die Wälder und kehrte nie wieder zurück. Seit sechsundzwanzig Jahren hatte er sich nicht mehr auf Hedeby blicken lassen, sondern ein Zigeunerleben auf der Landstraße geführt zum großen Schmerz meiner Eltern und zur Schmach und Schande unserer ganzen Familie. Der Besuch jetzt im Winter war das einzige Mal, daß man ihn auf Hedeby wiedersah."

„Ach, Vetter Adrian, ich wußte nicht, daß sein Unglück auf diese Weise begann!"

„Doch, Charlotte, so verhält es sich, und wenn man es genau nimmt, kann man wohl sagen, daß es die kleine Thea war, die ihm seinen Tod im Straßengraben verschafft hat. Damit ist sie also mit einem von uns fertig geworden. Aber sieh, da haben wir das Fuhrwerk wieder!"

Abermals beugte sich der Baron über den Schlittenrand hinaus; aber der erspähte Schlitten verschwand bald wieder aus seinem Gesichtsfeld, und so wendete er sich aufs neue Charlotte zu.

„Was meinst du, Base? Ich vergesse beinahe, warum ich dich all dies anzuhören gezwungen habe. Ich wollte

dich ja davor warnen, Thea und Karl Artur zu trennen. Siehst du, ich glaube, ja ich glaube, daß Frau Malwinas Tochter einen Auftrag zu erfüllen hat, von dem sie selbst nichts weiß. Erinnerst du dich, Marit Erikstochter sprach doch davon, daß sie einen Rächer senden werde?"

In demselben Augenblick wendete sich Baron Adrian Charlotte ganz zu und schaute sie mit dem Ausdruck schreckensvoller Erwartung starr an.

Und da verstand Charlotte durch eine innere Eingebung, daß dieser schwermütige Träumer, er, der in seiner Umgebung niemand hatte, dem er sich anvertrauen konnte, sich in der Düsterheit einsamer Stunden das alte Strafgericht immer wieder vorhielt, und daß er sich allmählich einbildete, Thea Sundler sei dazu berufen, es zur Verwirklichung zu bringen.

Doch obgleich sich Charlotte unwillkürlich daran erinnerte, wie sie selbst während der unglückseligen Zeit, als ihre Verlobung mit Karl Artur in die Brüche ging, das Gefühl gehabt hatte, es stehe an Theas Seite etwas Drohendes und Unabwendbares, das alle ihre eigenen Bemühungen, den Geliebten zu retten, verhinderte, so wollte sie jetzt doch Baron Adrians Vermutung in keiner Weise zustimmen. Und so erwiderte sie dessen fragenden Blick mit gutgespielter Verwunderung.

„Ich verstehe nicht, warum du in diesem Zusammenhang von Karl Artur sprichst," sagte sie. „Er ist ja kein Löwensköld."

„Es ist in der Prophezeiung nicht genau ausgesprochen, ob alle drei Opfer die Namen Löwensköld tragen müssen, sondern nur, daß sie zu den Nachkommen meiner Großmutter gehören sollen."

„Und nun meinst du, ich solle dieser elenden, erbärmlichen Sage wegen es nicht versuchen, mit Karl Artur ein Wort zu sprechen, falls ich heut abend mit ihm zusammentreffe? Ich soll ihn nicht von Thea losmachen, soll gar nichts tun dürfen, um ihn zu einer würdigeren Lebensweise zurückzuführen?"

Baron Adrians Blick ruhte noch immer mit derselben ängstlichen Frage auf Charlotte, und auch seine Stimme verriet noch dieselbe grenzenlose Verzweiflung.

„Nein, ich will dir nicht verbieten, es zu versuchen,"

19*

entgegnete er, „sondern sage nur, es wird nichts nützen. Ich habe Karl Artur vor ein paar Stunden gesehen und kann dir versichern, daß er, gerade wie mein Bruder es war, für den Tod im Straßengraben bald reif ist. Ein böser, jäher Tod mitten in seinen besten Jahren."

„Ich begreife nur nicht, wie du dir etwas so Absonderliches einbilden kannst."

Baron Adrian ließ seinen düstern Blick über die Landschaft hinschweifen.

„Ach, Base Charlotte, was verstehen wir von dem, was um uns her geschieht? Warum geht es dem einen schlecht und dem andern gut? Wieviel ungesühnte Schuld gibt es nicht, die eingelöst werden muß?"

Trotz ihrem Mitleid war Charlotte nahe daran, die Geduld zu verlieren.

„Und nachdem Thea mit Karl Artur fertig geworden ist, kommt wohl die Reihe an dich selbst, Vetter?"

„Ja, dann kommt die Reihe an mich, doch das ist von keiner Bedeutung. Ich versichere dir, wenn ich einen Sohn bekommen hätte, würde ich mir gerne selbst das Leben genommen haben, damit die Schuld, die auf den Löwenskölds liegt, gesühnt wäre. Siehst du, mein Sohn hätte dann ein glückliches Leben führen können, und er hätte unser Geschlecht zu Ehren gebracht. Nichts hätte ihn gehindert, ein wohltätiger, angesehener Mann zu werden. Wir drei, mein Bruder, Karl Artur und ich selbst, wir haben nichts erreicht, weil die Strafe auf uns lag, er aber, Base Charlotte, er, mein Sohn, wäre nicht von ihr bedrückt gewesen."

Jetzt drehte sich Lundman wieder um, er hob die Peitsche und deutete auf den Weg hinaus.

Aber Baron Adrian rührte sich nicht. Er hatte sich in seine Ecke zurückgelehnt und saß ganz still da, ohne die geringste Anteilnahme an der Verfolgung zu zeigen. Charlotte konnte nur sein Profil sehen; und es kam ihr vor, als sei sein Ausdruck wieder so, wie er in der vergangenen Woche gewesen war, düster, streng und hart.

„Was soll ich tun?" dachte sie. „Seine Schwermut ist wieder über ihn gekommen."

Eine gute Weile fuhren sie so weiter. Der Weg war jetzt ungewöhnlich hügelig und gewunden. Bald lief er

den Strand des Lövensees entlang, bald verlor er sich im Walde, bald drängte er sich zwischen den dicht zusammengebauten Häusern eines Bauernhofs hindurch. Von keinem Punkt aus hatte man eine Fernsicht. Der verfolgte Schlitten tauchte ab und zu einen Augenblick auf, verschwand aber schon im nächsten wieder.

So wenig Glauben auch Charlotte Baron Adrians Hirngespinst zu schenken vermochte, so wurde sie doch von immer größerem Mitleiden mit ihm ergriffen, und so beschloß sie in aller Eile, nach dem Einzigen zu greifen, das ihm möglicherweise zum Trost gereichen konnte. Sie tat es zwar sicher nicht in der Hoffnung auf Erfolg, sondern nur in dem unwiderstehlichen Drang, etwas zu tun.

„Vetter Adrian!"

„Was möchtest du, Base Charlotte?"

„Ich möchte dir etwas sagen."

„Ich stehe dir ganz zur Verfügung, meine Base, du hast mir eine so unbegreifliche Geduld bewiesen, indem du meine dumme Geschichte angehört hast."

Der Ton war unfreundlich und sarkastisch, aber Charlotte war dankbar, daß Baron Adrian überhaupt redete.

„Gott verzeih mir's, wenn ich etwas Unrechtes tue, aber ich muß es dir jetzt sagen. Als der Mann, den du, Adrian, in die Zigeunerdörfer im Norden geschickt hattest, nach Hedeby zurückkam, bat er um eine Unterredung unter vier Augen mit deiner Frau. Er wollte ihr mitteilen, daß Göran Löwensköld einen Sohn hinterlassen habe."

Baron Adrians Hand in dem großen Fäustling aus Wolfspelz legte sich noch einmal schwer auf Charlottes Schulter.

„Ist das etwas, das du dir ausgedacht hast?" stieß er hervor.

„Welch ein Ungeheuer müßte ich sein, wenn ich in diesem Falle lügen wollte? Nein, Vetter Adrian, es gibt wirklich einen Jungen dort droben. Er sei sechs Jahr alt, groß und wohlgestaltet. Nicht so schön wie die Schwester, er habe eher Ähnlichkeit mit dem Porträt des alten Bengt. Aber der Pächter wollte die Frau Baronin erst fragen, ob er von dem Dasein des Jungen überhaupt etwas zu dir sagen solle. Er hat nämlich ein Gebrechen."

„Ist er blödsinnig?"

„Nein, er hat seinen gesunden Verstand, ist fröhlich und liebenswürdig, aber er..."

Charlotte versagte die Stimme, so erregt war sie. Sie konnte das Wort nicht herausbringen.

„Er ist blind, Vetter," flüsterte sie.

„Was sagst du?"

„Er ist blind," wiederholte Charlotte nun fast schreiend. „Deshalb hat der Pächter sich nicht getraut, dir etwas davon zu sagen, und Amelie bat ihn, vorerst davon zu schweigen. Sie meinte, die rechte Zeit für eine solche Mitteilung sei noch nicht gekommen. Sie wollte es dir später sagen, wenn deine Gemütsstimmung weniger reizbar wäre."

„Amelie ist eine vorsichtige Gans und wird nie etwas anderes."

„Er ist blind geboren, und es kann nichts zu seiner Heilung getan werden."

Baron Adrian schüttelte Charlotte mit einem harten Griff geradezu, wie wenn er die Wahrheit aus ihr herausschütteln wollte.

„Und das ist wahr! Du kannst darauf schwören, daß sich dort droben wirklich ein Junge befindet?" rief er.

„Gewiß, gewiß. Er heißt Bengt Adrian. Das kleine Mädchen hat oft von einem Bruder gesprochen. Der ist es selbstverständlich. Aber was hast du denn, Vetter?"

Baron Adrian hatte in überwältigendem Entzücken die Arme um sie geschlungen und sie auf Mund und Wange geküßt. Jetzt ließ er sie laut lachend los.

„Ja, verzeih, Base Charlotte, aber du bist eine Perle. Du bist keine Zimperliese, bist mutig wie ein Mann. Du bist von meinem Geschlecht. Wart' nur! Wenn du das nächste Mal nach Hedeby kommst, soll es anders dort aussehen!"

„Ach, ich bin so froh, so unaussprechlich froh, Vetter! Aber vergiß nicht, daß er blind ist!"

„Blind! Ich habe fünf Töchter, die nichts weiter zu tun haben, als ihn, falls es nötig ist, zu führen und ihm zu essen zu geben. Gleich heut abend fahr' ich nordwärts. Jetzt müssen wir nur zuerst das Mädel haben. Hallo, Lundman, sieht Er etwas?"

„Sie sind nicht mehr weit weg, Herr Baron."

„Dann knall Er tüchtig, Lundman! Jetzt wollen wir sie fassen! Ach, Herr Gott im Himmel! Wie sagtest du, daß er heiße?"

„Bengt Adrian."

„Göran hatte also doch noch etwas für das Alte übrig. Was meintest du, das ich für Karl Artur tun solle?"

„Aber er ist ja dazu verdammt, unterzugehen."

„Ach, zum Kuckuck, du wirst doch nicht mehr an das dumme Geschwätz denken, das dir ein hypochondrischer Baron weismachen wollte! Wir pfeifen auf dieses Strafgericht, mit Verlaub zu sagen. Ich werde mich also um Karl Artur annehmen. Aber was wollen wir mit Thea anfangen?"

„Sie hat einen Gatten, der sich nach ihr sehnt."

„Er soll sie wiederhaben, Charlotte! Und Karl Artur soll vorerst nach Hedeby kommen. Amelie soll für ihn sorgen, so etwas tut sie gern. Aber schau, da haben wir sie! Auf dem nächsten Hügel sind wir bei ihnen!"

Beide beugten sich weit über den Schlittenrand hinaus, um besser sehen zu können. Die Verfolgten befanden sich jetzt auf einem steilen Hügelabhang, der zum Seeufer hinunterführte. Dann kam eine kleine Strecke ebener Weg, und dann ging's wieder hügelaufwärts. Auf diesem Hügel meinte der Baron die Fliehenden einholen zu können.

Karl Artur hatte noch einen kleinen Vorsprung. Er befand sich jetzt auf dem ebenen, den See entlang führenden Weg, während Charlottes Pferde noch den Hügel hinabjagten.

Indessen schienen die Fliehenden erkannt zu haben, daß sie auf dem nächsten Hügel, der wieder steil aufstieg, eingeholt würden. Da wendete Karl Artur sein Pferd, bog vom Wege ab und steuerte auf den See zu.

„Na," sagte Baron Adrian ganz vergnügt, „da können wir sie um so leichter fassen."

Lundman, der schon den Hügel hinter sich hatte, fuhr nun auch ohne Bedenken auf das Eis hinaus, das zwar mit einer Mischung von Wasser und Schnee bedeckt, aber vollkommen tragfähig war.

Sie waren indes nicht viele Meter weit auf dem Eise draußen, als der Baron einen lauten Ruf ausstieß. „Halt, Lundman! Halt Er das Pferd an! Was denken denn nur die Leute da draußen, daß sie gerade dort aufs Eis hinausfahren? Dort drüben ist ja der Fluß!"

Von Charlottes Schlitten aus, der recht hoch war, konnte man deutlich sehen, wie das Eis dort eine dunklere Färbung annahm, was anzudeuten schien, daß es durch einen reißenden kleinen Fluß, der aus dem Waldesdunkel in den See strömte, dünner geworden war.

Der Schlitten hielt. Baron Adrian stieg aus, legte die Hände an den Mund wie ein Rufer und stieß einen lauten Warnungsruf aus. Charlotte zerrte und riß an den Riemen der Schlittendecke und war schließlich so weit, daß sie sich rühren konnte.

In nur ein paar Sekunden war es geschehen. Man hörte das Bersten und Brechen des Eises. Karl Arturs Pferd verschwand in der Tiefe und der Schlitten hinterdrein.

Aber im selben Augenblick, wo das Eis brach, war Karl Artur aus dem leichten Schlitten gesprungen, und desgleichen auch die Frau, die neben ihm saß. Von Charlottes Schlitten aus konnte man sie gerettet am Rande des Eises stehen sehen.

Doch nun stürzte Baron Adrian, groß und schwer in seinem weiten Pelzmantel und in seinen gewaltigen Riesenstiefeln, sofort auf die offene Wake zu. „Das Kind!" schrie er. „Das Kind, das Kind!"

Charlotte lief ihm nach, und auch Kutscher Lundman warf die Zügel weg und eilte hinterdrein. Der Baron hatte einen kleinen Vorsprung. Er war schon fast an der Wake angelangt, als Charlotte zu hören meinte, er rufe, er sehe das Kind. Doch in derselben Sekunde brach das Eis unter ihm.

Charlotte war schon so nahe, daß die Risse der berstenden Eisdecke bis zu ihren Füßen reichten. Sie aber dachte an nichts anderes, als weiterzulaufen und Hilfe zu bringen. Doch plötzlich hielt sie Lundman von hinten fest.

„Laufen Sie nicht weiter, gnädige Frau! Um Gottes willen, kriechen Sie, kriechen Sie!"

Beide ließen sich aufs Eis nieder und krochen bis zu der Wake hin. Aber sie sahen nichts mehr.

„Es ist eine sehr starke Strömung hier,“ sagte Lundman. „Sie sind schon unter das Eis hinuntergetrieben worden.“

Die Heimfahrt

Charlotte fährt in tiefem Kummer dahin. Die ganze Zeit über weint und schluchzt sie. Das Taschentuch, womit sie sich die Tränen abwischt, ist allmählich naß geworden, und da es jetzt bei Nacht kalt ist, wird es ganz steif. Um es wieder aufzutauen, steckt sie es rasch unter die Pelzdecke.

Aber was sie auch tut, ob sie sich die Tränen abwischt, ob sie das Taschentuch wegsteckt, so geschieht es ganz mechanisch und unbewußt. Ach, sie wartet ja nur immerfort auf die Antwort des Gebets, das sie ein Mal ums andere wiederholt.

Jetzt hat sie nicht mehr Baron Adrian neben sich, wie bei der Abfahrt von Hedeby. Außer ihrem Kutscher ist niemand in ihrer Nähe, der ihr zu Trost und Hilfe sein könnte. Lundman und Charlotte sind allerdings recht gute Freunde, und er hält es überdies für seine Pflicht, sich ab und zu auf dem Bock umzudrehen, um ihr ein Wort der Teilnahme zu sagen.

„Ja, gnädige Frau, das ist das Schlimmste, das ich jemals mitgemacht habe.“

Es ist sehr glaublich, daß es sich so verhält, aber Charlotte nimmt sich nicht Zeit, etwas darauf zu erwidern. Sie wiederholt nur immerfort ihr Gebet und lauscht auf Antwort.

Der Schlitten gleitet sehr still dahin. Lundman hat die Glöckchenkränze von den Pferden abgenommen und unter den Sitz gelegt. Bei jeder Unebenheit des Weges geben sie einen klingenden Laut von sich, aber er tönt dumpf und unheimlich und paßt zu der ganzen Fahrt. Sie spielen keine so lustigen Melodien mehr, wie da, als sie frei um den Hals der Pferde hingen.

Die Pferde scheinen zu wissen, daß sie auf dem Heim=

weg sind und wollen die Schnelligkeit erhöhen; aber Lundman findet das nicht passend und hält sie zurück. Obgleich es niemand sieht, fährt er doch fast im Tempo eines Leichenbegängnisses.

„Er war ein prächtiger Herr, dieser Baron Adrian," beginnt Lundman wieder, „und er hat einen schönen Tod bekommen."

Aber auch diese Bemerkung findet keinen Widerhall bei Charlotte. Sie denkt an etwas ganz anderes; sie betet, betet ohne Unterlaß und lauscht auf Antwort.

Lundman und Charlotte befinden sich nicht allein im Schlitten. Wenn Charlotte den Kopf auf die Seite dreht, kann sie neben sich auf dem Sitz ein großes Bündel unterscheiden, in dem sich ein Mensch zu befinden scheint. Aber es ist sicher keiner von den Ertrunkenen, weder Baron Adrian, noch das Kind, ja, und auch durchaus kein Toter. Es ertönt zwar kein Wort von dieser Seite, und auch keine Bewegung ist wahrzunehmen; aber der Schlitten fährt so lautlos dahin, und alles ringsum ist so still, daß Charlotte ein schwaches Röcheln hören kann, das bisweilen das Atemholen begleitet.

Sie versucht, ihre Gedanken auf Baron Adrian und das kleine Mädchen zu richten. Es wäre eine Erleichterung für sie gewesen. Die beiden sind tot und dahingegangen; aber kein Grauen ist mit der Erinnerung an sie verbunden, nur Trauer. Charlotte jedoch muß mit ihren Gebeten weitermachen, muß bis zu Gottes Thron hindurchdringen. Sie muß beten, daß all dem Furchtbaren, das an diesem Abend geschehen ist, doch ein Segen nachfolgen möge.

Als sie und Lundman den Rand der Wake erreicht und vergebens nach der geringsten Spur von den Ertrunkenen gespäht hatten, hörten sie Karl Artur rufen, er werde an Land eilen und Leute zur Hilfe herbeiholen. Das hatte er auch getan, und Thea war mitgegangen. Ein kleiner Eisenhammer, der von demselben Fluß getrieben wurde, der das Unglück verursacht hatte, befand sich in der Nähe, und von da kamen mehrere Männer eiligst dahergelaufen. Sie hatten Stangen mitgebracht und mit diesen weit unter die Eisdecke hinuntergestochen; aber alles war von Anfang an hoffnungslos gewesen. Die starke Strömung

hatte die Ertrunkenen mit fortgerissen. Um sie zu finden, hätte man den ganzen See aufbrechen müssen.

Von Thea Sundler hatte Charlotte nichts mehr gesehen; aber Karl Artur war zurückgekommen und einer der eifrigsten bei den Rettungsversuchen gewesen, ja, mehrere Male hatte er sich wirklicher Lebensgefahr ausgesetzt. Während der ganzen Zeit vermied er es, in Charlottes Nähe zu kommen. Erst als alles zu Ende war, und sich die vielen eifrigen Helfer, niedergeschlagen und entmutigt, wieder dem Lande zukehrten, war er auf sie zugetreten.

Langsam und zögernd, und nach seiner Gewohnheit mit gesenkten Lidern, war er herangekommen. Als er dicht vor ihr stand, hatte er die Augen so weit aufgeschlagen, daß er ihre Kleidung und ihren Pelz, nicht aber ihr Gesicht sehen konnte. So vor ihr stehend, äußerte er ein paar Worte, die vielleicht ein Trost oder eine Entschuldigung sein sollten.

„Ja, Göran wollte sein Kind wiederhaben. Und dann wollte er vielleicht seinem reichen Bruder für das schöne Leichenbegängnis danken."

„Karl Artur!"

Da hatte er aufgeschaut, und die größte Bestürzung hatte sich in seinem Gesicht widergespiegelt. Es war ganz deutlich, er hatte nicht erwartet, Charlotte hier zu treffen, sondern geglaubt, die Dame, die Baron Adrian begleitet hatte, sei dessen Frau.

Er hatte kein weiteres Wort gesprochen, war nur stumm stehen geblieben und hatte Charlotte ins Gesicht gestarrt, wie auch sie ihn nur wortlos ansah. All der Schmerz und das Entsetzen, das sie über seine Rohheit und Verkommenheit empfand, stand in ihren Zügen geschrieben, und unvermeidlich hatte Karl Artur diese Schrift lesen müssen.

Aber während dieser Augenblicke hatte er sich selbst auf eine Weise verändert, die Charlotte von früher her, wenn er einen seiner Herzanfälle hatte, recht gut kannte. Seine Augen waren irr und starr, die Lippen wie zu einem Schrei geöffnet, und er preßte beide Hände fest auf die Brust. Einen Augenblick stand er vor ihr, dann begann er zu schwanken, und er wäre zu Boden ge-

fallen, wenn Charlotte nicht ihre Arme um ihn geschlungen hätte.

Eine kleine Weile schwankte er hin und her, aber Charlotte rief rasch um Hilfe, ein paar Männer kamen herbeigelaufen und trugen ihn in den Schlitten. Als man ihn da niederlegte, war er besinnungslos.

Alsdann war Charlotte nach dem kleinen Eisenhammer gefahren und mehrere Stunden dort geblieben. Karl Artur brauchte Pflege. Lundman und sie selbst waren von dem Kriechen durch die Schneeschmelze auf dem Eise durchnäßt und mußten nun durchaus ihre Kleider trocknen. Die Pferde mußten ausruhen und Futter bekommen. Aber von allem, was sich in diesen Stunden zugetragen, hatte Charlotte keine Erinnerung. Sie hatte nur immerfort gebetet und Gott angefleht, er möge es ihr gelingen lassen, Karl Artur zu retten und ihn von dem Weibe loszumachen, das ihn ins Verderben stürzte.

Man hatte Karl Artur vor der Abfahrt nicht wieder zum Bewußtsein bringen können, aber da man deutlich sah, daß er noch lebte, hatte ihn Charlotte in ihre Pelzdecken gehüllt und in ihrem Schlitten mitgenommen.

Es ist eine finstere, ruhige Nacht, kein Stern glänzt am Himmel. Charlotte seufzt über die große Stille, worein sich der Allmächtige hüllt. Noch niemals in ihrem Leben hat sie sich so nach Antwort auf ein Gebet gesehnt.

Und plötzlich merkt sie, daß der Bewußtlose einige Bewegungen macht.

„Karl Artur,“ flüsterte sie, „wie geht es dir?“

Zuerst bekommt sie keine Antwort; aber jetzt, als sie merkt, daß er sich erholt, wird sie plötzlich von Angst erfaßt. Wird er roh und boshaft reden, wie vorhin draußen auf dem Eise? Sie muß sich klarmachen, daß er ein ganz anderer Mensch geworden ist.

Bald hört sie ihn mit sehr schwacher Stimme eine Frage stellen. „Wen hab' ich hier neben mir im Schlitten? Ist es Charlotte?“

„Ja,“ antwortet sie. „Ja, Karl Artur, es ist Charlotte.“

Seine Stimme ist jetzt die alte, das hört sie. Sie ist recht schwach, aber nicht roh, sondern schön wie früher,

und merkwürdigerweise klingt sie gemacht und einschmeichelnd, ja fast ein wenig kindisch.

„Ich konnte mir denken, daß du es bist, Charlotte. Du hast immer etwas so Frisches und Lebendiges. Ich bin gesund geworden, nur weil ich hier neben dir sitze."

„Du fühlst dich also besser?"

„Ganz gut, Charlotte. Im Augenblick fehlt meinem Herzen gar nichts. Ich habe keine Schmerzen, seit vielen Jahren hab' ich mich nicht so gesund gefühlt."

„Du bist wohl sehr krank gewesen, Karl Artur?"

„Ja, Charlotte, sehr krank."

Dann spricht er eine Weile nichts mehr; Charlotte schweigt auch und wartet.

„Weißt du was, Charlotte?" fragt er kurz nachher noch immer mit der kindischen Stimme. „Ich unterhalte mich hier damit, mir meine eigene Leichenrede zu halten."

„Wie sagst du? Leichenrede?"

„Ja, genau so, Charlotte. Hast du dich noch nie gefragt, was wohl der Pfarrer an deinem Grabe über dich sagen werde, wenn du tot bist?"

„Nein, niemals, Karl Artur. Ich denke nicht ans Sterben."

„Würdest du nicht den Pfarrer, der an meinem Grabe sprechen soll, bitten, den Zuhörern zu sagen, hier ruhe der reiche Jüngling, der im Gehorsam von Jesu Gebot hinging, alle seine Besitztümer verkaufte und ein armer Mensch wurde?"

„Ja, ja, Karl Artur, aber du mußt ja jetzt nicht sterben."

„Vielleicht jetzt noch nicht, Charlotte. Ich habe mich selten so gesund gefühlt. Aber du kannst dich ja später daran erinnern. Und noch etwas wünsche ich. Der Pfarrer soll daran erinnern, daß ich einer der Apostel war, die auf Wege und Stege hinausgingen, um den Menschen die Botschaft vom Himmelreich in ihr tägliches Leben, in ihr Spiel und ihre Arbeit hineinzutragen."

Charlotte erwidert nichts. Sie fragt sich, ob Karl Artur seinen Spott mit ihr treiben wolle.

Er fährt mit derselben gemachten Stimme fort:

„Ich meine auch, es würde sich gut ausnehmen, wenn der Pfarrer sagte, ich hätte, wie der Herr Christus selbst,

meine Demut dadurch bewiesen, daß ich mit Zöllnern und Sündern gegessen und getrunken habe."

„Jetzt aber schweig, Karl Artur! Du und Christus! Das ist ja Gotteslästerung!"

Es dauert eine Weile, bis Karl Artur etwas erwidert; dann sagt er: „Dieser Zusatz gefällt mir selbst nicht recht. Aber ich kann mich ja auch zufrieden geben, wenn der Pfarrer nichts von den Zöllnern sagt. Es könnte mißverstanden werden. Das andere kann auch genügen, um zu erklären, warum ich meine Tätigkeit auf die Landstraße unter das fahrende Volk verlegt habe. Und gewißlich hat es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, meine Wirksamkeit auch auf andere Orte auszudehnen."

Charlotte hätte am liebsten vor Entsetzen laut aufgeschrien. Ist das sein Ernst? Oder redet er nur so, um einen überlegenen Eindruck auf sie zu machen? Hat er jede Selbstkritik verloren?

„Charlotte, du erinnerst dich vielleicht an einen Freund von mir, der Missionar geworden ist?"

„An Pontus Friman?"

„Ja, ganz richtig. Er schreibt mir einen Brief um den andern, um mich dazu zu bringen, zu den Heiden hinauszukommen und ihm zu helfen. Ich habe mich auch sehr versucht gefühlt, ihm dahin zu folgen. Ich reise ja so gerne, und Sprachstudien interessieren mich auch. Es ist mir von jeher leicht gefallen, mir Kenntnisse anzueignen. Nun, was sagst du dazu, Charlotte?"

„Ich überlege die ganze Zeit, ob du mich zum besten haben willst, Karl Artur. Sonst würde ich diese Sache für eine ausgezeichnete Idee halten."

„Wie, sollte ich dich zum besten haben wollen? Ich spreche immer im Ernst, das müßtest du doch von früheren Zeiten her wissen. Aber du scheinst mir hier wenig Verständnis zu beweisen. Ich hatte das nicht erwartet nach einer so langen Zeit der Trennung, und ich fürchte, dieses Zusammentreffen endigt mit einer Enttäuschung."

„Das wäre sehr traurig, Karl Artur," erwidert Charlotte, die ganz verwirrt, ja, durch die unbeschreibliche Überhebung und Selbstgefälligkeit des armen Vagabunden neben ihr vollständig aus der Fassung gebracht ist.

„Du bist sehr reich, Charlotte, das weiß ich, und ein

reicher Mensch wird leicht oberflächlich und urteilt nach dem äußeren Schein. So verstehst du nicht, daß meine Armut ganz und gar freiwillig ist. Ich habe ja eine Gattin ..."

Als er seine Frau nennt, macht Charlotte einen Versuch, einzugreifen und von etwas zu sprechen, das sein Interesse wecken könnte.

„Hör' mich jetzt einen Augenblick an, Karl Artur! Hast du gehört, daß deine Mutter in allen diesen Jahren nichts anderes wünschte, als deine Briefe aus deiner Studentenzeit vorgelesen zu bekommen oder sie selbst zu lesen? Jaquette hat sie ihr tagaus, tagein vorgelesen. Aber eines schönen Tages muß Jaquette der Sache überdrüssig geworden sein, und weißt du, was sie da tat? Nun, sie fuhr nach Korskyrka zu Anna Svärd und zu deinem kleinen Sohne. Sie nahm die beiden mit nach Karlstadt und zeigte das Kind ihrer Mutter."

„Unendlich schön und rührend, Charlotte."

„Von da an brauchte Jaquette keine Briefe mehr vorzulesen. Deine Mutter wollte das Kind immer in ihrer Nähe haben. Sie spielte mit ihm und dachte an nichts anderes mehr. Man konnte sie nicht von dem Kinde trennen, und deine Frau mußte nach Karlstadt ziehen. Sie scheint bei allen dort in großer Gunst zu stehen, ganz besonders bei deinem Vater. Jetzt, nach dem Tode deiner Mutter, ist deine Frau wieder nach Korskyrka gezogen. Sie und ihre vielen Pflegekinder verwandeln das kleine Haus in einen richtigen Bauernhof. Aber dein eigener kleiner Junge scheint meistens bei Jaquette zu sein, die jetzt auf Älvsnäs wohnt. Er ist ein entzückendes Kind. Hättest du nicht Lust, deinen Sohn zu sehen, Karl Artur?"

„Oh, ich weiß recht wohl, daß meine Frau sich vor Sehnsucht nach mir fast verzehrt, und die andern ebenfalls. Aber es nützt nichts, wenn du für sie sprichst, Charlotte. Ich liebe die Freiheit, liebe das Leben auf der Landstraße, liebe die kleinen Abenteuer."

„Er hat für nichts Gutes mehr ein Gefühl übrig," denkt Charlotte. „Er entgleitet mir unter den Händen; ich kann ihn nirgends fassen."

Aber sie macht jedenfalls nochmals einen Versuch.

„Du scheinst recht vergnügt zu sein, Karl Artur?“

„Sollte ich nicht vergnügt sein, da ich dich wiedergefunden habe, Charlotte?“

„Bereust du denn gar nicht, daß du das kleine Mädchen gestohlen hast? Zwei Menschenleben sind dadurch zugrunde gegangen.“

„Zwei Menschenleben, zwei Menschen,“ erwidert Karl Artur. „Du machst wunderbare Einwürfe, Charlotte. Was kümmere ich mich darum, ob zwei Menschen sterben? Ich hasse alle Menschen. Es ist mein größtes Vergnügen, sie um mich zu versammeln, sie auszuschelten und ihnen zu sagen, was für ein elendes Gewürm sie sind.“

„Still, Karl Artur! Du bist entsetzlich.“

„Entsetzlich? Ich? Aber es ist natürlich, daß du so sagst, Charlotte. Es ist die Rache der Verschmähten. Es sind die sauern Trauben. Jedenfalls mußtest du doch zugeben, daß der, der eine solche Hingebung erwecken konnte wie ich... Weißt du, Charlotte, ich begreife nicht, daß sie sich in Geduld faßt. Ich erwarte, daß sie kommt und mich aus deinen Armen reißt, Charlotte.“

„Aber so schweig' doch, Karl Artur!“

„Warum denn, es ist mir eine Freude, mich mit dir zu unterhalten, Charlotte.“

„Du störst mich. Ich bete zu Gott. Ich habe zu ihm gebetet, seit ich diesen Nachmittag mit dir zusammengetroffen bin.“

„Eine höchst lobenswerte Beschäftigung. Aber um was bittest du denn, Charlotte?“

„Daß ich dich von diesem Weibe erretten möge.“

„Von ihr? Das ist vergeblich, Charlotte. Nichts auf der Welt kann ihre Hingebung erschüttern.“

Zugleich neigte sich Karl Artur zu Charlotte hin und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich habe selbst alles nur Erdenkliche versucht. Aber es gibt keine Rettung. Nichts als den Tod. Nemo nisi mors.“

„Dann bete ich um den Tod für dich, Karl Artur.“

„Du bist von jeher so unbehaglich aufrichtig gewesen, Charlotte. Es ist nicht angenehm, zu wissen, daß du Gott um meinen Tod anflehst; aber ich will dich natürlich nicht stören.“

Sie fahren eine gute Weile ebenso schweigsam dahin

wie vorher, ehe Karl Artur das Bewußtsein wieder erlangt hatte. Charlotte sucht ihre Gedanken zu ordnen, zu überlegen, was sie mit dem Manne, der in einem solchen Grade irrsinnig ist, anfangen soll.

Doch nun wendet sich Lundman noch einmal auf dem Kutschbock um und sagt: „Hören Sie, gnädige Frau, daß einige Leute hinter uns her sind? Sie fahren, so schnell sie können, peitschen wie wild auf die Pferde los und rufen einander zu: ‚Da haben wir sie!‘ Wollen Sie, daß wir ihnen entrinnen?“

„Nein, Lundman, gewiß nicht. Im Gegenteil, wir wollen anhalten. Sie sind willkommen.“

Nach ein paar Augenblicken sind sie eingeholt. Im Dunkel der Nacht kann Charlotte zwei kleine Zigeunerkarren unterscheiden, die neben ihrem Schlitten auftauchen. Dunkle Gestalten springen heraus auf den Weg. Zwei laufen vor und ergreifen Charlottes Pferde am Gebiß. Zwei andere, ein Mann und eine Frau, treten zu ihr an den Schlitten.

„Ist es Charlotte, ich meine; ist es die Frau Kommerzienrätin Schagerström?“ sagt eine lispelnde Stimme. „Ich möchte nur fragen, ob Sie mir Auskunft über Karl Artur geben können? Als Karl Artur aufs Eis hinauslief, hatten wir ausgemacht, bei einem der Schmiede wieder zusammenzutreffen, und ich habe jetzt dort mehrere Stunden lang auf ihn gewartet. Schließlich hab' ich mich auf dem Kontor des Eisenhammers nach ihm erkundigt und da gehört, daß er krank geworden sei und daß Sie, Frau Kommerzienrätin, ihn in Ihrem Schlitten mitgenommen hätten. Das ist ja überaus gut und freundlich von Ihnen. Ja, wie heißt es doch: Alte Liebe rostet nicht.“

„Du kommst mit großem Gefolge, Thea,“ bemerkt Charlotte ganz ruhig.

„Es war ein rechtes Glück für mich, daß zwei von unsern besten Freunden grad heut abend des Weges dahergefahren kamen. Sie versprachen mir sofort, Karl Artur wieder herbeizuschaffen. Ach, Frau Kommerzienrätin, Sie können sich gar nicht denken, wie viel Gutes Karl Artur unter den Leuten der Landstraße gewirkt hat und wie beliebt er da ist! Sie wollen ihn um jeden Preis wiederhaben.“

„So viel ich verstehe, willst du ihn also mit Gewalt ergreifen, wenn ich ihn nicht gutwillig herausgebe."

„Nicht mit Gewalt, Frau Kommerzienrätin, das ist durchaus nicht meine Absicht. Aber wir wollen sicher sein, daß Karl Artur seinen freien Willen hat und, wenn er es wünscht, zu uns zurückkehren darf."

„Über das, was er wünscht, herrscht durchaus kein Zweifel, Thea. Er hat in dieser letzten Stunde eine höfliche Unterhaltung mit mir aufrecht erhalten, aber er ist sehr ermattet und schrecklich froh, daß du gekommen bist. Ich halte ihn gewiß nicht zurück. Sag' deinen Freunden, der gezückten Messer, die da um mich her blinken, bedürfe es durchaus nicht. Hier nimm ihn!"

Thea Sundler, die wohl auf heftigen Widerstand gefaßt war, ist so bestürzt, daß sie nichts erwidert.

„Hier nimm ihn!" wiederholt Charlotte mit lauter Stimme. „Nimm ihn und mach' ein Ende mit ihm! Ich glaubte, ich würde ihm helfen können, aber ich kann es nicht. Er ist ganz von Sinnen. Zwei Menschenleben hat er auf dem Gewissen, und er weiß kaum etwas davon. Fort mit ihm! Fort in Lüge, Verbrechen und Elend! Hinein in die Schlammgrube mit ihm! Er freut sich über das, was er heute getan hat. Es flößt ihm kaum Schrecken ein. Er will sein Leben nicht ändern, will weitermachen wie vorher. Fort mit ihm!"

Sie neigt sich auf Karl Arturs Seite hinüber, reißt den Fußsack auf und schlägt das Fell zurück, damit er den Schlitten verlassen kann.

„Fort mit dir! Kehr' zurück zu der, die dich zu dem gemacht hat, was du jetzt bist! Ich bin fertig mit dir!"

Ohne ein Wort zu sprechen, tritt Thea Sundler auf Karl Arturs Seite hinüber, und er richtet sich auf. Aber als sie die Hand ausstreckt, um ihm beim Aussteigen zu helfen, stößt er diese zurück. Er wendet sich Charlotte zu und sinkt vor ihr nieder.

„Hilf mir, rette mich!" ruft er mit einer Stimme, die jetzt auf einmal aufrichtig und wahr klingt.

„Es ist zu spät, Karl Artur."

Da umfaßt er Charlottes Knie und klammert sich fest an sie an.

„Charlotte, rette mich vor ihr!" stößt er hervor. „Niemand als du kann mir noch helfen!"

Charlotte beugt sich über ihn und versucht, ihm in die Augen zu sehen.

„Du weißt, was es dich kosten wird," sagt sie ganz leise, aber tiefernst.

„Ja, ich weiß es, Charlotte," antwortete er ebenso ernst, und er weicht ihrem Blick nicht aus, sondern schaut sie fest an.

„Lundman!" ruft Charlotte mit plötzlicher Freude in der Stimme. „Knall mit der Peitsche und fahr zu!"

Der Kutscher Lundman richtet sich auf seinem Bock auf, bärtig und gewaltig, wie ein Herrschaftskutscher sein soll, und schwingt seine lange Peitsche nach vorne, nach hinten und nach den Seiten hinaus. Die dunklen Gestalten stieben fluchend auseinander, die Pferde steigen und jagen davon. Die Männer, die sie festhalten wollen, werden ein Stück mitgeschleift; aber Peitschenhieb auf Peitschenhieb trifft sie, und da lassen sie los. In wildem Galopp fährt Charlotte und ihr Begleiter in der Richtung nach Hedeby davon.

Der Ehering

Wer war sie, daß sie an das denken mußte, das alle andern vergessen haben? Warum mußte sie immerfort an die Zeit denken, wo er auf den Jahrmärkten herumzog wie ein Zigeuner? Warum sah sie jeden Augenblick die vor sich, die damals bei ihm gewesen war?

Sie war ganz gewiß, daß er im Jahr 1842 als Missionar ausgezogen war, und jetzt schrieb man erst 1850. Nicht länger als acht Jahre war er fortgewesen. Und trotzdem meinte jedermann, alles sollte vergessen und vergessen sein. Aber sie, die mit ihm verheiratet gewesen war, mußte doch wohl ihre eigene Ansicht in dieser Sache haben dürfen.

Ja, wahrhaftig, seit er vor einiger Zeit nach Korskyrka zurückgekommen war und auf Groß-Sjötorp Unterkunft gefunden hatte, kamen die Nachbarn im Kirchspiel daher und fragten sie, ob sie mit nach Afrika zu ziehen ge-

20*

denke? Aber so war es mit den Leuten hier südwärts im Lande: oberflächlich waren sie und wankelmütig; sie schwankten hin und her, wie das Wasser in einem Trog. Sie sollte mit ihm nach Afrika ziehen, sie, die wohlhabend und geehrt auf dem eigenen Hofe saß! Sie sollte die Heimat verlassen, jetzt, wo die Pflegekinder erwachsen waren und sich selbst versorgen konnten, jetzt, wo sie es ruhig und gut haben, ihre Mutter zu sich nehmen und ihr ein behagliches Alter bereiten könnte!

Sie war nicht mit ihm zusammengetroffen, obgleich er schon vor einigen Tagen nach Korskyrka gekommen war. So viel Einsicht hatte er wenigstens gehabt, daß er nicht versucht hatte, sie aufzusuchen. Und jetzt wünschte sie, sie wäre nicht vor ein paar Stunden in die Kirche gegangen, um ihn predigen zu hören. Es konnte ja so gedeutet werden, wie wenn sie darauf aus gewesen wäre, ihn zu sehen. Aber sie war ja auch nicht freiwillig gegangen, sondern Frau Schagerström war zu ihr gekommen und hatte sie aufgefordert, mitzugehen. Und ihr konnte man nicht leicht eine abschlägige Antwort geben.

Wer war sie, daß sie es nicht lassen konnte, an all das zu denken, was gewesen war? Frau Schagerström hatte ihr gesagt, daß er draußen unter den Heiden schon ein gutes Werk vollbracht habe. Jetzt sei er an dem richtigen Platz in seinem Leben gekommen, sagte sie. Wie ein Tier in einer Falle, so habe Gott ihn gejagt und getrieben; alle Wege seien für ihn verschlossen gewesen, außer diesem einen, und dann habe sich's gezeigt, daß es der richtige gewesen, der, den er vom ersten Augenblick an hätte wählen sollen.

Frau Schagerström hatte nicht gerade heraus zu ihr gesagt, sie müßte hier alles aufgeben und mit ihm gehen, sondern ihr nur mit einigen hingeworfenen Worten mitgeteilt, daß es ihm da draußen unter den Wilden am Nötigsten fehle, und daß es gut wäre, wenn er jemand bei sich hätte, der ein ordentliches Essen für ihn kochen könnte. Und Herr Schagerström, der ihn bisher mit Geld unterstützt habe, würde sich wohl nicht weigern, auch eine Hilfe zu bezahlen, wenn man nur jemand dafür finden könnte.

Was sie noch weiter gesagt hatte, war, daß er jetzt ge-

lernt habe, die Menschen zu lieben. Das sei sehr wichtig, denn gerade das habe ihm gefehlt. Er habe Christus geliebt und gezeigt, daß er alles auf der Welt opfern könne, um ihm nachzufolgen. Aber die rechte Menschenliebe habe er nie gekannt. Und wer ein Nachfolger Christi sein wolle, ohne die Menschen zu lieben, müsse durchaus nicht nur sich selbst, sondern auch andere ins Elend führen.

Und dann hatte Frau Schagerström gesagt, wenn sie mit in die Kirche käme und ihn reden hörte, würde sie bald die große Veränderung bei ihm wahrnehmen. Sie würde zu hören bekommen, daß er die Schwarzen, die er zu Christen zu machen versuche, liebe. Und das sei die Liebe, die ihn zu einem andern Menschen gemacht habe.

Ja, und wie es nun auch zugegangen war, so war sie in die Kirche gelockt worden.

Als er dann auf der Kanzel stand, hatte sie ihn zuerst gar nicht wiedererkannt. Sein Kopf war kahl und sein Gesicht von vielem Leiden durchfurcht. Er war nicht mehr schön, und ganz ruhig und demütig trat er auf. Und als sie ihn so sah, war ein ganz sonderbarer Drang zum Weinen in ihr aufgestiegen. Und doch sah er durchaus nicht betrübt aus, ein Lächeln lag auf seinem Gesicht, ein Lächeln, das die ganze Kirche erhellte.

Sie wollte gerade nicht sagen, es sei eine merkwürdige Predigt gewesen. Nach ihrem Geschmack war zu wenig von Gottes Wort darin vorgekommen. Er hatte nur davon gesprochen, wie die Leute es drüben im Heidenlande hätten; aber es habe ja auch nichts weiter als ein Missionsvortrag sein sollen. Ja gewiß konnte sie verstehen, daß er die da draußen lieb hatte, da er es ja dort aushielt und wieder zu ihnen zurück wollte. Denn in Medstuby hatten die Ihrigen und sie selbst es allerdings schwer gehabt, aber das war ja nichts im Vergleich zu dem Leben dort draußen. Die dort hatten ja weder einen Bretterboden noch Fenster in ihren Hütten.

Und während sie das milde Lächeln auf seinem Gesicht sah und hörte, welche Herzensgüte aus jedem Wort, das er sprach, herausleuchtete, da hatte sie daran denken müssen, daß er es gewesen war, der die Leute auf den Jahrmärkten ausgescholten hatte und dafür ausgelacht worden war. Denn so war es bei ihr: sie war nicht von Kors-

kyrka, sie war von Medstuby und die Nichte von Jobs-Erik. Sie war halsstarrig und mißtrauisch wie dieser auch.

Als sie aus der Kirche heraus trat, sah sie, daß vor der Tür ein Tisch mit einem Messingteller darauf aufgestellt war. Zwei Herren aus dem Kirchspiel standen zur Aufsicht neben dem Tisch, und sie meinte, beide sähen sie groß an, als sie vorbeikam. Sie trug kein Geld bei sich, denn sie hatte nicht gedacht, daß die Predigt sie zu einer Gabe verlocken könnte. Und aus Mangel an etwas anderem hatte sie hastig ihren Ehering vom Finger gestreift und ihn in den Teller geworfen. Den Ring hatte er ihr geschenkt, den konnte er gerne wiederbekommen.

Und jetzt saß sie hier allein in ihrer Küche und grübelte darüber nach, ob dies etwas nach sich ziehen könne.

Er könnte es ja so auffassen, daß sie ihre Ehe für gelöst betrachte und nie mehr etwas von ihm wissen wolle.

Und wenn er es so auffaßte, dann würde er nicht zu ihr kommen, das wußte sie. Dann würde er ohne weiteres seiner Wege gehen.

Aber er könnte es ja auch so nehmen, als ob sie ihn daran erinnern wolle, daß er hier in Korskyrka eine Frau habe, die auf ihn wartete.

Ja, nun würde sie ja sehen, wie er es auffaßte. Es hing von seiner eigenen Gesinnung ab, ob er es auf die erste oder auf die zweite Art aufnahm.

Aber wenn er es auf die zweite Art auffaßte und zu ihr kam, was sollte sie ihm dann antworten?

Ja, wer war sie, was wollte sie? Wußte sie denn, was sie wollte?

Sie hatte wahrhaftig etwas Herzklopfen. Es war ihr so seltsam zumut. Sie konnte nicht vergessen, daß er der Mann war, dem sie einstmals mit den Zugvögeln Grüße geschickt hatte.

Jetzt ging jemand draußen am Fenster vorbei. War er's? Ja, er war's!

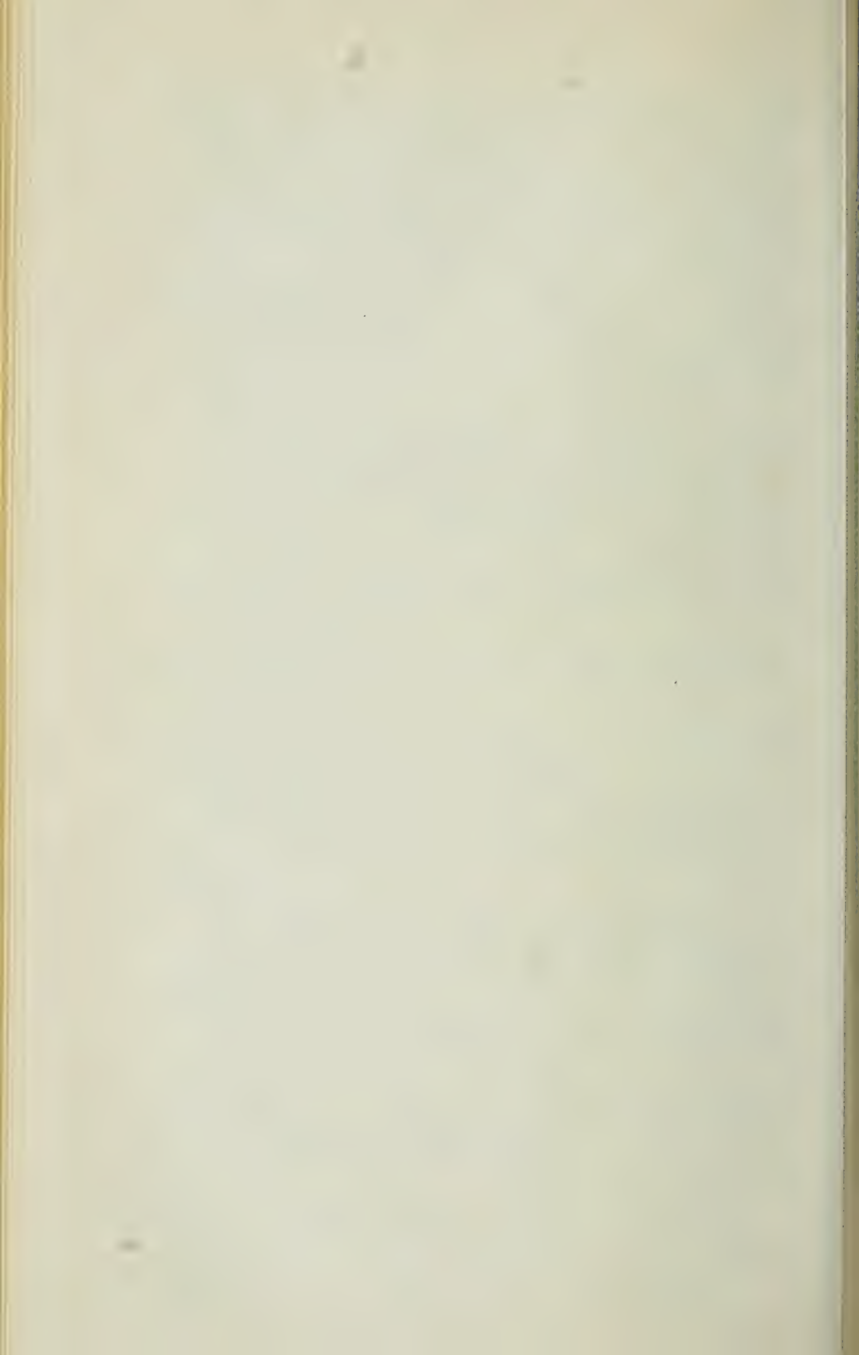
Und jetzt trat er in den Flur. Jetzt faßte er nach der Türklinke.

Was sollte sie ihm antworten?

Leben und Dichtung

Erzählungen

Deutsch von Marie Franzos



Der Brunnen

Es war zur Zeit meiner Großeltern, als dieses sich in Mårbacka zutrug. An einem Sommerabend kam ein Mann in die Küche und fragte nach dem Herrn Regimentsschreiber. Die Haushälterin, Maja Perstochter, saß gerade da und stieß Salz in einem Messingmörser, und sie antwortete ihm, wie es der Wahrheit entsprach, der Regimentsschreiber sei verreist. Da fragte der Mann, ob er nicht mit Frau Lagerlöf sprechen könnte.

„Die ist krank," sagte die Haushälterin, und das war auch wahr, denn Frau Lagerlöf hatte den ganzen Tag und die ganze Nacht Zahnschmerzen gehabt, und jetzt lag sie auf dem Sofa in der Stube neben der Küche mit einem Breiumschlag auf der Backe.

Nachdem der Fremde diesen Bescheid bekommen hatte, hätte er ja eigentlich seiner Wege gehen sollen, aber das schien er nicht zu verstehen. Er ging vielmehr zu dem langen Hocker hin, der vor der Tischbank stand, setzte sich darauf und streckte die Beine weit von sich.

„Ich möchte doch wissen, ob die Frau Regimentsschreiber so krank ist, daß ich nicht mit ihr reden kann, wenn ich ein bissel warte."

Da fragte die Haushälterin zurück, was für ein Anliegen er habe.

Ja, er war Brunnengräber. Er hatte gehört, daß sie in Mårbacka kein gutes Wasser hätten, und er war nun gekommen, um ihnen einen richtigen Brunnen zu machen. Germund Germundsson war sein Name, und er wußte, daß dieser Name in Värmland wohlbekannt war, denn er hatte fast auf allen Herrenhöfen, die es da gab, Brunnen gegraben, und überall hatte er gutes Wasser heraufgefördert, so daß alle ihm dankbar gewesen waren.

Na, die Haushälterin in Mårbacka hatte nie etwas von diesem großen Ruf gehört, und wie sie ihn so näher ansah, dachte sie bei sich selbst, wenn es auf sie ankäme,

würde er keine Arbeit bei ihrer Herrschaft kriegen. Der Kerl war schrecklich groß und lang, aber der Kopf war klein und lief oben ganz schmal zu. Die Augen waren dunkel und tief, die Nase sprang vor wie der Schnabel eines Vogels, und das Kinn war grob und massig. Es war ein Mensch, den sie am liebsten so bald als möglich aus dem Hause gehabt hätte.

„Es sind schon eine Masse Brunnengräber hier gewesen, zu den Zeiten des Herrn Regimentsschreibers und auch früher," sagte sie. „Die sind mit der Wünschelrute alle Hügel auf und ab gerannt, aber darum haben wir doch kein besseres Wasser gekriegt."

„Ja, das waren halt arme Hascher, die nichts verstanden haben," sagte der Brunnengräber. „Bei mir ist das was anderes. Und ich meine, Sie können doch wenigstens hineingehen und die Frau Regimentsschreiber wissen lassen, daß ich ins Haus gekommen bin."

Aber das wollte die Haushälterin nicht. Daß das Wasser in Mårbacka schlecht war, das wußte sie bei Gott besser als irgend jemand. Sie hatten nur einen Brunnen, und der versagte nie, sondern gab das liebe lange Jahr Tieren wie Menschen Wasser. Aber dieses Wasser war nicht recht klar, sondern trübe und rötlich. Man konnte es nicht als Trinkwasser benützen, sondern mußte dieses jeden Tag aus einer Quelle holen, die ganz weit weg lag. Aber lieber wollte sie ihr ganzes Leben lang Trinkwasser schleppen und tragen, als irgend etwas mit diesem Landstreicher zu tun haben.

„Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie mich dazu bringen können, zu der Frau Regimentsschreiber hineinzugehen. Sie hat Zahnschmerzen, und ich habe ihr gerade erst warmen Brei aufgelegt, und jetzt denke ich, wird sie eingeschlafen sein."

„Nun ja, dann bleibt wohl nichts anderes übrig, dann muß ich warten, bis sie aufwacht," sagte der Brunnengräber.

Damit warf er das eine Bein über das andere und lehnte den Rücken an die Tischbank, um es sich beim Warten bequem zu machen. Die Haushälterin stieß weiter in ihren Mörser, und lange Zeit sagte keines von ihnen ein Wort.

„Was stoßen Sie denn da?“ fragte der Brunnengräber, als einige Minuten vergangen waren.

„Salz,“ sagte die Haushälterin.

„Ach, darum sind Sie so scharf und bitter?“ sagte der Fremde.

Die Haushälterin schwieg. Sie wollte sich mit einem solchen hergelaufenen Spottvogel in keinen Wortwechsel einlassen. Wieder war es still in der Küche.

Wie sie noch so dasaßen, wurde die Küchentür aufgerissen, und zwei Mägde kamen herein, die einen Eimer Wasser trugen. Sie hatten es vom Brunnen geholt und trugen nun den gefüllten Eimer an einer langen Stange, die auf ihren Schultern ruhte. Es war eine schwere Last, und der Rücken knackte ihnen, als sie den Eimer auf den Boden stellten und dann die Henkel ergriffen, und ihn auf das Holzkreuz hoben, das ihm als Unterlage diente.

Erst als der Eimer wieder auf seinem Platz stand, erhob sich der Fremde, ging hin und sah sich das Wasser an, das noch trüber als gewöhnlich aussah, da es eben erst aus dem Brunnen geholt war.

„Pfui Teufel, ist das ein Wasser,“ sagte er und spuckte gerade in den Wassereimer hinein.

Das war das Schlimmste, was er hätte tun können. Nicht nur, daß das Wasser verdorben war, so daß die beiden müden Mägde einen neuen Eimer hereinholen mußten, aber in Wasser zu spucken, das in die Küche getragen war, das war gleichsam eine Entweihung. Es war ebenso sündhaft wie auf eine Brotscheibe zu treten.

Die Mädchen waren wütend, sie gingen auf ihn los, die eine mit der Stange, die andere mit der Kupferschaufel, die immer am Rande des Wassereimers hing, und sie wollten ihn aus der Küche hinauswerfen.

„Hinaus mit Ihnen!“ riefen die Mägde. „Was haben Sie hier zu tun, Sie haben ja gar keine Lebensart?“

Aber der Mann setzte sich gegen sie zur Wehr, und es gab ein schreckliches Getümmel, Lärm und Geschrei, und es dauerte nicht lange, so ging die Türe zur Kammer auf, und Frau Lagerlöf erschien auf der Schwelle.

„Ja, was treibt ihr denn da draußen?“ sagte sie.

Jetzt wurde es auf einmal ganz still. Der Fremde wandte sich hastig von den Mägden ab und der Herrin zu.

„Es ist nicht so arg, wie es aussieht," sagte er.

„Das Untier hat in den Eimer gespuckt," rief eines der Dienstmädchen.

„Ich mußte ein bissel Radau machen," sagte der Fremde, „damit die Frau Regimentsschreiber aufwacht, aber der Schaden ist gleich wieder gutgemacht."

Damit steckte er die Hände in die Henkel des Wassereimers, hob ihn auf, trug ihn auf gestreckten Armen durch die Küche und ging zur Türe hinaus. Dort stellte er den Eimer nieder und schüttete das verunreinigte Wasser auf die Steine.

Die Hausfrau, die Wirtschafterin und die beiden Mägde sahen dies an, ohne ein Wort zu sagen. Diese Kraftprobe ließ sie verstummen.

Aber sie sollten noch mehr zu sehen bekommen. Germund Germundsson packte den Wassereimer an einem Henkel, und ihn so leicht schwingend, wie ein anderer ein Trinkglas trägt, ging er zum Brunnen hinunter und begann den Eimer mit Wasser zu füllen. Als meine Großmutter dies sah, schickte sie die Köchin mit der Eimerstange zu ihm hinunter, aber er wollte keine Hilfe haben. Er packte wieder die Henkel und trug den Eimer auf gestreckten Armen über den Stallhügel und den Hofplatz, bis in die Küche, wo er ihn auf das Holzkreuz stellte.

Nachdem er eine solche Tat vollbracht hatte, war er ja in aller Augen rehabilitiert, und es stand fest, daß er so viele Brunnen graben durfte, als er wollte. Man sagt ja nicht gerne einem Manne nein, der die Macht hat, das Dach vom Hause zu reißen, wenn er Lust dazu bekommen sollte.

Sowie Germund Germundsson die Erlaubnis erhalten hatte, zu graben, fragte er meine Großmutter, wo sie wünschte, daß der Brunnen liegen sollte.

„Es muß wohl da sein, wo Wasser in der Erde ist," sagte sie. „Aber freilich wäre es gut, wenn wir den Brunnen so nahe als möglich beim Waschhaus hätten, denn da brauchen wir am meisten Wasser."

„Wenn die Frau Regimentsschreiber den Brunnen beim Waschhaus haben will," sagte der Fremde, „so wird er auch da gegraben werden."

Am nächsten Tag begann er auch ganz richtig ein

paar Klafter vor der Waschhauswand zu graben. Niemand hatte bemerkt, daß er mit der Wünschelrute umhergegangen war oder irgendwelche andere Untersuchungen vorgenommen hatte. Es war, als fühlte er sich als Herr über die Wasseradern in der Erde und könne ihnen gebieten, in der Richtung zu fließen, in der er es wünschte.

Hilfe beim Graben selbst wollte er nicht haben, aber er verlangte als Handlager ein paar Burschen mit Schiebkarren, um den Schutt wegzuschaffen, den er ausgrub. Und er betrieb die Arbeit mit solchem Schwung, daß diese Jungen sich noch nie in ihrem ganzen Leben so geplagt hatten. Kaum war der eine Karren ausgeleert, als der andere schon voll war und auch ausgeleert werden mußte. Germund hatte ein Gebiet abgegrenzt, das wenigstens sechzehn Ellen im Umkreis maß. Das war kein kleiner Raum zum Ausgraben. Aber noch vor dem Abend hatte er sich so tief in die Erde hinuntergearbeitet, daß nicht einmal sein Kopf über die Erdoberfläche guckte.

Meine Großmutter litt es an diesem ersten Arbeitstage nicht bei ihrer Näherei. Nicht nur daß es sie interessierte, ob Germund Wasser finden würde, aber sie sah ihm auch gerne zu, wenn er arbeitete. Sie hatte sich nie denken können, daß ein Mensch so stark und gelenkig sein könnte.

Der Brunnengräber war sehr zufrieden mit dem Boden, in dem er grub. Er sagte, alle Zeichen deuteten darauf, daß er bald auf eine Wasserader stoßen würde. Er war auf keine Steine und auf keine harte Erdart gekommen, sondern sowie er die oberste Rasenschicht entfernt hatte, war er auf trockenen groben Kies gestoßen. Wenn er erst auf dem Grund der Kiesschicht war, würde er auf Wasser stoßen, dessen war er ganz sicher.

Aber die Kiesschicht ging tief, und Germund mußte auch den nächsten Tag weiterarbeiten, um durchzudringen. Jetzt konnte es auch nicht mehr so leicht und rasch mit dem Graben gehen. Selbst verrichtete er noch immer die Arbeit auf dem Grunde des Brunnens. Aber oben mußten ihm Leute behilflich sein, die Gerüste aufstellten, und dann mußten ein paar Burschen auf diesen stehen und den Schutt in Empfang nehmen, den er hinaufschleuderte, und ihn über den Rand der Grube werfen. Bald

ging es auch auf diese Art nicht mehr weiter, und man mußte einen Aufzug herstellen, mit langen Seilen und ein paar Tonnen, die mit dem Schutt gefüllt und hinaufgezogen wurden, ungefähr so, wie man Erz aus einer Grube fördert.

Gegen Abend des dritten Tages begann meine Großmutter ernstlich besorgt zu werden. Germund grub sich immer tiefer in die Erde hinein, aber Wasser kam nicht zum Vorschein. Hätte sie gewußt, daß dies eine so große und langwierige Arbeit sein würde, sie hätte sie nie auf eigene Faust in Angriff genommen. Sie hatte sich ja gedacht, es würde eine so freudige Überraschung für den Mann sein, wenn er heimkam, daß sie nun Wasser auf dem Gute hatten. Doch nun sah es aus, als würde sie sich nur schämen müssen, weil sie sich in ein Unternehmen eingelassen hatte, das sie nicht zu Ende führen konnte.

Eines Tages trat Regenwetter ein, und da strömte das Wasser von allen Seiten in den tiefen Schacht hinunter. Es war aber nur sogenanntes Tagwasser und durchaus keine Wasserader. Es mußte weggeschafft werden, und es brauchte geraume Zeit, bis es hinaufbefördert war.

Der Brunnengräber arbeitete sich immer weiter und weiter in die Tiefe hinunter. Man mußte die große Feuerleiter nehmen, die sonst an das Wohnhaus gelehnt stand, und sie in das Brunnenloch stecken, damit er hinauf und hinunter kommen konnte. Bald reichte auch die nicht, sondern mußte mit einer anderen Leiter angestückelt werden.

Und das Schlimmste von allem war, daß man sich mitten in der Erntezeit befand. Das Heu war trocken und sollte eingefahren werden, und der Roggen war reif und sollte geschnitten werden. Meine Großmutter wußte nicht, wie sie das zustande bringen sollte, denn alle Arbeitsleute, die es auf dem Hof gab, waren vollauf mit dem Brunnen beschäftigt.

Sie sprach mit dem Brunnengräber und schlug ihm vor, er solle aufhören, aber davon wollte er nichts wissen. Sie wollte, daß er an einer anderen Stelle nach Wasser grabe, aber auch dazu konnte sie ihn nicht bewegen. Sie

hatte keine Macht über ihn. Sie hatte das Gefühl, daß er zu jeder Bosheit fähig war, wenn sie ihn von einer Arbeit wegscheuchte, an die er sein Herz gehängt hatte.

Eines Tages sah sie, daß das gelbe Roggenfeld schon in Braun überging. Das war ein Zeichen, daß der Roggen so reif war, daß man ihn abmähen mußte, wenn man nicht wollte, daß die Ähren sich öffneten und die Körner auf das Feld fallen ließen.

Mein Großvater war nicht weit weg, nur auf einem benachbarten Werk, wo er Disponent war, so daß meine Großmutter ihn ganz leicht hätte heimrufen können. Aber das wollte sie ja so lange als möglich vermeiden. Es wäre ihr wohl an die Ehre gegangen, wenn sie sich nicht hätte selber helfen können.

Mitten in der ärgsten Bekümmernis kam ihr endlich eine gute Eingebung. Sie begab sich zu dem Brunnen hinunter und rief den Brunnengräber aus seinem Loch hinauf, um mit ihm sprechen zu können.

Er kam die Leiter hinauf, so beschmiert mit Lehm und Kies, daß man kaum sehen konnte, woraus er bestand. Sie hatte das Gefühl, als käme ihr ein ungeschlachter Kobold entgegen.

Sie setzte ihm auseinander, daß der Roggen am nächsten Tag geschnitten werden mußte, und fragte ihn, ob er nicht bei der Roggenernte helfen wollte.

Germund warf den Kopf zurück, schob das Kinn vor und verzog die Oberlippe zu einem verächtlichen Grinsen.

„Ich habe in meinem Leben oft genug Roggen geschnitten," sagte er, „aber ich finde eigentlich nicht, daß das eine Arbeit ist, die für mich paßt."

„Der Roggen ist jedenfalls das, wovon wir alle leben müssen," sagte meine Großmutter. „Und wenn wir noch so viel Wasser aus Ihrem Brunnen kriegen, lieber Germund, so nützt uns das nichts, wenn wir kein Brot haben."

Der Brunnengräber warf ihr einen funkelnden Blick aus seinen dunklen Augen zu und lächelte gnädig. Er fand es belustigend, daß sie sich traute, so scharfe Worte zu ihm zu sprechen.

„Es wird so sein, wie es die gnädige Frau haben will," sagte er. „Aber die längste Sense, die es im Hause

gibt, muß ich zum Schneiden haben. Und dann genug Weibsleute, die mir die Garben aufbinden, will ich auch haben, damit ich nicht erst lange dastehen und warten muß.

„Ja, das verspreche ich Ihnen," sagte meine Großmutter.

Am Abend besichtigte der Brunnengräber alle Sensen des Hauses. Er war so unzufrieden mit ihnen, daß er es rundweg ablehnte, sich am Roggenschneiden zu beteiligen. Diese Sensen konnte man doch keinem erwachsenen Manne zumuten, die waren ja für kleine Kinder zum Spielen. Da blieb nichts anderes übrig. Klein-Bengt mußte mitten in der Nacht fortfahren und einen Schlosser holen, der eine Sense zurechtmachte, die zwei Ellen maß.

Am nächsten Morgen war meine Großmutter um vier Uhr auf, als die Leute zur Arbeit gingen, denn sie wollte sehen, daß der Brunnengräber nicht neue Vorwände fand. Und gut war es, daß sie zur Stelle war, sonst wäre er wohl wieder von der Arbeit fortgelaufen.

Germund kam mit den anderen Arbeitsleuten und hatte die Sense geschultert. Er ging natürlich als Erster in der Schar, und der Erste war er, der auf dem Felde anlangte. Aber als er die Sichel ein paarmal geschwungen hatte, drehte er sich um und sah zurück. Und nun wollte der schreckliche Kerl nicht weiterarbeiten. „Was soll denn das heißen?" brach er los. „Soll ich denn nicht mehr als zwei Binderinnen haben? Da kann ich gleich wieder nach Hause gehen und mich schlafen legen.

„Das sind die besten Binderinnen, die wir in Mårbacka haben," sagte meine Großmutter.

Aber der Brunnengräber stand nur ganz still da und zuckte die Achseln.

„Ja, wenn es an sonst nichts fehlt," sagte meine Großmutter, „so will ich Ihnen eine Binderin schaffen, die immer den Roggen nach zwei Schnittern aufbinden konnte. Die wird vielleicht gut genug für Sie sein."

„Na ja, das ist vielleicht eine von der richtigen Sorte," sagte Germund Germundsson.

Meine Großmutter ging ins Haus und sagte der Haushälterin, Maja Perstochter, jetzt solle sie zeigen,

was sie leisten könne, damit dieser übermütige Kerl doch ein bißchen Respekt vor den Hausleuten bekomme.

Ja, Maja Perstochter, die den Roggen nach zwei Burschen aufbinden konnte, eilte in das Roggenfeld hinunter, aber Germund war ein Schnitter, der ihr und den beiden anderen Weibsleuten soviel Arbeit gab, daß sie alle Hände voll zu tun hatten, um ihm nachzukommen.

Ja, an diesem Tage gab es in Mårbacka eine Roggenernte, wie meine Großmutter sie noch nie gesehen hatte und auch sonst niemand. Denn als die anderen Arbeitsleute sahen, wie Germund seine Sense schwang, da blieben sie zuerst starr stehen und glotzten ihn mit offenem Munde an, aber dann fuhren Männer wie Frauen ganz rasend auf den Roggen los, und die Halme fielen so rasch wie unter einem Platzregen. An dem einzigen Tage war das ganze Feld abgemäht.

Das war ja eine große Erleichterung. Meine Großmutter meinte, jetzt, wo der Roggen gemäht war, könne Germund immerhin noch ein paar Tage bei seinem Brunnen bleiben. Aber sie merkte bald, daß es nicht an Sorgen und Unruhe fehlen sollte, solange Germund in Mårbacka war.

Gerade an demselben Tag, an dem die Roggenernte stattfand, kam ein fremdes junges Mädchen auf den Hof. Sie wanderte die große Vortreppe hinauf und trat in den Flur, aber dann schwenkte sie zur Küche ab.

Dort stieß sie gerade auf meine Großmutter, denn die Haushälterin und die Mägde waren ja draußen auf dem Roggenfeld, so daß die Herrin des Hauses selbst die Küche besorgen mußte.

Meine Großmutter warf der Eintretenden einen raschen Blick zu. Sie war angezogen wie ein Fräulein, aber die Kleider waren abgetragen und saßen schlecht, so, als wären sie ursprünglich nicht für sie verfertigt worden. Sie mochte etwa zwanzig Jahre alt sein und war zart und dünn, aber hatte große grobe Hände, so, als hätte sie trotz ihrer Jugend und Schwäche schwere, harte Arbeit verrichten müssen. Schön war sie nicht, aber auch nicht gerade übel, denn sie hatte eine klare, rosige Gesichtsfarbe, und die Züge waren jugendlich gerundet. Wenn

meine Großmutter sie beschreiben sollte, sagte sie immer, sie wäre eine von jenen gewesen, die man nie bemerkt und die man öfters sehen muß, bis man sie erkennen lernt.

„Ich möchte gerne mit Frau Lagerlöf sprechen," sagte der Neuankömmling.

„Frau Lagerlöf, das bin ich," sagte meine Großmutter.

Da kam das junge Mädchen näher: „Ich bin Johanna Octopius, die Tochter des Propstes Octopius aus Brunskog," sagte sie und streckte die Hand aus.

Während meine Großmutter ihr die Hand schüttelte, versuchte sie sich zu erinnern, was sie vom Propst Octopius in Brunskog gehört hatte. Sie war ja selbst eine Pfarrerstochter und mit all den alten Pfarrerfamilien in Värmland verwandt, so daß sie in allem Einschlägigen gut bewandert war.

„Ist der Propst Octopius in Brunskog nicht schon seit vielen Jahren tot?" rief sie aus.

„Ja, das ist er freilich," sagte die andere. „Er und Mutter sind zu meinem großen Leidwesen und Unglück gestorben."

Jetzt war meiner Großmutter alles klar. Sie entsann sich, daß Propst Octopius und seine Frau fast gleichzeitig gestorben waren und ein kleines Kind, ein Mädchen, zurückgelassen hatten, das nicht so gewesen sein sollte wie alle anderen Menschen. Verwandte, die sich des Kindes annehmen konnten, hatte es keine gegeben, und so war das arme Ding bei dem Nachfolger des Vaters geblieben, so gewissermaßen als eine Art Aschenputtel. Sie zählte nicht zur Familie und auch nicht zu den Dienstleuten. Sie bekam die Kost und abgelegte Kleider und half mit, was sie konnte, und das war nicht viel. Sie war ja nicht geradezu eine Blödsinnige, nein, durchaus nicht, aber man konnte auch nicht sagen, daß sie den gewöhnlichen Menschenverstand hatte.

Daß es diese selbe Johanna Octopius sein mußte, die hier vor ihr stand, das sagte sich meine Großmutter. Aber sie konnte sich durchaus nicht erklären, warum sie nach Mårbacka gekommen war.

Johanna Octopius zögerte nicht, ihr Anliegen vor-

zubringen. Sie fragte, ob es möglich wäre, daß sie ein paar Tage in Mårbacka bleiben könnte.

„Ganz unmöglich ist es ja nicht," sagte meine Großmutter. „Aber ich möchte doch gerne wissen, warum Sie hier bei mir bleiben wollen, Mamsell Octopius."

Die Neuangekommene hatte gar nichts Aufdringliches an sich. Sie sprach so leise, daß sie die Worte beinahe nur flüsterte. Sie war scheu und geheimnisvoll, und eine solche Frage wie diese hatte sie wohl sicherlich nicht erwartet. Sie errötete tief und stand lange da und zog an einem Finger, bis die Gelenke knackten.

„Das ist nicht so leicht zu sagen," meinte sie. „Es ist mir gesagt worden, hierherzugehen," fügte sie hinzu.

„Ist jemand hier, den Sie treffen wollen, Mamsell Octopius?" fragte meine Großmutter.

Das Mädchen sah noch unglücklicher drein.

„Ich habe nie lügen können," sagte sie. „Ich will nicht darauf antworten, ob jemand hier ist, den ich gerne treffen will. Aber nicht darum bin ich hier, sondern weil mir gestern gesagt wurde, ich solle hierhergehen, um zur Hand zu sein, wenn man mich brauchen sollte."

Meine Großmutter hörte ja an diesen Antworten, daß es bei ihr im Oberstübchen nicht ganz richtig war, und das arme Ding tat ihr leid. Sie sagte sich selbst, daß es am besten sei, wenn das Mädchen in Mårbacka bliebe, bis sie sie heimschicken konnte.

„Ja, Sie können bleiben, Mamsell Octopius," sagte sie. „Und gehen Sie jetzt hier in das Stübchen hinein und ruhen Sie sich aus, denn ich muß das Abendbrot bereiten. Ich habe heute weder Haushälterin noch Mägde. Sie sind alle draußen im Roggenfeld.

Als Johanna Octopius dies hörte, sagte sie, sie sei gar nicht müde, und machte sich erbötig, beim Kochen zu helfen, und das wurde angenommen.

Freilich merkte meine Großmutter, daß sie alles verkehrt anfaßte, aber willig war sie. Sie trug Holz herein, und sie machte Feuer. Sie war so furchtbar willig. Sie salzte die Grütze, so daß sie gallbitter wurde und man sie wegschütten mußte. Und als sie neue Grütze hatten, da ließ sie sie anbrennen.

Als die Vesperglocke geläutet hatte und die Leute in

21*

die Küche kamen, stand Johanna Octopius am Herde und füllte die angebrannte Grütze in die Schüsseln.

Der Brunnengräber kam zuerst, und er stieß einen Fluch aus, als er über die Schwelle trat. Johanna Octopius hinwiederum verschüttete einen Schöpflöffel Grütze auf den Herd, so daß ein noch ärgerer Rauch in der Küche entstand als früher. Doch im übrigen begrüßten sie einander nicht und wechselten kein Wort.

Aber am nächsten Tag berichtete die Haushälterin meiner Großmutter, Klein-Bengt, der Stallknecht, habe ihr erzählt, der Brunnengräber hätte gesagt, diese närrische Pfarrhofmamsell hätte sich im Frühling, als er im Brunskoger Pfarrhof einen Brunnen gegraben hatte, in ihn verliebt. Anfangs hatte er es spaßig gefunden, daß eine, die von besseren Leuten stammte, auf ihn so versessen sein konnte. Aber bald war sie ihm so zuwider geworden, daß er es nicht ertragen konnte, sie zu sehen. Aber sie folgte ihm nichtsdestoweniger, wo er ging und stand. Er glaubte, er würde sie noch einmal erschlagen müssen, um von ihrer Verfolgung befreit zu sein.

Ja, hatte sich's meine Großmutter nicht gleich gedacht, daß eine Liebesgeschichte hinter diesem geheimnisvollen Besuch steckte; und jetzt, wo sie Gewißheit hatte, befahl sie Klein-Bengt gleich, sich bereit zu machen und Johanna Octopius heim nach Brunskog zu kutschieren.

Dann sprach sie mit ihrem Gast und hielt ihr vor, wie unrichtig sie handelte. Sah sie denn nicht ein, daß es eine große Schande war, einem Kerl nachzulaufen, der nichts von ihr wissen wollte! Sie, die Tochter eines so wohlbekannten Mannes wie Propst Octopius, sollte es doch besser verstehen und sich nicht so betragen. Zum Schluß sagte sie ihr ganz einfach, sie müsse jetzt nach Hause fahren und dürfe sich nicht einfallen lassen, zurückzukommen.

Johanna Octopius antwortete nichts Rechtes. Sie beugte sich wie das schwanke Rohr, das sie war. Sie setzte sich in den Wagen und fuhr vom Hause fort, ohne den geringsten Widerstand zu leisten.

Aber als Klein-Bengt und sie ein Stück weit gefahren waren, geschah es, daß ein Pflock aus dem Zaumzeug fiel und der Knecht aussteigen mußte, um dies in Ord-

nung zu bringen. Das war im Handumdrehen geschehen, aber in diesem Augenblick schlüpfte Johanna Octopius aus dem Wagen und lief in den Wald. Das ging so leise und leicht, daß er nichts merkte, bis sie schon unter den Bäumen war. Da stellte er ja eine kleine Jagd nach ihr an, aber weit traute er sich nicht zu laufen, des Pferdes wegen, und so entkam sie.

So fortzuhuschen und zu verschwinden, einem unter den Händen wegzurinnen wie Wasser, das war das einzige, worauf sie sich so recht verstand. Sie hatte sich wohl ihr ganzes unglückliches Leben lang in dieser Kunst üben können.

Klein-Bengt mußte unverrichteterdinge umkehren, und Johanna Octopius kam an diesem ganzen Tage nicht mehr zum Vorschein. Meine Großmutter fragte sich, ob sie sich vielleicht etwas angetan haben mochte, weil sie so streng zu ihr gesprochen hatte, und fühlte sich recht unglücklich.

Aber am nächsten Morgen war die Geflüchtete in den Stall gekommen und hatte um Milch gebettelt. Die hatte sie bekommen, und die Stallmagd war ins Haus geeilt, um ihre Herrin zu benachrichtigen. Aber als meine Großmutter herauskam, um mit ihr zu sprechen, war sie schon wieder verschwunden.

Der Brunnengräber war außer sich. Die eine Brunnenseite war eingestürzt, so daß das halbe Brunnenloch voll Erde war und die Arbeit fast wieder von vorne begonnen werden mußte. Na ja, wenn die närrische Hanna sich zeigte, dann hatte er immer Pech.

Er hatte sein Lebtag keinen Menschen erschlagen, aber wenn sie ihm weiter so nachschlich, dann mußte er sich ihrer doch irgendwie entledigen.

Meine Großmutter war fest überzeugt, daß irgendein Unglück geschehen würde. Sie hatte dieses Gefühl, seit sie Germund zum erstenmal gesehen hatte. Sie schrieb an den Propst in Brunskog und bat ihn, jemanden zu schicken, um Johanna Octopius heimzuholen. Aber das hatte keinen Erfolg. Sie versuchte des Mädchens habhaft zu werden, um sie einzuschließen, aber die war auf ihrer Hut und entfloh, sobald sie nur einen Menschen sah. Was hätte sie ihr auch sagen können? Es ist nicht so leicht,

verliebte Menschen zur Vernunft zu bringen, wer sie auch sein mögen, und eine, die ohnehin schon ein bißchen verrückt war, zur Einsicht zu bringen, daß sie nicht die leiseste Hoffnung hatte, den zu kriegen, dem sie gut war, das ging wohl über Menschenkraft.

Eines Tages sah meine Großmutter, wie Johanna Octopius über den Hof geschlichen kam, bis zum Brunnenloch und da stehenblieb und über den Rand hinunter sah. Germund grub dort unten in der Tiefe, aber er mußte irgendwie gespürt haben, daß sie dastand, denn er kam bald auf der Leiter zum Vorschein und schrie ihr wilde Drohungen zu. Sie entfloh hastig, und er warf ihr Steine und Kies nach, jagte sie weg, wie einen schmutzigen Hund. Aber Johanna Octopius ließ sich davon nicht abschrecken. Sie schlich weiter auf dem Hof herum, ganz wie früher.

Und so kam ein Morgen. Sie hatten jetzt alle die Unglücksfälle durchgemacht, die überhaupt beim Brunnengraben passieren können, und der Brunnenschacht war so tief, daß, wer dort unten stand, die Sterne über den Himmel wandern sah, wenn es auch oben auf der Erdoberfläche noch klarer Tag war.

Ja, wie gesagt, ein Morgen kam, an dem ein Mann ganz atemlos in die Küche stürzte.

„Wasser!" rief er nur. „Wasser!" Und dann lief er schon wieder davon.

Meine Großmutter, die Haushälterin und alle Mägde eilten ihm nach, und bald standen sie alle miteinander über den Brunnenschacht gebeugt und sahen wirklich dort unten in der Tiefe einen blanken Wasserspiegel glänzen.

Es ist etwas Feierliches, wenn so Wasser auf einen Hof kommt. Meine Großmutter hatte sich viel Sorgen darum gemacht, daß sie oft gewünscht hatte, sie hätte nie angefangen, den Brunnen graben zu lassen; aber nun das Wasser da war, dankte sie Gott aus ganzem Herzen für das große Gnadengeschenk.

„Wo ist Germund?" fragte sie dann.

„Der ist noch drunten," sagte einer der Burschen. „Er will wohl sehen, ob er eine richtige Quellader gefunden hat."

Man rief ihm zu, aber es kam keine Antwort. Sie

wollten eben hinuntersteigen und nachsehen, ob ihm etwas zugestoßen war, als er tief unten auf der Leiter zum Vorschein kam.

Es ging langsam mit dem Hinaufkommen, durchaus nicht mit dem gewohnten Schwung. Er tastete mit der einen Hand nach den Leitersprossen, die andere hielt er an die Augen gedrückt.

Es muß ihm wohl ein Sandkorn ins Auge gekommen sein dachten die, die ihn sahen.

Als er so weit gekommen war, daß die Leiter aufhörte, streckte er die Hand aus. Ein paar der Männer faßten sie, aber es war fast unmöglich, ihn von der Leiter wegzubekommen. Er brauchte nur den Fuß auszustrecken, um ihn auf den Boden zu setzen, aber er wagte es nicht.

„Lieber Germund, wie froh wir sind, daß Sie schließlich doch Wasser gefunden haben!" sagte meine Großmutter.

„Ja, das Wasser ist teuer erkauft, Frau Regimentsschreiber," sagte der Brunnengräber. „Dort unten ist etwas auf mich losgekommen, gerade als das Wasser durchbrach. Das hat mir die Augen wie mit Rauch gefüllt. Und jetzt sehe ich nichts."

Endlich bekamen sie ihn auf festen Grund und Boden. Er legte sich nieder und drückte die Hände gegen die Augen. All die anderen standen stumm und warteten. Keiner mochte den Mann recht leiden, aber der Gedanke. daß er sein Augenlicht verloren haben sollte, war schrecklich, und sie empfanden großes Mitleid.

Nach einer Weile setzte er sich auf: „Es ist noch dieselbe Dunkelheit," sagte er, „ich bin blind. Mit mir ist es aus."

Meine Großmutter versuchte ihn zu beruhigen. Das war etwas, was vorübergehen würde, sagte sie. Das kam nur daher, daß er nicht mehr an das Sonnenlicht gewöhnt war.

„Nein," sagte er. „Das brennt wie Feuer. Die Augen sind ausgebrannt. Ich bin blind. Was soll jetzt aus mir werden?"

Mit diesen Worten sprang er auf, warf die Arme in die Luft und wollte sich in den Brunnen stürzen. Mehrere Männer eilten herbei und versuchten ihn von dem

tiefen Schacht wegzuzerren, aber er schleuderte sie von sich.

„Laßt mich gehen,“ brüllte er. „Ich will dort unten sterben.“

Es war entsetzlich. Die Männer konnten ihn nicht halten, aber während des Ringens hatte er die Orientierung verloren, so daß er jetzt in seiner Blindheit nicht mehr wußte, wo der Brunnenschacht war.

Er lief im Kreise herum und schrie. Dabei fuchtelte er mit den Armen durch die Luft, wie um jemanden einzufangen.

„Zeigt mir, wo das Loch ist,“ rief er. „Sonst zerquetsche ich den, der mir zuerst in die Hände kommt.“

Er toste herum wie ein Wahnsinniger. Die Leute hielten sich ferne, und seltsamerweise stürzte er nicht in den breiten Schacht hinunter.

Nochmals warf er sich auf den Boden nieder. Der ganze Körper zitterte und zuckte. Die Hände ballten sich, und ein ums andere Mal brach er in wilde Flüche aus.

Während er noch so dalag und so wild und gefährlich war, daß kein starker erwachsener Mann es gewagt hätte, sich ihm zu nähern, kam sie herangeschlichen, diese halbe Schwachsinnige, Johanna Octopius. Niemand hatte sie bemerkt, bis sie dicht neben Germund war.

Meine Großmutter wollte vorstürzen und sie zurückreißen, aber ehe sie noch dazu kam, saß das Mädchen schon an seiner Seite.

Niemand erwartete etwas anderes, als zu sehen, wie Germund seine Hände um ihren Hals legte und sie erwürgte.

„Fluche nicht so!“ sagte sie mit derselben leisen, scheuen Stimme wie immer. „Ich bin ja hier, um dir zu helfen.“

Er brach in ein wildes, bitteres Lachen aus, aber er schlug nicht nach ihr und stieß sie nicht von sich.

„Ich bin hier,“ wiederholte sie. „Da waren welche, die wußten, daß dies dir geschehen würde, und die haben mich hergeschickt. Ich bin zu nichts anderem auf dieser Welt, als um dir zu helfen.“

Es mußte etwas in ihrer Gegenwart gewesen sein, was ihm jetzt in der Stunde seines Unglücks wohltat.

Er nahm ihre Hände und legte sie über seine brennenden Augen.

„Du närrische Hanna du," sagte er, „du närrische Hanna."

Man hörte es am Tonfall, daß das als eine Art Freundlichkeit gemeint war.

„Es tut nichts, daß du blind bist," sagte sie. „Ich habe Augen für dich."

In seiner Schwäche und Hilflosigkeit war es ihm wohl ein Trost, daß es jemanden gab, der ihn liebhatte, ob er nun blind oder sehend war, schwach oder stark, böse oder gut, arm oder reich.

Meine Großmutter hielt sich noch immer in der Nähe, sie war wohl nicht ganz sicher, wie alles ablaufen würde. Aber da hörte sie Germund sagen:

„Das ist gut, deine Hand so auf meinen Augen."

Da wurde meine Großmutter ganz ruhig. Sie ging selbst ihrer Wege und winkte den anderen, die beiden zu verlassen. Sie begriff, daß hier ein großes Wunder geschehen war. Die Liebe war nicht irregegangen. Es war von Anfang an Gottes Absicht gewesen, daß diese zwei zusammenkommen sollten.

„Siehst du, Maja Perstochter," sagte meine Großmutter zu ihrer Haushälterin, „siehst du, Maja Perstochter, für die zwei hat unser Herrgott so gut gesorgt, daß niemand es besser machen könnte."

Der Teich

Gleich hinter dem alten Vorratsschuppen und dicht an der Birkenallee lag ein alter Ententeich.

Er war klein und rund, und wie alle andern Ententeiche war er im Frühling voll von Fröschen, die so quakten, daß man es über das ganze Gut hörte. Später im Sommer war er auch ganz voll von Kaulquappen, so daß das Wasser ganz schwarz aussah. Man war beinahe froh, wenn der Teich schließlich ganz von Entengrün überwuchert dalag, das sich wie eine grüne Decke von Ufer zu Ufer breitete und die Froschbrut verbarg.

Das Wasser im Ententeich war immer trüb und unklar, so daß es nicht möglich war, Wäsche darin zu

spülen. Voll von Egeln und Wasserschlangen war er auch, und es war streng verboten, darin zu baden. Im August, wenn die Hitze am ärgsten war, stieg ein übler Gestank daraus auf. Ja, man kann nicht sagen, daß man besondere Freude an dem Teich hatte, solange er offen war.

Aber wenn der Winter kam, da war die Sache anders. Klein, wie er war, gefror er beim ersten Frost, und wenn es nur ein paar Nächte hintereinander unter Null war, war das Eis des Teiches so dick, daß man darauf gehen konnte. An dem Morgen, an dem es endlich trug, gab es große Aufregung. Leutnant Lagerlöf kam selbst und stieß mit dem Stock in die Eisdecke, um zu prüfen, ob sie stark genug wäre. Die Kinder kramten in den Bodenkammern, um ihre Schlittschuhe zu finden, und eilten dann zu dem Stallknecht hinaus, der sie zu schleifen und mit neuen Riemen zu versehen pflegte, wenn es nötig war.

Dies Schlittschuhlaufen war das herrlichste aller Wintervergnügen. Die Kinder hatten keinen großen Fleck, auf dem sie sich bewegen konnten, sondern mußten immer wieder auf der kleinen Eisfläche ringsherum im Kreise laufen; aber sie kannten nichts Besseres. Wenn im November und im Dezember der Schnee kam, hatten sie vollauf zu tun, die Schlittschuhbahn freizuhalten, aber das war auch ein Spaß. Sie fegten und schaufelten und trieben das so lange, bis zu Neujahr das erste richtige Schneegestöber kam. Da mußten sie es aufgeben und sich mit dem Rodeln trösten.

Viele Leute wunderten sich, daß Leutnant Lagerlöf, der ein solcher Schönheitsanbeter war, den Teich so ließ, wie er war, und ihn nicht trockenlegte. Irgendeinen Nutzen brachte er ja nicht, und es ließ sich nicht leugnen, daß er das ganze Gut verunzierte. Dicht am Wege lag er, so daß niemand, der nach Mårbacka gefahren kam, umhin konnte, ihn zu sehen. Selbst Mamsell Lovisa Lagerlöf, die sonst auf alles Alte hielt, fand, daß er ein Schandfleck war, und wollte ihn weghaben.

Nur die Kinder wünschten, daß der Teich bleiben sollte. Wenn jemand sagte, er sei nichts anderes als eine schmutzige Schlammhöhle, die ausgeleert werden

müßte, waren sie ganz ängstlich und bekümmert. Sie meinten, daß es ein großes Unrecht gegen sie wäre, den Teich zu beseitigen. Aber sie verließen sich auf ihren Vater. Der würde schon nicht das Herz haben, ihnen die Gelegenheit zu ihrem geliebten Eislaufen zu rauben.

Und ob es nun den Kindern zuliebe war oder aus einem anderen Grunde, der Leutnant kümmerte sich nicht darum, was die Leute redeten, und ließ den Teich in Frieden. Er baute den Stall fertig, er legte den großen Garten an, er verbesserte seine Felder, und er plante eine Erweiterung des Wohnhauses, aber den Teich schien er ganz vergessen zu haben.

Aber dann kam ein Sommer, und da begannen ein paar Arbeiter an dem Ententeich herumzuwirtschaften. Die Kinder konnten nicht recht klug daraus werden, was sie machten, aber sie ahnten das Schlimmste. Die Arbeiter führten Kies und Steine herbei und richteten einen Wall auf, aber nicht dicht neben dem Entendeich, sondern in einer kleinen Entfernung. Als die Kinder sie fragten, was sie da machten, antworteten sie, jetzt wollten sie dafür sorgen, daß dem alten Dreckloch, das nur voll Frösche und Egel war, einmal der Garaus gemacht würde.

Das ließ ja keine Zweifel offen. Die Stunde des Teichs war gekommen. Die Kinder gingen mit Tränen in den Augen herum. Aber man darf nicht glauben, daß sie sich an den Vater gewandt und gebeten und gebettelt hätten, ihren Teich behalten zu dürfen. Nein, das wußten sie, daß das nichts genützt hätte. Denn Leutnant Lagerlöf war nicht derjenige, der eine Sache umzustoßen pflegte, die er einmal beschlossen hatte. Aber sie fühlten sich tief enttäuscht. Früher hatten sie wirklich steif und fest geglaubt, daß der Vater ihnen wohlwollte. Jetzt hatte dieses unbegrenzte Vertrauen zu ihm einen Stoß erhalten.

Nun, der Kieswall hinter dem Teich erhob sich immer höher. Schließlich mähte man das Gras auf dem Rasen ab, der zwischen dem Wall und dem Teich lag. Und die Kinder begriffen, daß, wenn dies geschehen war, das letzte Stündlein für den Teich geschlagen hatte.

Eines Morgens, als sie wie gewöhnlich herumliefen

und spielten, sahen sie, wie alle Großen sich zu dem Teich begaben. Nicht nur der Leutnant und Mamsell Lovisa, die man ja oft draußen sah, waren dabei, sondern auch Frau Lagerlöf hatte ihr Nähtischchen verlassen und die alte Wirtschafterin ihren Herd.

Da begriffen die Kinder, daß der Teich jetzt abgelassen würde, und da sie sich ungerecht behandelt fühlten und fanden, daß man auf ihre Wünsche nicht die genügende Rücksicht genommen hatte, wollten sie erst gar nicht hingehen, um sich den Jammer anzusehen. Aber bald bekam die Neugierde die Oberhand, und es dauerte nicht lange, so standen sie mit den andern drüben beim Vorratsschuppen, um zu sehen, was geschehen würde.

Sie waren gerade im rechten Augenblick gekommen. Denn da standen schon Magnus und Sven, bloßfüßig, die Hosen bis zu den Knien aufgekrempelt, an der Südseite des Teiches und hielten die Spaten erhoben, um das Teichufer zu durchschneiden. Leutnant Lagerlöf kommandierte; eins, zwei, drei, und damit begann das Graben. Die Spaten blitzten, die Erde wurde aufgeworfen, und das Wasser des Teichs strömte in einem kleinen schmalen Rinnsal aus.

Es rann perlend und glitzernd dahin, und die Kinder dachten, wenn das Wasser gewußt hätte, daß es jetzt mit dem alten Ententeich zu Ende ginge, so wäre es nicht so freudig fortgelaufen. Aber es rann geschwind und lustig über die Erde südlich vom Teich, wo das Gras abgemäht war, es füllte jede kleine Vertiefung aus, es machte Umwege um jedes Steinchen, aber kam doch immer weiter und weiter. Manchmal blieb es ohne ersichtliche Ursache ganz stehen, aber dann kam Verstärkung vom Teich, und es ging wieder vorwärts. Endlich erreichte das Bächlein den Kiesdamm, aber da wurde es ja aufgehalten. Es konnte nicht in gerader Richtung weiter, sondern mußte sich unterhalb des Walles ausbreiten.

Sven und Magnus gruben und gruben. Das Wasser des Ententeichs strömte immer reichlicher aus. Bald brauchten sie gar nicht mehr zu graben. Das Wasser bahnte sich selbst seinen Weg. Und wie aus einem Faß, dessen eine Seite eingeschlagen ist, strömte es, die ganze

Südseite entlang, aus. Und in vielen kleinen Bächen strebte es dem Damm zu, um sich dann auszubreiten.

Es ging recht langsam. Das Wasser blieb in Pfützen und Lachen stehen, aber jetzt machte man auch an der Ostseite ein Loch, und dann ging es rascher. Niemand konnte begreifen, daß so viel Wasser im Ententeich war. Es breitete sich nach Süden wie nach Osten über ein Gebiet aus, das dreimal so groß war wie der alte Teich, und bedeckte es ganz.

Die Kinder standen da und schauten und schauten und begriffen nichts. Denn der alte Teich, der abfließen und verschwinden sollte, der wurde gar nicht leer. Vielmehr breitete er sich aus und wurde viele, viele Male größer, als er früher gewesen war. Wenn er so blieb, wie er jetzt war, dann hatten sie ja eine unermeßlich große Fläche zum Schlittschuhlaufen. Sie erschraken förmlich vor dem Gedanken. Sie machten große Augen. Sie wollten sich nicht voreiligen Hoffnungen hingeben, aber schließlich konnten sie nicht mehr zweifeln. Es war gar nicht beabsichtigt gewesen, den Teich abzulassen.

Die Kinder hatten früher ein bißchen abseits gestanden, weil sie sich ungerecht behandelt gefühlt hatten. Aber nun näherten sie sich den Großen. Sie hörten, wie Leutnant Lagerlöf den andern erklärte, daß jetzt, wo der Teich größer war, das Wasser darin besser und klarer sein würde, man würde es zur Wäsche und zum Begießen des Gartens verwenden können. Ja, er beabsichtigte sogar, eine Fischzucht anzulegen.

Er erklärte und erklärte, doch von der Schlittschuhbahn sagte er kein Sterbenswörtchen. Aber die Kinder hatten ihre eigenen Gedanken. Sie glaubten doch in ihrem stillen Sinn, daß er das Ganze nur unternommen hatte, damit sie sich auf einem größeren Eisspiegel tummeln konnten.

Die Osterhexe

Am Karsamstag, so zwischen drei und vier Uhr nachmittags, gingen in Mårbacka immer ein paar der Mägde in den Stall hinunter, einen Packen Kleider unter dem Arm, um die Osterhexe herzurichten.

Zuerst nahmen sie einen langen Sack und stopften ihn mit Stroh voll. Dann zogen sie einen alten Rock darüber, den schlechtesten, den sie nur finden konnten, und ein altes, ausrangiertes Leibchen, das vorne blankgescheuert war und große Löcher an den Ellbogen hatte. In die Ärmel stopften sie Stroh, damit sie rund und natürlich aussahen, und daß Strohhalme anstatt Hände aus den Ärmeln hervorguckten, genierte sie nicht im geringsten.

Hierauf machten sie der Osterhexe einen Kopf aus einem Küchenhandtuch, das möglichst grob und grau war. Sie knüpften es an den vier Enden zusammen, füllten es mit Stroh, malten mit Kohle Augen, Nase und Mund, banden es oben auf dem Strohsack fest und setzten ein altes, schäbiges Hutungetüm darauf, das sicherlich Anno 1820 in Gebrauch gewesen war. Dann brauchte man der Osterhexe nur mehr einen alten Schal über die Schultern zu hängen und eine Schürze um den Leib zu binden.

Als die Osterhexe soweit fertig war, wurde sie aus dem Stall zum Wohnhaus hinaufgetragen. In das Haus hinein durfte sie jedoch nicht, sondern die Mädchen blieben mit ihr vor dem großen Eingang und brachten ihr einen Küchensessel zum Sitzen. Aus dem Bräuhaus holten sie den langen Schürhaken und den Besen und stellten sie schräg hinter ihren Stuhl, damit sie sie leicht greifen konnte. Zuletzt banden sie an das Schürzenband ein altes Kuhhorn, voll von Hexensalbe, steckten eine lange Feder in das Horn und hängten ihr eine alte Posttasche um den Hals. Damit war sie fertig.

Gleich darauf wurde den Kindern verkündigt, daß die Osterhexe da war, und sie eilten hinaus, um sie zu sehen. Leutnant Lagerlöf pflegte sie immer bis zum Vorplatz zu begleiten, aber Frau Lagerlöf und Mamsell Lovisa und Fahnenjunker Wachenfeldt, der über die Feiertage nach Mårbacka gekommen war, blieben gewöhnlich im Hause. Sie hatten zu ihrer Zeit so viele Osterhexen gesehen, sagten sie. Wenn nun die Kinder auf die Vortreppe hinauskamen und die Osterhexe sahen, die mitten auf dem Kiesweg saß und sie aus ihren Rußaugen anglotzte, da waren sie natürlich zuerst ein bißchen er-

schrocken und ängstlich, denn sie konnten ja deutlich sehen, daß das eine richtige Zauberin war, auf dem Wege zum Blocksberg, wenn es ihr auch aus dem einen oder anderen Grunde beliebt hatte, in Mårbacka haltzumachen.

Aber nachdem sie die Osterhexe ein Weilchen aus der Ferne betrachtet hatten, schlichen sie ganz langsam die Treppenstufen hinunter und näherten sich ihr sehr behutsam und vorsichtig. Sie konnten sich ja denken, daß sie hier im Hause etwas ganz Besonderes wollte, da sie sich von dem anderen Blocksbergvolk getrennt hatte, auf die Gefahr hin, zu spät zu dem großen Osterschmaus zu kommen.

Die Osterhexe verhielt sich mäuschenstill, wie nahe sie auch kamen. Und schließlich nahm eines der Kinder seinen ganzen Mut zusammen und steckte die Hand in die alte Posttasche. Die sah so strotzend voll aus, sie hatte ihnen schon die ganze Zeit in die Augen gestochen. Aber der die Hand hineingesteckt hatte, stieß unwillkürlich einen Schrei des Entzückens aus: die ganze Tasche war voll von Briefen. Man zog ganze Hände voll von großen gesiegelten Briefen heraus. Federn waren auch daran, so, als wären sie geflogen gekommen, ganz wie die Osterhexe selbst, und alle miteinander waren sie an Anna und Gerda, Selma oder Johann adressiert. Alle an die Kinder. Die Großen gingen leer aus.

Sowie die Kinder ihre Briefe eingeheimst hatten, verließen sie die Osterhexe. Sie gingen in das Haus und setzten sich um den Speisetisch, um die Osterbriefe zu öffnen. Das war ein Fest, denn das waren keine gewöhnlichen Briefe. Anstatt trockener schwarzer Buchstaben schimmerte aus jedem der Briefe eine farbige Osterhexe oder ein Hexenmeister, wohlversehen mit Besen, Ofengabeln, Hörnern und allem möglichen Osterzubehör.

Es waren Briefe aller Art, manche auf gelbem Strohpapier und andere auf feinstem Velin. Manche waren wirklich von kleinen Kindern zusammengekleckst, anderen konnte man es anmerken, daß die Großen im Spiel gewesen waren und geholfen hatten. Die meisten Figuren waren im Profil, alle waren in Wasserfarben gemalt, alle waren Heimarbeit. Nicht alle waren schön, aber

doch, welches Vergnügen, sie zu bekommen. Wie sie beguckt, wie sie bewundert wurden!

Es wäre übrigens voreilig, zu sagen, daß nichts Geschriebenes in den Briefen stand. Einige waren ganz vollbeschrieben, doch nie mit Prosa, sondern mit Versen. Aber daran war nicht so sehr viel Spaß, denn es waren nur alte Osterreime, die die Kinder ohnehin auswendig konnten.

Übrigens waren die Kinder gar nicht so erstaunt über die Unmenge von Briefen, als man hätte glauben sollen.

Sie hatten selbst den ganzen Monat März jeden freien Augenblick dazu verwendet, zu zeichnen und zu malen, und hatten ebensolche Briefe an jedes Landgut in der Umgegend gesandt. Sie wußten sehr wohl, daß auch bei den Nachbarn mit Pinsel und Farbe gearbeitet worden war, und daß die Briefe, die die Osterhexe mitgebracht hatte, aus Gardsjö oder Herrestad oder Berga oder irgendeinem anderen Gut stammten. Wie die Briefe in die Tasche der Osterhexe gekommen waren, das konnten sie sich freilich nicht recht erklären. Man hatte sie vielleicht gesehen, wie sie vorbeigeflogen war, und hatte ihr die Briefe zugeworfen.

Wenn sich nun die Kinder eine Weile an den Briefen ergötzt, sie gezählt und verglichen hatten, dann erinnerten sie sich an die Osterhexe, die all das Hübsche mitgebracht hatte, und gingen vor das Haus, um sie noch einmal anzugucken. Aber wenn sie nun hinauskamen, war der Sessel leer, die Osterhexe war verschwunden, und die Ofengabel und der Besen ebenfalls. Die Osterhexe hatte es wohl eilig gehabt, zum Blocksberg zu kommen und war davongeflogen, sowie sie ihre Briefe abgeliefert hatte. Und ein rechtes Glück war es, daß sie sich davongemacht hatte, denn nun war der Knecht Per, der Finne war und Jägerblut in den Adern hatte, in die Schreibstube gekommen und hatte die beiden Gewehre des Herrn Leutnants geladen. Er trat vor die Türe und schoß die Gewehre gerade in die Luft hinauf ab. Die Kinder wußten, daß er auf die Osterhexen schoß, die dort zwischen den weißen Wölkchen des Frühlingshimmels herumflogen. Sie selber konnten sie nie entdecken, aber Per, der Finne war und also mehr sehen konnte als andere, der sah sie wohl.

Jedenfalls war es gut, daß die brave Osterhexe, die Mårbacka besucht hatte, schon außer Schußweite war.

Ja, so ging es in Mårbacka zu, ein Ostern wie das andere.

Aber dann kam ein Karsamstag.

Er ließ sich nicht merkwürdiger an als alle anderen. Die Kinder waren wie gewöhnlich den ganzen Monat März dagesessen und hatten Osterbriefe gemalt; und namentlich am Sonntag war das alte Kinderzimmer in Mårbacka förmlich wie eine Malerwerkstätte gewesen. Farben und Farbenschälchen auf allen Kisten und Kasten. In der Osterwoche, als die Erzieherin fortgereist war und die Osterferien begonnen hatten, hatte der Eifer und die Aufregung den Höhepunkt erreicht. Leutnant Lagerlöf war schon ganz verzweifelt, weil die Kinder ihm alles abbettelten, was er feinem weißen Papier besaß, und schließlich hatte er ihnen gesagt, sie müßten schon mit gelbem Strohpapier vorliebnehmen. Die rote und die blaue Farbe, mit der alle malen wollten, ging im Farbenkasten der Kinder aus, und unaufhörlich mußten sie zu Tante Lovisa hinunterlaufen, die in ihrer Jugend malen gelernt hatte und noch ein Kästchen feine Aquarellfarben besaß. Alle Trinkgläser wurden dazu verwendet, Pinsel auszuwaschen, alle Siegellackstangen waren aufgebraucht. Frau Lagerlöf saß den ganzen Tag da und schrieb Adressen, und man lief bergauf, bergab, um nach schönen Federn zu suchen, die man unter den Siegeln befestigte. Um Pinsel war es immer schlecht bestellt, und als der letzte Osterbrief geschrieben und versiegelt war, war von ihnen nichts mehr übrig als ein paar struppige Borsten.

Aber nun war auch der Karsamstagabend gekommen, die Arbeit war vollendet, und die fleißigen Künstler harrten ihres Lohns.

Zur richtigen Zeit wurde gemeldet, daß die Osterhexe eingetroffen sei, und sie gingen auf den Vorplatz, um sie zu begrüßen. Alles war wie immer. Das einzig Merkwürdige war, daß nicht nur Leutnant Lagerlöf, sondern auch Frau Louise und Mamsell Lovisa, ja sogar der gichtbrüchige Fahnenjunker mitgekommen waren, um zuzusehen, wie die Kinder die Osterbriefe von der Osterhexe abholten.

Es war ein windiger nasser Tag, der Frühling war noch nicht weit vorgeschritten. Hier und dort auf dem Rasen lag noch Schnee, und die Wege zwischen den Häusern waren voll von Wasserpfützen. Aber so etwas geniert doch Osterhexen nicht, und sie, die in Mårbacka einzukehren pflegte, war auch gekommen und saß da auf ihrem Holzsessel, mit dem gewöhnlichen Hutungetüm auf dem Kopf und den gewöhnlichen Fluggeräten hinter sich.

Das Stroh lugte aus den Ärmeln hervor, wie stets. Augen, Nase und Mund waren mit Kohle auf ein graues Küchenhandtuch gemalt: das Umschlagtuch der Stallmagd lag über ihren Schultern, die Posttasche hing ihr um den Hals, und das alte Kuhhorn war am Schürzenband festgeknotet.

Die Kinder waren jetzt schon größer. Sie erschraken gar nicht, als sie die Osterhexe erblickten. Sie wußten ja, daß sie nichts anderes war als ein angekleideter Strohsack, und sie liefen ohne das geringste Zaudern auf sie zu, um die Briefe aus ihrer Tasche zu nehmen.

Es war Selma, die zuerst ans Ziel kam. Aber kaum hatte sie die Hand in die Tasche gesteckt, da sprang die Strohhexe vom Sessel auf, nahm die Feder, die im Kuhhorn steckte, und strich ihr mit der Hexensalbe übers Gesicht.

Wie ging das zu? Wie war das möglich? Das kleine Mädchen kreischte vor Entsetzen und lief auf und davon, aber die Osterhexe, die konnte auch laufen, und sie kam ihr nach, mit gezückter Feder. Sie patschte durch die Wasserpfützen, so daß das Wasser rings um sie aufspritzte.

Das war das Merkwürdigste und Schrecklichste, was die kleine Selma Lagerlöf je erlebt hatte. In dem Augenblick, in dem sie fühlte und sah, daß die Strohhexe sich bewegte, da war es, als seien die Grundfesten der Welt erzittert. Während sie forteilte, schossen ihr rasche, erschreckende Gedanken durch den Kopf. Wenn eine Strohhexe Leben bekommen konnte, da konnten wohl auch die Toten aus ihren Gräbern steigen, da konnten die Trolle im Waldesdickicht leben, da waren alle Märchen wahr, da gab es nichts Unheimliches und Schauriges, das nicht möglich war.

Heulend vor Angst lief sie die Treppenstufen hinauf. Wenn sie nur zur Türe, zu Vater und Mutter kommen konnte, dann war sie ja gerettet. Zugleich merkte sie, daß die anderen Kinder an ihr vorbei in dieselbe Richtung stürmten. Sie hatten gerade solche Angst wie sie.

Doch oben auf der Veranda standen die Großen und lachten.

„Aber liebe Kinder," sagten sie, „ihr braucht doch keine Angst zu haben. Es ist ja nur die Kinder-Maja."

Da sahen die Kinder ja ein, wie dumm sie gewesen waren, es war ja die Kinder-Maja, ihr lustiges, fröhliches Kindermädchen, das sich als Osterhexe verkleidet hatte. Ach, ach, daß sie das nicht gleich gemerkt hatten. Es war doch zu ärgerlich, daß sie sich hatten anschmieren lassen!

Aber sie hatten keine Zeit sich zu grämen, denn nun kam die Osterhexe auch schon die Treppen hinauf, schnurstracks auf Fahnenjunker Wachenfeldt zu, um ihn zu umarmen und zu küssen. Und der Fahnenjunker, der immer solche Angst vor allen häßlichen Frauenzimmern hatte, spuckte und fauchte und schlug mit dem Stock um sich, aber weiß Gott, ob er ganz mit heiler Haut davonkam. Die Kinder sahen nachher, daß er ein paar Rußflecke auf dem weißen Schnurbart hatte.

Aber die Osterhexe zog zu neuen Taten aus. Sie nahm die Ofengabel zwischen die Beine und hopste zum Kücheneingang. Die Tauben, die dort draußen herumspazierten und ganz gemächlich die Erbsen aufpickten, die die Haushälterin ihnen hingestreut hatte, flatterten flügelschlagend auf das Dach. Die Katze lief die Dachrinne hinauf, und Nero, der große Neufundländer, schlich davon, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. Nur die alte Haushälterin bewahrte ihre Fassung. Sie lief zum Herd, riß ein brennendes Scheit an sich, und damit ging sie auf die Hexe los, als sie sich auf der Schwelle zeigte. — Da mußte das Scheusal abziehen, aber im wildesten Galopp trabte es nun dem Hinterhof zu. Das erste Wesen, das sie erblickte, war das alte Pferd, das Bräunle. Es war gerade abgeschirrt worden und spazierte ganz gemächlich auf die Stalltüre zu. Aber als es die Unholdin um die Ecke biegen sah, zog es plötzlich die Beine

bis zum Bauch hinauf und galoppierte davon. Die Mähne flatterte, der Schwanz stand weg, die Hufe donnerten auf den Boden, und so weit Wege und Stege offen lagen, setzte es seine Flucht fort.

Beim Holzschuppen standen die Knechte Lars und Magnus und hackten Holz. Sie hörten zu hacken auf, aber für solche Kerle paßte es sich nicht, vor irgendeiner Hexe davonzulaufen. Sie rührten sich nicht von der Stelle, sie hoben nur ihre Äxte gegen sie, denn guter Stahl schützt gegen allen Geisterspuk. Die Osterhexe wagte auch nicht, ihnen nahe zu kommen, aber dafür erblickte sie nun einen Mann, der gerade die Allee herunterkam. Das Unglück wollte es, daß es dieser Olle aus Magebysäter war, der einmal in seiner Jugend mit dem Blocksberggesindel zusammengestoßen war. Er war in einer Osternacht von einem Gastmahl nach Hause gewandert, und auf einer der flachen Wiesen unterhalb von Mårbacka hatte er sie in einem langen Zug dicht über dem Boden hinstreichen sehen. Sie hatten sich wie ein Band um ihn geschlängelt, sie hatten auf einem frischgepflügten Feld mit ihm getanzt, sie hatten ihn die ganze Nacht nicht zu Atem kommen lassen. Er hatte geglaubt, die abscheulichen Hexen würden ihm das Leben aus dem Leibe tanzen, als sie ihn so über die Ackerfurchen hin und her zerrten, nie war ihm schlimmer mitgespielt worden. Und nun, als er gerade vor dem Gesindehaus in Mårbacka stand, sah er eine solche elende Hexe ihm entgegenhopsen.

Er besann sich keinen Augenblick. Alt und gichtbrüchig, schief und hinkend war er, aber so flink wie ein Junge machte er kehrt und lief die Allee wieder hinauf. Er stürmte davon wie vorhin das Bräunle und blieb nicht früher stehen, bis er im tiefen Wald auf der anderen Seite des Weges war — —.

Die Mårbackaer Kinder, die hatten sich ja jetzt selbst von ihrem Schrecken erholt, so daß sie über andere lachen konnten. Sie folgten der Osterhexe auf Schritt und Tritt, sie sahen, wie die alte Haushälterin ihr mit dem brennenden Scheit drohte, sie sahen, wie das Bräunle durchging und wie Olle in den Wald rannte. Sie sahen Lars und Magnus die Axte gegen sie erheben, sie liefen

ihr nach, durch Wasserpfützen und Schneehaufen, und lachten, wie sie noch nie gelacht hatten.

Aber das Beste von allem war doch, wie Per an der großen Treppe vorbei zur Schreibstube hinunterstürmte. Der Leutnant fragte ihn, wohin er es so eilig habe, doch der Alte nahm sich kaum die Zeit, zu antworten. Aber endlich kam es doch heraus, daß er die Gewehre laden wollte, um dieses Scheusal totzuschießen, das im Hinterhof sein Unwesen trieb.

Aus den Augen des Alten leuchtete die echte Jägerfreude. Nun hatte er an wenigstens fünfzig Karsamstagen auf die Osterhexen geschossen und nie eine getroffen. Jetzt endlich war eine hier, die er aufs Korn nehmen konnte.

Diesen ganzen Abend, ja die ganzen Osterfeiertage lachten sie in Mårbacka ihn und all die anderen aus, die sich von der Osterhexe hatten erschrecken lassen. Ja, noch lange nachher mußte man lächeln, wenn man sich daran erinnerte, was für einen Aufruhr es da gegeben hatte.

Aber denkt nur, dies war das letztemal, daß eine Osterhexe nach Mårbacka kam. Das nächste Jahr war groß und klein darin einig, daß sie keine mehr haben wollten. Eine Strohhexe aufzustellen, davon konnte gar keine Rede mehr sein, die waren zu dumm und langweilig, und eine lebendige hätte uns auch keinen Spaß mehr gemacht. Denn nun wußte man ja, wie alles zusammenhing, niemand würde sich mehr ins Bockshorn jagen lassen. Es konnte nie mehr so lustig werden wie damals, als niemand darauf vorbereitet war, daß sie sich bewegen konnte.

Eine so gelungene Osterhexe wie die Kinder-Maja konnte nie wieder kommen, darum war es am besten, gar keine mehr zu haben.

Geht es nicht immer so? Wenn ein Typus seine Vollendung erreicht hat, kann man sich nicht mehr mit ihm befassen.

Der Sendbote

Es war einige Jahre nach dem Tode meines Vaters, als wir gerade einzusehen begannen, daß es nicht möglich sein würde, das elterliche Gut Mårbacka zu behalten. Aber wir hatten uns noch nicht entschließen können, den Gedanken ganz auszudenken, und wir hatten noch nicht über die Sache gesprochen, weder miteinander noch mit irgendeinem Fremden.

An einem Sommervormittag saßen wir auf der Veranda, wir alle, die wir im Hause weilten, und putzten Stachelbeeren. Es war der schönste Tag, den man sich denken konnte, angenehm warm, kein Wind, und der ganze Himmel voll schöner aufsteigender weißer Wölkchen.

Wir dachten wohl an ein und dasselbe. Nächsten Sommer würden wir vielleicht nicht mehr hier sitzen und die weißen Wolkenberge hinter den Ebereschenkronen aufsteigen sehen. Fremde Augen würden den Glanz der Pfingstrosen und Provencerosen trinken, fremde Hände würden unsere Stachelbeeren pflücken und unsere Äpfel unter den Bäumen auflesen. Fremde Menschen würden sich daran freuen, dies zu besitzen, worin wir aufgewachsen waren, in dem die Wurzeln unseres ganzen Seins ruhten. Was für Freude würden wir fortan an der Sonne oder am Sternenhimmel, an Frühlingsblumen und Herbstpracht haben? All das war ja mit unserem Haus verknüpft. Durften wir nicht hierbleiben, dann würden wir das rechte Gefühl für die Erscheinungen in der Natur verlieren. Natürlich würde es auch anderswo Frühlingsgrün und warmes schönes Wetter geben, aber es würde uns gleichgültig lassen, es würde uns nichts angehen.

Doch keines von uns hatte den Mut, von diesem Furchtbaren zu sprechen, das uns bevorstand. Wir wollten es noch wegschieben und glauben, daß es sich vermeiden ließe, daß wir einen andern Ausweg finden könnten. Die Lage war vielleicht gar nicht so verzweifelt. Wir hatten es unseren Nachbarn noch nicht angemerkt, daß sie um unsere Sorgen wußten. Die Leute kamen und gingen bei uns, ganz wie immer, aus und ein. Nie-

mand schien daran zu denken, uns zu bedauern. Oder, wenn man darum wußte, war es da nicht seltsam, daß keine Hand sich rührte, um uns zu helfen? Daß man uns ganz einfach fortziehen ließ, als hätte dies gar nichts zu bedeuten. Es war, als spielte es gar keine Rolle, daß wir die Gegend verließen. Und doch hatte unser Geschlecht schon viele hundert Jahre da gehaust. Aber wir hatten vielleicht keinen Nutzen gebracht. Ein kleiner Herrenhof mehr oder weniger, das war wohl kein Grund, zu trauern.

Während wir so in diesen Gedanken dasaßen und jeder sein Bestes tat, um den andern seine Unruhe zu verbergen, hörten wir in der Ferne Klarinettentöne.

Wir zuckten zusammen und lauschten. Zuerst wollten wir kaum glauben, daß wir recht hörten, daß wirklich Musik in der Stille dieses Sommervormittags erklang. „Was in aller Welt kann das sein?" sagten wir. „Ja, da spielt jemand. Es muß irgendein herumziehender Musikant sein."

Aber die Töne drangen fest und klar zu uns. Und es konnte auch kein Zweifel mehr sein, wer es war, der da spielte. Es konnte kein anderer sein als unser alter Jon Asker, der Klarinettenbläser, der bei allen unsern Geburtstagsgesellschaften und Weihnachtsfeiern Tanzmusik zu spielen pflegte. Wir erkannten seine Polkas und Walzer. Da war kein Irrtum möglich.

Jedesmal, wenn wir in Mårbacka ein Fest hatten, war er ein selbstverständlicher Gast gewesen. Er hatte sich nie lange bitten lassen. Eigentlich war er von düsterer, schwerblütiger Gemütsart, aber um so größer war wohl sein Bedürfnis nach einem guten Schmaus mit Munterkeit und Freude, Gesang und Tanz.

Aber wie kam es doch, daß er heute mit seiner Klarinette draußen war? Warum saß er da in dem strahlenden Sonnenschein und spielte seine Walzer? Wir merkten es am Klang, daß er auf einem kleinen Waldabhang, ganz nahe vom Haus, saß, obwohl wir ihn nicht sehen konnten.

„Er ist wohl auf der Jagd gewesen," sagte jemand. „Und jetzt vergnügt er sich damit, während er sich ausruht, seine alten Weisen zu spielen."

Ja, das konnte ja sein. Wir wußten ja, daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war. Er dachte vielleicht gar nicht daran, daß wir ihn hörten. Er spielte nur für sich selbst und den Jagdhund.

Aber als wir uns gerade dabei beruhigen wollten, hörten wir ihn die große Arie aus „Preziosa" anstimmen: „Einsam bin ich nicht alleine."

Ach nein, das spielte er nicht für sich selbst oder für den Jagdhund.

Das war für uns bestimmt. Diese Arie war eines der Lieblingsstücke meines Vaters gewesen. Die hatte er ihm jedesmal vorspielen müssen, wenn er bei uns gewesen war.

Auf „Preziosa" folgte die Verführungsarie aus „Don Juan" und der Björnborger Marsch. Alle die feinsten Nummern, die der Alte auf seinem Programm hatte.

Wir saßen stumm da und hörten zu. Wir waren ganz bleich geworden und zitterten. Wir wagten kaum einander anzusehen. Dieses Klarinettenspiel war vielleicht an und für sich nicht so besonders wohlklingend, aber es erweckte so viele Erinnerungen.

Nun begann der Spielmann Bellmans „Wer denket unseres Bruders nicht". Und da kamen uns allen die Tränen in die Augen. Wie oft hatten er und andere Sangesbrüder Leutnant Lagerlöf dieses Lied vorgesungen!

Aber obgleich uns all dies sehr ergriff, konnten wir doch nicht recht verstehen, was es eigentlich zu bedeuten hatte. Warum war der Alte den langen Weg gegangen? Warum saß er da und spielte uns all dies vor?

Da sagte meine Schwester ganz hastig, so, als wäre ihr eine Eingebung gekommen:

„Er hat erfahren, daß wir Mårbacka nicht behalten können, und nun ist er gekommen, um uns für all die vielen Male zu danken, die er es hier bei uns schön gehabt hat." Damit war das Furchtbare ausgesprochen, und wir hatten zuerst das Gefühl, als hätte man uns einen Schlag versetzt. Wir hatten ja selbst der Tatsache nicht in die Augen sehen wollen, und wir hatten nicht glauben wollen, daß andere etwas wüßten.

Aber wir begriffen sofort, daß sie recht hatte. Wir begriffen, daß der Alte aus diesem Anlaß gekommen war.

Er war hier, um uns Dank zu sagen für all das Helle und Schöne, das er und andere in unserem Hause genossen hatten. Er wollte uns erinnern, daß es eine Quelle der Freude gewesen war; ihr Strahl war hoch zum Himmel gesprüht und hatte viele angezogen und erquickt.

Doch uns schien es so, als wäre er ausgesandt, um uns zu sagen, daß es kein Entrinnen gab, daß das Unheil hereinbrechen mußte.

Aber wir dankten doch Gott, daß wir unseren Urteilsspruch in dieser Gestalt gehört hatten. Ja, Gott sei Dank und Lob, daß die harte Wahrheit in helle Erinnerungen eingehüllt kam, in Wehmut und Dankbarkeit.

Wiederkehr nach Värmland

Manche Leute erinnern sich vielleicht noch, wie unmöglich es in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für alle war, die Herrenhöfe oder Güter in Värmland besaßen, von ihrem Grund und Boden zu leben. Meine Schwester und mein Schwager, die damals mein Kindheitsheim Mårbacka besaßen, mußten es machen wie alle anderen und die Besitzung verkaufen. Sie hatten freilich das Gefühl, als ob sie damit ein großes Unrecht begingen, denn das Gut war früher nie an einen Fremden verkauft worden, aber es gab eben keinen anderen Ausweg. Viele, die auf größeren und reicheren Höfen saßen, hatten sie verlassen müssen, um nicht völlig zu verarmen. Aus allen Teilen der Provinz fand eine förmliche Auswanderung von Gutsbesitzern und Hüttenherren statt. Viele der traulichen Herrenhöfe blieben verödet stehen oder wurden auch von Leuten in Besitz genommen, die nur ein paar der Räume bewohnten und das obere Stockwerk als Kornspeicher benutzten. Da und dort waren große kostbare Gärten mit Terrassen, Gewächshäusern, riesigen Zierbäumen und herrlichem Obst. Aber ich will nicht bei dem Schicksal verweilen, dem sie entgegengingen. Das schneidet einem ins Herz.

Diese Auswanderung der alten Herrschaftsfamilien aus Värmland ist ein weitläufiges Kapitel, und ich kann diesmal nicht näher darauf eingehen.

Manchmal sieht man einen kleinen Birkenhain, in den die Tannen eindringen wollen. Es nützt nichts, die kleinen Tannenpflänzchen auszureißen. Sie kommen Jahr für Jahr in immer größerer Zahl wieder, während die alten Birken verkümmern. Wenn ein paar kleine Birken auch heranwachsen sollten, so gedeihen sie doch nicht. Die Rinde platzt, und sie gehen bald ein. Etwas in dieser Art vollzog sich in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Värmland. Es mußte wohl so sein. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der die Birken zurückkehren und die Tannen Platz machen müssen. Jedenfalls soll man über so etwas nicht trauern. Es gehört mit zum großen Haushalt der Natur.

Zu der Zeit, als der große Umsturz sich vollzog, faßte man ihn jedoch nicht so philosophisch auf, wie man es so lange nachher tun kann. Fast überall kämpfte man einen Kampf der Verzweiflung, um sich behaupten zu können, und als die Schlacht verloren war, ging man jahrelang einher und sehnte sich und war betrübt.

Ich für meine Person, die damals, als Mårbacka verkauft wurde, Lehrerin in Landskrona mit tausend Kronen jährlichem Gehalt war und nichts anderes veröffentlicht hatte als einige Gedichte, die niemand beachtet hatte, ich erhob meine Hände zum Himmel, als ich von dem Verkauf erfuhr, und rief ihn zum Zeugen an, daß ich von diesem Augenblick an kein anderes Sinnen und Trachten haben wollte, als das Eigentum meiner Väter zurückzugewinnen. Wie das zugehen sollte, war recht problematisch, und was für eine Freude ich eigentlich daran haben sollte, das alte Haus zu besitzen, darüber wurde ich mir nie ganz klar. Irgend etwas in mir wollte es so, es war ein innerer Zwang, gegen den ich nichts ausrichten konnte.

Es verflossen jedoch viele Jahre, ohne daß es danach aussah, als sollte jener Vorsatz in Erfüllung gehen. Meine Schwester und ihr Mann zogen nach Falun, und ich ließ mich auch dort nieder, um in der Nähe meiner Angehörigen zu sein. Meine Mutter kam und wohnte bei mir, und ebenso meine alte Tante, Louisa Lagerlöf. Die Menschen des früheren Heims hatte ich also um mich versammelt, wenn auch in einer neuen

Umgebung. Dies trug natürlich dazu bei, mich mit dem Verlust von Mårbacka auszusöhnen, aber noch etwas anderes bewirkte, daß ich nicht mehr dieselbe Sehnsucht empfand, es zu besitzen. Ich war nun auf jene Lebensbahn gekommen, die ich immer ersehnt hatte, und fühlte mich glücklich und dankbar. Ich konnte Bücher schreiben, ich konnte weite Reisen in fremde Länder unternehmen. Ich konnte alles Schöne sehen, das es auf der Welt gibt. Was sollte ich da mit Mårbacka?

Übrigens hatte ich auch keine Möglichkeit, es wieder zu erringen. Meine Einkünfte, die für das Leben, das ich führte, hinlänglich waren, reichten keineswegs dazu aus, ein Gut zu kaufen und es instand zu setzen. Es war schon in den letzten Lebensjahren meines Vaters verfallen und seither wohl kaum renoviert worden.

Aber das hinderte nicht, daß ich die Schicksale des Guts mit dem größten Interesse verfolgte. Durch Briefe von alten Freunden in Värmland wußte ich, daß es unaufhörlich verkauft, gekauft und wieder verkauft wurde. Eine meiner Kusinen schickte mir einmal eine Ansichtskarte von Mårbacka, aber ich konnte es gar nicht wiedererkennen. Verwilderte Hecken, das Dach der Veranda verschwunden, etwas Wüstes, Ungepflegtes über dem Ganzen. War das die Stätte, wo wir uns früher einmal so wohl gefühlt hatten, wo uns Behagen und Traulichkeit empfing, sowie wir nur an dem alten Ahorn vorbei waren, der die Einfahrt bewachte?

Die arme Karte flößte mir heftigen Unwillen ein, ich hätte sie am liebsten in Stücke gerissen. Aber was hätte das genützt? Die Karte gehörte zu einer Ansichtskartenserie der Herrenhöfe in Gösta Berling und war schon in Tausenden Exemplaren verkauft. Rings im ganzen Lande glaubte man also, daß mein Heim wie das auf der Ansichtskarte ausgesehen hatte, ebenso unbehaglich und armselig. Da war nichts zu machen.

Aber bald bemächtigten sich meiner andere Gefühle. Wieviel hatte ich doch diesem ärmlichen Hause zu danken! Es blickte mich fragend und vorwurfsvoll an: „Was wärest du ohne mich? Warum kommst du nicht und nimmst dich meiner an, jetzt, da ich deiner bedarf?" flüsterte es mir zu.

Aber was war zu machen? Selbst wenn ich den allerbesten Willen gehabt hätte, so hatte ich doch nicht die Macht oder die Fähigkeit. Es blieb nichts anderes übrig, als den Gedanken an Mårbacka wegzuschieben.

Es gelang mir auch, lange Zeit mir einzubilden, daß ich ganz aufgehört hatte, daran zu denken. Aber in der einen oder anderen Weise wußte es sich in Erinnerung zu bringen. Ich entsinne mich zum Beispiel eines schönen Frühlingstags in Rom. Meine Reisegefährtin und ich waren mit dem Zug nach Frascati gefahren und hatten dort einen Wagen genommen, um die schönen Anhöhen hinanzufahren. Ich hatte alle Herrlichkeit des Südens um mich und dachte sicherlich nicht an mein altes Heim in Värmland; aber wie wir so tiefer zwischen die Berge und Hügel hineinkamen, spürte ich eine seltsame Unruhe. Die Luft war kühl und dünn geworden, am Straßenrand lag ein grauweißer Fleck, der einmal ein Schneehaufen gewesen sein mußte; über den Waldboden neben uns sickerten kleine Bächlein, und ganz plötzlich sah ich einige Erlenbüsche mit ihren schwarzen Zapfen vor mir. Ich war ganz verwirrt. Ich fuhr ja über die Landstraße südlich von Mårbacka, ich war nur ein kleines Stückchen von meinem Heim entfernt! Im nächsten Augenblick war ich wieder ich selbst, aber ich hatte das Gefühl, daß all das andere, was ich hier unten gesehen hatte, die ganze Campagna, ganz Rom, ganz Italien, für mich nicht soviel Wert hatte wie das kleine Erlengehölz, das mir dieses Gefühl gegeben hatte, daheim zu sein, wieder ein sorgloses Kind zu sein.

Aber natürlich fuhr ich deshalb nicht sofort heim nach Schweden und kaufte Mårbacka zurück. Da mußte noch anderes und mehr dazu kommen. Dies war nur etwas gewesen, das mir sagte, ich dürfe nicht zu fest darauf bauen, daß meine Sehnsucht erloschen sei. Sie lebte schon, wenn sie sich auch verborgen halten mußte.

Ein anderes Mal saß ich in einem Eisenbahnwagen und sah, wie eine Dame einen klaren Astrachanapfel aus ihrer Reisetasche nahm. Es war ein ungewöhnlich großer, prächtiger Apfel und völlig durchsichtig. Es schien mir, daß ich noch nie eine so herrliche Frucht gesehen hatte, seit ich ein Kind war. Und im nächsten Augenblick

war ich wieder daheim und lief an dem kühlen Septembermorgen im Garten herum, um Früchte unter den Bäumen zu suchen. Ich spürte auf der Zunge den Geschmack der taufrischen, sonnengesättigten Astrachanäpfel, und ich sagte zu mir selbst, so gehe es nicht weiter. Ich müßte es doch so einrichten, daß ich Mårbacka wieder erwerben und von seinen Äpfeln essen könnte.

Was mich am meisten beunruhigte, war, wenn ich von jemand hörte, der wirklich zurückgekehrt war. So erzählte man mir eine Geschichte von einem Eisenwerk, das irgendwo in einem entlegenen Winkel von Värmland gelegen sein sollte. Früher war es in Betrieb gewesen, nun war die Hütte und die Schmiede schon längst aufgelassen, aber es war darum nicht in Verfall geraten. Man hatte dort eine Sägemühle und eine Holzmassefabrik in Betrieb gesetzt, und sie rentierte sich gut. Das Wohnhaus stand noch, gut erhalten, der Garten war besser gepflegt denn je, Wald und Feld wurden in sorgsamster Weise bestellt.

Aber natürlich war es nicht die alte Gutsbesitzerfamilie, sie, die das Eisenwerk angelegt, das Herrenhaus erbaut und dort in Arbeitsfreude und Gastfreundschaft gelebt hatte, der der Besitz jetzt gehörte. Jetzt war es eine Aktiengesellschaft, und das Werk wurde von einem Direktor geführt. Die früheren Besitzer waren in andere Teile des Landes gezogen, sie hatten nichts mehr mit Värmland zu tun.

Nur ein Mitglied der alten Familie war doch in die heimatliche Gegend zurückgekehrt. Ein armes einsames altes Fräulein hatte sich in einem Örtchen in der Nähe des Werkes niedergelassen. Aber es hieß, daß sie nie so nahe heranging, daß sie es überhaupt sehen konnte. Sie war in das Land ihrer Erinnerungen zurückgekehrt, aber sie wollte die störende Gegenwart nicht sehen.

Als ich dies hörte, wurde mir ängstlich zumute, ich schämte mich beinahe. Diese alte Gutsbesitzerstochter hatte eine stärkere Liebe für ihr Heim als ich. Sie war mit ihm noch durch stärkere Fäden verknüpft als ich, und doch konnte sie keine so große Dankbarkeitsschuld gegen ihr Heim haben, wie ich gegen das meine.

Einmal — ich glaube, es war im Jahre 1906 um die

Weihnachtszeit — bekam ich einen Brief vom Gutsbesitzer Ernst Chöler, der auf Gardsjö in Oestra Ämtervik, einem Nachbargut von Mårbacka, wohnte. Er fragte, ob ich denn wirklich gar nicht daran dächte, in das Heim meiner Kindheit zurückzukehren. Das Gut war jetzt im Besitz von zwei Bauern, prächtigen, tüchtigen und recht wohlhabenden Leuten, aber sie zahlten ihrer Ansicht nach bei dem Betrieb drauf und waren darum geneigt, es zu billigem Preise zu verkaufen. Es schien ihm ganz unmöglich, daß ich, die ich so viel Schönes über Värmland geschrieben hatte, mich nicht nach der Heimat zurücksehnen sollte.

Als ich dies las, dachte ich an meinen alten Vater. Wie oft hatte ich ihn nicht sagen hören, daß die einzige Möglichkeit für den, der ein Gut in Värmland bewirtschaften wollte, die war, als Bauer zu leben: selbst zusammen mit Weib und Kind seinen Hof zu bestellen und von dessen Erzeugnissen zu leben, das war die einzige Art und Weise. Aber hier zeigte es sich, daß zwei Bauern, tüchtige, arbeitsame Leute, sich auf Mårbacka nicht hatten halten können. Keinen Augenblick war ich im Zweifel, welche Antwort ich geben mußte. Aber bevor ich sie abschickte, erzählte ich doch den beiden alten Mårbackaern, meiner Mutter und meiner Tante, von dem Angebot, das man mir gemacht hatte.

Sie nahmen die Sache in höchst überraschender Weise auf. Sie erschraken und waren ganz aufgeregt.

„Du wirst dir doch nicht einfallen lassen, Mårbacka zurückzukaufen?" riefen sie. „Du wirst dich doch von Chöler nicht ins Unglück stürzen lassen?"

Sie boten ihre ganze Überredungskraft auf, um mich abzuhalten, Mårbacka zu kaufen. Selten hatte ich sie so eifrig und so einig gesehen.

Sie begannen alles mögliche aufzuzählen, was unangenehm und schwierig gewesen war, sie erinnerten an kalte Dachböden und Vorräume, an den weiten Weg zur Speisekammer. Es war ja entsetzlich, wie unbequem alles gewesen war. Die Milchkammer an einem Ende, der Kartoffelkeller am anderen. Und denk' nur an das Wasser, das man aus dem Brunnen holen und in großen Eimern in die Küche tragen mußte! Denk an die vielen

Dienstmädchen und Knechte, denk nur, wie man den Leuten schön tun mußte, damit man das Holz gehackt bekam, und wie naß es dann meistens war!

Ich hörte mit dem größten Staunen zu. Meine Tante hatte die vorteilhaftesten Stellungen abgelehnt und ein paar Heiratsanträge ausgeschlagen, um daheim bleiben zu können. Meine Mutter hatte eine Zeitlang kein anderes Sinnen und Trachten gehabt, als Mårbacka zu behalten.

„Du wirst dich nicht erinnern, wie arg es war," sagte meine Tante. „Wenn du an einem Wintermorgen auf dem kalten Steinboden im Bräuhaus gestanden und Weihnachtsbier gebraut hättest, möchtest du wohl auch nicht zurück."

„Weißt du nicht mehr, wie die Wäscherinnen im Freien stehen und die Wäsche spülen mußten? Wenn sie abends heimkamen, waren die Röcke so starr von Eis, daß sie ganz von selber standen. Nein, liebes Kind, schlag dir Mårbacka aus dem Kopf!"

Sie hielten mir vor, wie bequem und schön wir es in Falun hatten. Licht, wenn man nur einen Schalter aufdrehte, Telephon, Wasserleitung, Parkettböden. Hatte ich schon das furchtbare Scheuern und den Scheuerdunst vergessen?

Ich hätte ihnen gleich sagen können, daß sie sich unnötigerweise beunruhigten. Aber ich war ganz verdutzt, von dieser Seite auf so resoluten Widerstand zu stoßen. Aber dann mußte ich daran denken, daß meine Tante zweiundachtzig Jahre war und meine Mutter neunundsiebzig. Es war nicht zu verlangen, daß sie sich danach sehnen sollten, zu übersiedeln und ihren Wohnort zu wechseln, selbst wenn es sich um ein viel behaglicheres Heim als Mårbacka gehandelt hätte.

Ich schrieb an den Gutsbesitzer Ehöler, daß ich nicht in der Lage sei, ein Landgut zu kaufen, und ich tat etwas noch Entscheidenderes. Ich erwarb ein eigenes Heim an der Peripherie von Falun. Es war keine große Sache. Ein altes, enges Haus und ein schöner Garten mit Blumen, prächtigen alten Bäumen, Einsamkeit und Ruhe. Ich fühlte leise Gewissensbisse, als ich den Kauf abschloß, aber ich wollte nicht länger in einer steingepflaster-

ten Straße wohnen, und an Mårbacka zu denken, war ja für mich in jeder Weise unmöglich.

Gerade um diese Zeit hörte ich einen Vortragenden, der von Värmland erzählte. Er war selbst Värmländer, und ich glaube ja nicht, daß es seine Absicht war, aber er sprach ganz unwillkürlich in demselben Sinne wie meine beiden Alten.

Er sprach von der abseitigen Lage, der spärlichen Bevölkerung, den schlechten, holprigen Straßen, dem kargen Erdreich, dem harten Klima mit seinen kurzen Sommern und frühen Nachtfrösten. Er erinnerte daran, wie oft die arme Grenzlandschaft feindlichen Überfällen ausgesetzt war. Er schilderte Mißerntejahre und Epidemien.

Doch diese arme entlegene Landschaft hatte auch ihre große Zeit gehabt. In ihrem östlichen Teil entdeckte man reiche Eisengruben. Erz wurde massenhaft gefördert, Schmelzhütten errichtet; für eine ganze Bevölkerung, Bergleute, war das Eisen die hauptsächlichste Erwerbsquelle. Reichtümer begannen hier östlich in „Bergslagen" zu entstehen, und ansehnliche Höfe wurden erbaut.

Das Produkt, das durch das Schmelzen des Erzes erzielt wird, das Roheisen, eignete sich jedoch nicht zum Schmiedeeisen. Das Roheisen muß umgeschmolzen und daraus Stabeisen gemacht werden, das dann zu Nägeln, Angeln und andern Gerätschaften verarbeitet wird. Zu diesem Behufe wurden eine Menge Stabeisenwerke angelegt, nicht nur in dem eigentlichen Bergslagen, sondern in ganz Värmland. Wo immer es einen Strom gab, stark genug, um einen Eisenhammer zu treiben, und einen Wald, der Holzkohle für die Schmelzöfen liefern konnte, da wurde ein Werk angelegt. Diese Werke baute man wohl am liebsten in bevölkerten Gegenden, aber man scheute auch nicht davor zurück, sie hoch oben im Norden oder ganz an der norwegischen Grenze zu bauen. „Jeder Hammerschlag ist einen Dukaten wert," hieß es dazumal, und man rechnete auf guten Verdienst, wenn auch das Roheisen viele Tagesreisen weit verfrachtet werden mußte, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen, und das fertige Stabeisen ebenfalls, um eine Hafenstadt zu erreichen.

Damit kam Leben in die Landschaft. Jeder Mann, der

sich ein Pferd verschaffen konnte, übernahm die Beförderung des Roheisens; jeder Bauer, der ein Stückchen Wald hatte, verkaufte Kohle an das nächstgelegene Werk. Die Herrenhöfe hatten Absatz für Heu und Hafer, Butter und Käse. Zimmerleute und Tischler bauten Werkstätten und Herrenhöfe. Da die Eisenwerke überall in der Landschaft verstreut waren, verbreitete sich auch der Wohlstand nach allen Seiten. Man baute große prächtige Pfarrhöfe, man renovierte seine Kirchen. Auch bei Taglöhnern und Kleinhäuslern ließ die Not nach.

Geschäftsleute kamen herauf, um Eisen zu kaufen, um Geld in Eisenwerke und Wälder zu stecken. Hier waren vor allem im Sommer die reichen gastfreundlichen Landgüter mit Lust und Leben erfüllt. Man vergnügte sich mit Musik und Literatur, mit Spiel und Tanz. Und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sah das übrige Schweden mit Staunen aus den Urwäldern Värmlands Dichter, Historiker, Erfinder und Künstler hervortreten.

Damals nannte man in der Dichtung Värmland „die Krone unter den Ländern des Svereichs".

Aber, fuhr der Vortragende fort, andere Zeiten kamen. Die vielen kleinen Eisenwerke stellten sich zu kostspielig, sie mußten untergehen. Aber gerade, weil sie in der ganzen Provinz zerstreut waren, entstand, als sie verschwanden, allgemeine Not. Nicht nur die Herrenleute verließen ihren Heimatsort, auch die Bauernklasse machte sich auf, um nach Amerika auszuwandern. Das Land fing an zu veröden. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß die Kirchspiele ein Drittel ihrer Bevölkerung einbüßten.

Man hatte gehofft, daß die Värmländer, als die Eisenproduktion einging, sich mit größerem Eifer der Landwirtschaft und Viehzucht zuwenden würden, und so kam es auch. Aber der Vortragende meinte, daß die Landwirtschaft in Värmland nicht einträglich gemacht werden könne. Das Erdreich ist zu mager und der Sommer zu kurz. Was man für die eigene Wirtschaft braucht, das gibt er ja her, aber im Großen gesehen, müsse man sich in Värmland der Forstwirtschaft und Industrie zuwenden.

Dies war auch geschehen. Nach den schweren Nieder-

gangsjahren war Värmland von neuem aufgeblüht. Im westlichen Teil der Landschaft hatte man am eifrigsten Sägewerke und Holzmassefabriken errichtet, im östlichen Teil hatte man gewaltige, zeitgemäße Eisenwerke und Fabriken angelegt. Wieder herrschte dort unten Leben und Tätigkeit. Große Arbeitergemeinwesen wuchsen heran, farbenfreudig und schmuck. Nur in den reinen Ackerbaugegenden könne man jetzt von Stillstand, ja von Niedergang sprechen.

Ja, das hörte sich freilich gut für jemand an, der es sich aus dem Sinn geschlagen hatte, ein Gut zurückzukaufen, das gerade in einer solchen reinen Ackerbaugegend lag. Aber vielleicht hatte es doch nicht die richtige Wirkung. Vielleicht reizte der Vortrag mehr an, als er abschreckte.

Wie dem auch sein mag, es läßt sich schwer sagen, wie alles gekommen wäre, wenn meine alte Tante sich nicht Ostern 1907 zum Sterben hingelegt hätte. Da war es mir sofort klar, daß man sie unmöglich anderswo bestatten konnte als in dem alten Familiengrab auf dem Östra Ämterviker Friedhof. Und so kam es, daß ich Mårbacka wiedersah.

Sie hatte keinen diesbezüglichen Wunsch ausgesprochen. Seit die Krankheit eine ernste Wendung genommen hatte, lag sie ohne Bewußtsein da, aber es war kein Zweifel, daß sie heimkehren wollte. Während ich in dem stillen Krankenzimmer an ihrem Bett gesessen hatte, waren ihre stummen Gedanken in meine Seele geglitten. Sie lag da und träumte von dem Kindheitsheim, wo sie jeden Stein liebte, und sie trauerte darum. All das, was sie gesagt hatte, daß sie nicht zurück wollte, das war nur die feige Weisheit des Alters gewesen. Nun fühlte sie wieder den Zusammenhang mit dem Hof, auf dem sie aufgewachsen war. Sie, die so alt war, hatte nicht die Kraft, ihm wieder auf die Beine zu helfen, aber sie konnte sich hinlegen und für ihn sterben.

Sooft ich mit der Sterbenden allein war, kam derselbe Eindruck wieder. „Ich weiß, was ich tue,“ so vernahm ich ihre Gedanken. „Es wird etwas geschehen, es liegt ein Sinn darin, daß ich fortgehe.“

Als sie auf der Bahre lag, war die Achtzigjährige

schön, wie sie in ihren Jugendtagen gewesen. Aber es lag dabei über den Zügen eine seltsame stolze Freude, wie bei jemand, der aus einem schweren Kampf siegreich hervorgegangen ist.

Nie werde ich erfahren, ob auch nur ein Schatten von Wahrheit in dem lag, was ich zu vernehmen glaubte, aber sicher ist, daß ich das Gefühl hatte, in voller Übereinstimmung mit dem Willen der Toten zu handeln, als ich in aller Eile Anordnungen dafür traf, daß ihr Sarg nach Östra Ämtervik übergeführt und dort begraben wurde.

Es war ein sonderbarer Frühling in diesem Jahr. Zu Ostern und vorher war es warm und sonnig gewesen, richtiges Sommerwetter. Der Schnee war geschmolzen, und das Wasser lag eisfrei. Aber sowie Ostern vorüber war, setzte eine kalte, windige, regnerische Zeit ein, die bis in den Mai hinein währte. Als wir, meine Schwester und ich, Samstag nach Ostern aus Falun abreisten, um dem Begräbnis unserer Tante in Östra Ämtervik beizuwohnen, kamen wir in das schlechte Wetter hinein. Den ersten Tag fuhren wir mit der Eisenbahn nach Kils, und im Zuge konnte uns der Regen und der Wind nichts anhaben, aber am nächsten Tag sollten wir im Wagen nach Östra Ämtervik weiterfahren.

Es wurde eine eigentümliche Reise. Wir waren nichts weniger als froh gestimmt, als wir die Fahrt in der frühen Morgenstunde antraten. Wir hatten ein trauriges Vorhaben, das Wetter war so schlecht wie nur möglich, und der Weg, den wir fahren sollten, war die schmale holprige Ämtervikstraße, die zu allen Zeiten der Schrecken der Reisenden war. Nun war sie nach der Schneeschmelze ganz aufgelöst, stellenweise glatt vom Eis, so daß sie noch gefährlicher zu befahren war als gewöhnlich. Weder in unserem Innern noch rings um uns war irgend etwas ermunternd, aber als wir die Fahrt angetreten hatten, als die Wagenräder über die glatten Steine des Sunnegardberges glitschten und die Straße sich in den unerwartetsten Biegungen hin- und herwand, begannen wir leise zu lachen. Wir fanden es lustig, daß alles ganz so verblieben war wie früher einmal. Wir erinnerten uns gegenseitig an die Ausflüge, die wir einstmals hier ge-

23 *

macht hatten. Alte Kutscher, Pferde und Fuhrwerke tauchten aus der Erinnerung auf. Wir kamen förmlich in gute Laune. Wir hatten eine lange Krankheitszeit in Falun hinter uns, und seit Monaten war uns nicht so leicht ums Herz gewesen.

Mit der Zeit kamen wir in den Gasthof von Gunnarsby. Wir waren diesen Weg seit dreißig Jahren oder länger nicht gefahren, aber wir erkannten den Gasthof und die ganze Umgebung deutlich. Und was noch merkwürdiger war: die Leute dort erkannten uns. Man begann von Leutnant Lagerlöf zu sprechen, man fragte nach unseren Brüdern Daniel und Johann, die auf den Fahrten von und nach Karlstadt so oft in dem Gasthof eingekehrt waren, und man wollte gerne wissen, wie es ihnen in der Welt ergangen war.

Man freute sich mit einem Wort über uns, und die am längsten im Hause waren, kamen herein, um zu plaudern. Ich kann nicht leugnen, daß dieser Empfang uns glücklich, beinahe stolz machte. Man hatte uns also an diesem Ort, an dem im Laufe der Jahre so viele Leute vorbeigezogen waren, nicht vergessen. Wir und die Unseren hatten ein gutes Andenken hinterlassen.

Als wir uns wieder in den Wagen setzten, waren wir angeregt und sahen dem, was uns bevorstand, mit besseren Erwartungen entgegen. Alles mögliche, das aus unserem Leben ausgelöscht zu sein schien, blühte wieder auf. Wie würde es dort drüben in Östra Ämtervik aussehen? Würde es unverändert sein? Alle, die wir von früher her kannten, waren natürlich alt geworden wie wir selbst. Würden wir sie erkennen? Würden wir überhaupt jemand treffen?

Der Tag war ein Sonntag, und es war unsere Absicht gewesen, gegen ein Uhr in die Östra Ämterviker Kirche zu kommen, wenn der Gottesdienst zu Ende war, so daß die Beerdigung gleich nachher stattfinden konnte. Aber bei dem schlechten Zustand der Straße würden wir uns wohl bedeutend verspäten. Wir würden erst hinkommen, wenn die Kirchenbesucher sich schon entfernt hatten.

Soviel ich mich erinnere, regnete es noch eine gute Weile weiter. Ab und zu sahen wir ein Stückchen des Frykensees, aber er lag grau und düster da. Und grau

und düster lag die Landschaft rings um uns. Es war ja die häßlichste Zeit des Jahres. Die Erde war graubraun von welkem Gras. Selbst die kleinen Flecken mit Herbstroggen waren noch grau und winterlich düster.

Auf einmal hörte jedoch der Regen auf. Gleichzeitig rollte der Wagen einen abschüssigen Hang hinunter, und die Aussicht gegen Norden öffnete sich. Wir sahen wie auf einem Bild das ganze Kirchspiel Östra Ämtervik am Ufer des langen Sees. Wir sahen die Kirche auf ihrer Anhöhe, das kleine Dörfchen zu ihren Füßen, die tiefe Bucht, das waldumkränzte Pfarrhaus auf einer Landzunge, den langen Talkessel in seinem Rahmen von weichgerundeten Hügeln. Der Blick eilte über den Frykensee nach Västra Ämtervik, wo die Kirche weiß gegen die dunkle Fryksdalhöhe stand, und suchte in dem blauenden Nebel im Norden die Konturen der Berge rings um die weite Sunneebene.

„Sieh, sieh, das hier ist Östra Ämtervik," riefen wir in hellstem Entzücken. „Ist das schön! Selbst an einem solchen Tag wie heute ist es schön. Hast du geglaubt, daß es so herrlich ist?"

Meine Schwester beugte sich aus dem Wagen, um besser zu sehen. Im nächsten Augenblick rief sie: „Siehst du die Flaggen? Siehst du, daß geflaggt ist?"

Ja wirklich, im Pfarrhaus, beim Schullehrer, beim Postmeister, beim Kaufmann und an noch ein paar Stellen war auf Halbmast geflaggt.

Wir waren bewegt, die Tränen kamen uns in die Augen. „Das wird die Tante Lovisa freuen," dachten wir.

Ein paar Minuten später waren wir bei den Freunden, die uns beherbergen sollten. Und wer stand da auf der Treppe, wenn nicht unser altes Kindermädchen, die Kinder-Maja, und knickste und hieß uns willkommen.

Es war so gekommen, wie wir erwartet hatten. Wir hatten uns um ein paar Stunden verspätet. Aber darum waren die Kirchenbesucher doch nicht weggegangen. Wie wir nun zum Kirchenhügel kamen, sahen wir, daß der Platz vor der Kirche ganz schwarz von Menschen war.

Ja, wahrlich, das alte Fräulein Lovisa fand einen guten Empfang, als sie in die Heimat zurückkehrte. Der Sarg wurde in die Kirche getragen und vor dem Altar nieder-

gestellt. Zwei Stabträger schritten voran, und so viele Leute gingen mit in der Prozession, daß alle Bänke besetzt wurden. Alle, die sie gesehen und gekannt hatten, waren da, um sie wieder willkommen zu heißen und viele andere noch dazu. Es war keine Blumenzeit, aber ich sah doch viele Sträußchen aus Fuchsien, Kallas und Pelargonien. Da hatten die lieben Fenstertöpfe ihre Blumen und Blätter hergeben müssen.

Der Pfarrer bestieg die Kanzel und hielt eine lange Todesbetrachtung. Schließlich sprach er noch einige Worte über sie, die zurückgekommen war, und über die Familie, der sie angehörte.

Wir Schwestern nickten einander zu und lächelten. „Die alte Tante Lovisa ist sicherlich mit all dem zufrieden,“ dachten wir wiederum.

Die ganze Zeit waren wir in derselben seltsamen Gemütsstimmung. In einem Augenblick weinten wir, daß unsere alte Freundin von Kindheit auf für immer von uns geschieden war, im nächsten lächelten wir bei dem Anblick irgendeines alten Bekannten. Während wir dem Prediger zuhörten, dachten wir daran, daß die Kirche frisch gemalt war, daß die Orgel ebenso brauste und brüllte wie damals, und daß sie von demselben Organisten gespielt wurde wie vor dreißig Jahren.

Viele Gesichter hatten sich in den vergangenen Jahren verändert und waren nicht so leicht auf den ersten Blick wiederzuerkennen. Aber so allmählich klärte sich die Erinnerung. War das nicht ein Tagelöhner, der während unserer ganzen Kindheit in Mårbacka gearbeitet hatte, und war diese schöne alte Frau nicht bei uns Hausmädchen gewesen? Dort drüben saß der Kaufmann aus Högberg und der Kirchenbote aus Prästbol, und diesen langen Kerl hatten wir auf der Schulbank im Östanbyrer Schulhaus gesehen.

Aber es lag durchaus nichts Kränkendes für die Verstorbene darin, daß wir so ergriffen und erfreut waren, wieder in der Heimat zu sein und ihre Menschen um uns zu sehen. Wir wußten, daß das gerade das war, was sie gewollt hatte. Es war ihr letzter Wille, der in Erfüllung ging.

Als der Sarg ins Grab gesenkt war, war unsere Auf-

gabe beendet, und wir hätten nach Falun zurückkehren können. Aber wir sagten uns, daß wir nicht abreisen wollten, ohne Mårbacka gesehen zu haben. Und so blieben wir über den nächsten Tag, um unser altes Heim besuchen zu können.

Auch an diesem Tage war es kühl und regnerisch. Da war kein Sonnenschein, der vergolden und verschönern konnte. Wir hatten wohl ein wenig Angst, wie wir Mårbacka finden würden. Dort sieht man nichts von der stolzen Aussicht über den Frykensee, nichts von dem reichen Landschaftsbild, das der Gegend rings um die Kirche im Sommer wie im Winter Schönheit verleiht.

Ich glaube nicht, daß wir auf der Hinfahrt viele Worte wechselten. Wir dachten wohl daran, wie wir getrauert hatten, als wir das Kindheitsheim verloren. Wir fürchteten, daß dieser Schmerz von neuem hervorbrechen würde.

Aber als wir am Vilarstein vorbeifuhren, der am Rand des Weges liegt, da, wo er auf den Boden von Mårbacka einbiegt, und sahen, daß er noch dalag, stießen wir einen Seufzer der Erleichterung aus. Eine Last war uns vom Herzen gefallen. Wir hätten es als ein großes Unrecht empfunden, wenn man den Stein fortgenommen hätte.

Wir sahen auch, daß die Birken, die auf der einen Seite des Weges vom Vilarstein bis zum Herrenhof wuchsen und die von unserem Großvater gepflanzt worden waren, noch standen, und das bereitete uns neuerliche Befriedigung.

Ich glaube mich zu erinnern, daß wir, sowie wir nur auf dem Boden von Mårbacka standen, ganz und gar das Gefühl verloren, daß dies jetzt fremden Menschen gehörte. Wir fühlten, daß wir die rechten Besitzer waren. Unsere Vorväter hatten hier gewohnt, hier gebaut, hier Boden urbar gemacht. Die Stätte war unser Erbteil, das man uns nicht rauben konnte. Wir fühlten, wie jemand fühlt, der auf einer langen Reise war. Wir blickten fragend umher, um zu sehen, ob das Heim während unserer langen Abwesenheit gelitten hatte.

Eigentlich glaube ich, es war ganz gut, daß wir Mårbacka an solch einem unfreundlichen Frühlingstag wiedersahen. Wären wir an einem schönen Sommertage hingekommen, es hätte uns gekränkt, daß Tante

Lovisas Blumen nicht mehr von den Beeten strahlten. Wir hätten uns noch über vieles andere gekränkt, aber so im Frühjahr kann man ja keine so großen Ansprüche stellen. Die Felder müssen ja nackt daliegen, das ist nun einmal im Frühling so. Man macht sich nichts daraus, daß die Kieswege überwuchert sind, der Rasen ungepflegt und die Sträucher verkümmert. Alles wäre ja doch auf jeden Fall grau und dürr gewesen.

Wir wundern uns ein bißchen, daß das Wohnhaus so klein aussieht und die Zimmer so niedrig sind. Wir ärgern uns über dies und jenes, das besser gehalten sein sollte. Wir können von dem Gefühl nicht los, daß all das uns gehört und daß wir ein Recht haben, zu sagen, wie alles hier geordnet werden soll. In einem der Zimmer hängen noch Tapeten, die wir beide für unser eigenes, erspartes Geld gekauft und mit eigenen Händen angekleistert haben. Ein solcher Ort muß doch wohl uns gehören.

Wir waren gar nicht so besonders erschüttert durch die Veränderungen und den Verfall. Auch fühlten wir uns nicht in unsere frohe Jugendzeit zurückversetzt. Unser stärkstes Gefühl war dies, daß das Haus unser Eigentum war, und daß es gegen alle gute Ordnung verstieß, daß es sich im Besitz fremder Personen befand.

Bevor ich aus Mårbacka abreiste, wurde es mir noch einmal von einem Agenten angeboten, aber ich sagte wiederum nein, ich konnte nicht.

Doch als wir von dort fortfuhren, sprach ich unterwegs mit meiner Schwester über einen Plan, der auf der Reise in meinem Kopfe zu reifen begonnen hatte. „Wenn jemand anders den Grund und Boden kaufen wollte," sagte ich, „und ich nur das Wohnhaus und den Garten zu kaufen brauchte, das würde ich möglicherweise wagen. Ich könnte dann im Sommer herziehen und hier wohnen."

Und so wurde es auch für den Anfang eingerichtet.

Die alte Tante Lovisa war sicher zufrieden, wie sie da in ihrem Grab neben Vater und Mutter und Geschwistern schlummerte, mit den kleinen Sträußchen der Dorfbewohner auf dem Sargdeckel. Sie wußte wohl, wenn ich einmal nach Mårbacka zurückgekehrt war, würde ich es nie wieder verlassen können.

Sophie Adlersparre

Es war im Jahre 1886 an einem dunklen Herbstabend in Landskrona, nur einige Wochen vor Weihnachten. Ich saß in meinem Zimmer bei der angezündeten Lampe, eifrig damit beschäftigt, die schwedischen Aufsätze meiner Schulmädchen zu prüfen, als ich hörte, wie der Postbote die Treppe heraufkam und Briefe in den Kasten warf. Da ich wußte, daß ich allein zu Hause war, eilte ich in das Vorzimmer, um sie hereinzuholen. Einer der Briefe war an mich: ein großes Konvolut mit dem Poststempel Stockholm. Ich riß es auf und setzte mich hin, um zu lesen.

Als ich ein paar Zeilen gelesen hatte, begannen meine Hände zu zittern, und die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Ich sah von dem Brief auf, um zur Ruhe zu kommen, und meine Blicke fielen auf die blauen Aufsatzhefte, die über den Tisch ausgebreitet lagen. Ich sammelte sie zu einem Haufen und schob sie so weit weg als möglich. Dann setzte ich mich wieder hin, um den Brief zu lesen.

Ich war seit anderthalb Jahren Lehrerin an der Landskronaer Mädchenschule, und, um die Wahrheit zu sagen, fehlte mir gar nichts. Ich interessierte mich für meine Arbeit, ich stand in den besten Beziehungen zu der Vorsteherin und meinen Kollegen. Ich fühlte mich in dem kleinen Städtchen an dem schönen Sund wohl; und in der Familie, bei der ich in Pension war, wurde ich wie das Kind im Hause behandelt.

Was mich hinderte, ganz glücklich zu sein, war eine innere angstvolle Sehnsucht, die mir keine Ruhe ließ. Es war etwas in mir, das aufreizte und mahnte und mir verbot, ruhig auf dem sicheren Platz im Leben zu bleiben, zu dem ich gelangt war.

Seit meinem siebenten Jahr hatte ich davon geträumt, Schriftstellerin zu werden; seit meinem fünfzehnten hatte

ich Verse geschrieben und gehofft, daß ich mich zu einer großen Dichterin entwickeln würde. Aber all dies hatte zu keinem Resultat geführt. An jenem Abend in Landskrona, kurz nachdem ich in mein neunundzwanzigstes Jahr getreten war, stand ich ebenso weit vom Ziele wie nur je — ja, es erschien mir beinahe noch ferner als in den vorhergehenden Jahren.

Bisher, sowohl als ich zu Hause auf dem Lande die Lehrerin meiner jüngeren Geschwister war, wie auch später in meinen Seminarjahren war es mir leicht gefallen, meine Gedanken in Reime zu bringen. Ich hatte am liebsten Sonette geschrieben, und ich hatte ein solch kleines Gedicht in ganz kurzer Zeit, die dem Lernen abgestohlen war, zustande bringen können. Ich wagte freilich nicht zu glauben, daß meine Sonette vollendet wären, aber sie waren mir wenigstens ohne Mühe, gleichsam ohne mein eigenes Hinzutun, aus der Feder geflossen. Sie zu schaffen, hatte meine müden Sinne belebt und war meine liebste Zerstreuung gewesen.

Ich hatte zu jener Zeit keine strengen Anforderungen an mich selbst gestellt, sondern die ganze Schriftstellerei als ein fröhliches Spiel betrachtet. Hingegen hatte ich mit aller Sicherheit erwartet, daß, wenn ich das Seminar hinter mir hatte und freier über meine Zeit verfügen konnte, auch der rechte Moment für eine reiche und vollwertige literarische Tätigkeit gekommen sein würde.

Doch dies war leider durchaus nicht der Fall gewesen. Mit dem Dichten ging es vielmehr nun mühsam und schwer. Jetzt brauchte ich mehrere Tage, ja eine ganze Woche, um ein Sonett zu schreiben. Schon vor mehreren Jahren war mir die Idee gekommen, von den alten Värmländer Kavalieren zu schreiben. Auch dieses Buch wollte ich in Versen schreiben, aber die Arbeit stand hoffnungslos still.

Diese Langsamkeit, diese Ungewandtheit machte es, daß ich an meinen Fähigkeiten zu zweifeln begann. Die Lust, Schriftstellerin zu werden, war noch immer da, aber es war ja nicht ausgeschlossen, daß sie mich irreführte.

Was mich in diesen Landskronaer Tagen interessierte, das waren die vielen sozialen Fragen, die die Zeit bewegten. Alles, was den Unterricht, den Frieden, die Ab-

stinenz, die Frauenfrage, die Armenpflege betraf, fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich dachte daran, mich ganz dem Lehrerinnenberuf zu widmen und alle meine Kraft darauf zu konzentrieren, eine Musterschule zu schaffen, in der alle Mängel des jetzigen pädagogischen Systems behoben sein sollten.

Dies schien mir freilich ein Verrat an meinem früheren Leben, das von dem einzigen Wunsch beseelt gewesen war, zu schreiben. Aber was konnte ich sonst anfangen, wenn meine Begabung nun meinen Erwartungen nicht zu entsprechen schien?

In diesem Herbst, gerade als diese Gedanken der Mutlosigkeit am mächtigsten gewesen waren, hatte ich eine kleine Mitteilung von der Baronin Adlersparre bekommen, der Führerin der schwedischen Frauenbewegung, der Herausgeberin der Zeitschrift „Dagny". Sie hatte mich mit einigen kurzen Zeilen benachrichtigt, daß eine meiner Seminarkolleginnen, Frau Gurli Linder, ihr vier meiner Sonette gezeigt hätte, und sie bat mich, sie noch einige andere sehen zu lassen, bevor sie sich entschlösse, sie in „Dagny" zu bringen.

So gerührt ich auch über Gurli Linders Absicht gewesen war, mir zu ein bißchen Publizität zu verhelfen, war mir dieser Brief doch nicht sehr ermunternd vorgekommen. Er war in recht kühlem Ton gehalten; und obwohl ich natürlich sofort eine Ladung Sonette nach Stockholm geschickt hatte, hatte ich mich doch wohl gehütet, mich in irgendwelche Hoffnungen einzuwiegen. Eine Woche nach der anderen war auch verstrichen, ohne daß irgendeine Antwort gekommen wäre.

Nun endlich lag sie hier vor meinen Augen. Und sie war so gut, daß sie mir als ein reines Wunder erschien. Esselde Adlersparre schrieb, sie habe die Sonette von einem hochgeschätzten Kenner durchsehen lassen, und er habe gefunden, daß viele von ihnen den Forderungen entsprächen, die man an ein gutes Sonett stellen könnte. Sie wären pittoresk, sie wären scharfsinnig und überraschend, und sie glichen kleinen, wohlgeformten und leuchtenden Geschmeiden. Sie wollte sie also in „Dagny" bringen, die ersten vier sollten schon im nächsten Heft erscheinen.

Ferner fragte sie, ob ich nichts anderes geschrieben hätte, und schließlich sprach sie den Wunsch aus, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, und lud mich ein, zu Weihnachten nach Stockholm zu kommen und in ihrem Hause zu wohnen.

Als ich diese bedeutungsvollen Zeilen zwei-, dreimal durchgelesen hatte, löschte ich die Lampe und schmiegte mich in die Sofaecke, um mir einmal ums andere zu wiederholen, daß meine Sonette gedruckt werden würden, daß ich „pittoresk" schriebe, und daß ich sicherlich zum Schluß doch Schriftstellerin werden würde.

Mitten in meinem Glück widmete ich doch der, die den Brief geschrieben hatte, viele bewundernde Gedanken. Wie mochte sie sein, die ein fremdes Menschenkind in ihr Heim einlud, nachdem sie nur einige seiner Sonette gelesen hatte? Welche Gabe mußte sie doch besitzen, rasch und eingreifend zu handeln, und welch großes, mutiges, liebevolles Herz!

Einen Monat später, gegen Neujahr 1887, fuhr ich auch nach Stockholm, um Esseldes Einladung nachzukommen. Ich kam mit dem Zug aus Värmland um zehn Uhr abends auf dem Zentralbahnhof an, und vergebens sah ich mich nach jemandem um, der mich abholte. Schließlich nahm ich mir eine Droschke und gab dem Kutscher die Adresse: Fjällgatan 11. Er sah ein bißchen erstaunt drein, als hätte er noch nie von einer solchen Straße gehört, aber ein Kamerad warf ihm eine Aufklärung zu, und wir machten uns auf den Weg.

Das war eine Fahrt, die kein Ende nehmen zu wollen schien. Manchmal zog ich den herabgelassenen Fenstervorhang auf, um zu sehen, wohin es ging. Wir fuhren über den Gustav-Adolf-Platz, über die Nordbrücke, über die Schiffsbrücke zur Schleuse. Dann ging es die endlosen Straßen Södermalms hinauf: aber da konnte ich mich gar nicht mehr aus, und ich hatte keine Ahnung, wohin der Kutscher mich führen würde.

Mir kam es vor, als müßte die Fahrt stundenlang gedauert haben, und es schien mir fast unmöglich, mich zu dieser späten Stunde bei Esselde zu zeigen, wenn es nun wirklich so war, daß der Kutscher recht fuhr und sie in dieser Gegend wohnte.

Endlich blieb die Droschke in einem schmalen, krummen Gäßchen stehen. Ich stieg aus, aber sah kein Haus vor mir, nur eine lange fensterlose Mauer. Der Kutscher deutete auf ein Tor in der Mauer und einen Glockenstrang. Ich zog an der Glocke, und jemand mußte wohl das Tor geöffnet haben, denn gleich darauf stand ich auf einem von Mauern umfriedeten Hof. Gerade vor mir schimmerte dunkel ein hohes, schmales Haus. Ich konnte keine Eingangstür sehen, nur eine Treppe, die schmal und hoch wie eine Leiter an der Außenseite des Hauses hinauflief.

Ich stand ganz ratlos da, aber da öffnete sich eine Tür in der Höhe über der Treppe, ein Lichtschein rieselte heraus, es zeigte sich ein großes stattliches Mädchen, das in den Hof herunterrief und fragte, ob vielleicht Fräulein Lagerlöf gekommen sei. Ich war über alle Maßen froh, so war ich doch nicht fehl am Ort, und Menschen waren auf und erwarteten mich.

An diesem Abend bekam ich jedoch meine Gastgeberin nicht zu sehen. Sie war unpäßlich und hatte sich zu Bett gelegt, aber ihre Sekretärin, Fräulein Mems, und das große Mädchen, Albertina, nahmen sich meiner an, gaben mir ein Abendbrot und führten mich in meine Schlafstube. Es war kein großartiges Gastzimmer, über das Esselde verfügte, nur ein kleiner Verschlag in einen Treppenabsatz eingebaut mit einem Bett, das aus einer dicken Matratze auf einem Eisengestell bestand.

Wie dem auch sein mochte, ich kann mich nur erinnern, daß ich vortrefflich lag, und während ich mich noch fragte, was der morgige Tag wohl bringen würde, war ich schon eingeschlafen.

Sowie ich am nächsten Morgen angekleidet war, trat ich auf die Treppe hinaus und wanderte sie hinauf, soweit ich kommen konnte. Es schien mir, daß das hohe, schmale Haus nicht viel anderes berge als diese Treppe mit kleinen Verschlägen auf den Absätzen.

Endlich an der Spitze der Treppe fand ich eine offene Türe und trat in ein Zimmer, das ich vom vorigen Abend her wiedererkannte. Aber da waren wohl die Vorhänge herabgelassen gewesen, so daß ich gar nicht gesehen hatte, was für ein Zimmer dies war. Jetzt war ich beinahe ge-

blendet von all dem Licht, das mir entgegenströmte. Es war, als käme man auf ein Dampfschiffverdeck oder auf einen Berggipfel: freie offene Aussicht nach allen Seiten. Kein Mensch war im Zimmer, und ich ging von Fenster zu Fenster und schaute nur. Das war die wunderbarste Aussicht, die wohl irgendein Stockholmer Haus gehabt hat. Die ganze Stadt lag dort unten mit Häusermassen und Wasserläufen, mit Turmspitzen und Rauchsäulen; alles von den Nebeln und Dünsten des Winterhimmels umschwebt, die von Hellrot nach Grauschwarz, von Lichtviolett nach Rotbraun schillerten.

Es war herrlich, so zu wohnen, ein passendes Heim für jemanden, der herrschen wollte, der einen weiten Überblick haben wollte, der Einfluß auf Tausende von Menschen nehmen wollte.

Der Raum wäre schon an sich, ganz abgesehen von der Aussicht, schön gewesen. Zwischen den Fenstern hingen nachgedunkelte Bilder italienischer Meister, aus denen das eine oder andere helle Antlitz einer Madonna oder einer Heiligen aus dem Dunkel hervorleuchtete. Schöne antike Möbel standen auch da, aber meine Aufmerksamkeit fesselte am meisten eine Ecke, in der vor einem Sofa ein Tisch stand, so groß, daß er sich zum Speisetisch für eine zahlreiche Familie geeignet hätte. Der Tisch war mit Broschüren, Papieren und Korrekturen bedeckt. Das war natürlich Esseldes Arbeitsplatz.

Da blieb ich stehen. Es war das erstemal, daß ich in der Häuslichkeit einer Schriftstellerin weilte, und ich empfand ein sehr wohliges Gefühl. Hier dichtete, hier schrieb, hier kritisierte man, hier wurden Korrekturen gelesen, hier lebte man in der Welt der Bücher, hier wurde das Leben geführt, das, wie ich hoffte, einmal das meine sein würde.

Kurz darauf kam die Sekretärin herein und meldete, daß die Baronin noch immer bettlägerig sei und mich auch heute nicht empfangen könne. Dies hätte ja eine Enttäuschung für mich bedeuten sollen, aber ich bangte vor der Begegnung mit Esselde wie vor einer Prüfung, und mit recht leichtem Herzen nahm ich eiligst Mantel und Hut und wanderte in die Stadt hinunter, um mit Verwandten und Freunden zusammenzutreffen.

Jungfer Albertina, die es vermutlich gewohnt war, Vorsehung für junge unerfahrene schreibende Damen zu agieren, gab mir Anweisung, wie ich gehen mußte, um zur Rathausstiege zu kommen, in deren unmittelbarer Nähe das hohe Haus in der Fjällgata stand. Und über diese Treppen, die sich mit vielen Unterbrechungen den steilen Berg hinunterschlängelten, wanderte ich zum Rathaus und zur Schleuse, wo die Straßenbahn weiterging. Es gibt wohl keinen alten Stockholmer, der sich nicht dieser Treppen erinnert, die so abenteuerlich über der Tiefe hingen, aber nur wenige dürften über sie gegangen sein. Ich kletterte sie nun acht Tage lang auf und ab.

Auch am nächsten Morgen fand ich den schönen Salon leer und bekam wiederum den Bescheid, daß ich meine Gastgeberin auch an diesem Tage nicht sehen könne. Aber als ich am Morgen des dritten Tages hineinkam, saß eine kleine alte Dame auf dem Ecksofa und streckte mir die Hände entgegen. Es war nicht das erstemal, daß ich Esselde sah, ich hatte sie einmal auf einem Katheder stehen sehen und eine Vorlesung abhalten hören, und da war sie mir recht stattlich und repräsentativ erschienen. Nun in ihrem Heim schien sie mir ein Symbol des alten hilflosen Frauentypus, den zu vernichten das Streben ihres ganzen Lebens gewesen war. Ihre Hände waren klein und weich, ihr Kopf war von den flatternden Locken des romantischen Zeitalters umwallt, ihr Körper war so, als existierte er überhaupt nicht. Ihr Gesicht konnte man absolut nicht schön nennen, und jetzt nach der Krankheit waren sogar ihre Augen matt und erloschen. Soviel konnte man gleich sagen, alles, was diese kleine Frau gewirkt hatte, das hatte sie durch die Macht ihrer Begabung und ihres Charakters durchgesetzt, nicht durch irgendwelche äußeren Vorzüge.

Das einzige an ihr, was Zeugnis von der Kraft und Schönheit ihrer Seele ablegte, war ihre Stimme. Sie war leise, aber sie hatte einen schönen Klang. Jedes Wort wurde sehr deutlich, vielleicht etwas autoritativ ausgesprochen, aber auch oft mit einem Anflug von Humor, wie von jemandem, der weiß, daß er nicht so arg ist, als es den Anschein haben mag.

Wovon wir sprachen? Nach den ersten selbstverständlichen Dankbarkeitsbezeigungen und Erklärungen kamen wir sofort auf Schulfragen. Esselde war seit 1885 Mitglied des Mädchenschulkomitees, sie hatte in diesem Jahre eine Menge Schulen besucht, und sie benützte die Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu erweitern und zu bereichern. So sah es wenigstens aus, aber Esselde war eine „raffinierte“ kleine Dame, und es kann schon sein, daß sie das Gespräch auf ein Gebiet lenkte, in dem ich mich heimisch fühlen mußte, nur um mir Zeit zu lassen, meine Schüchternheit zu überwinden.

Sobald das Frühstück aus war, schickte sie ihre Sekretärin mit einem Auftrag ganz weit nach Norrmalm, und ich bekam den Befehl, zu zeigen, was ich an anderen Gedichten als Sonetten mit hatte.

Das war ja ein recht schwerer Augenblick. Ich begann eines meiner Gedichte zu lesen, ohne einen anderen Gedanken als: wenn das Ganze nur schon überstanden wäre! Aber nach ein paar Augenblicken streckte meine Gastgeberin die Hand aus und legte sie auf das Papier:

„Haben Sie gehört, Fräulein, wie es Tegnér erging, als er ein Gedicht in der schwedischen Akademie lesen sollte?“

Nein, das hatte ich nicht.

„Ja, man erzählt sich, daß, als er im besten Lesen war, Bischof Wallin die Hand auf sein Manuskript legte, es an sich zog und dann mit seiner Löwenstimme das Gedicht vorlas. Und da klang es anders, da kamen die herrlichen Worte und Bilder zu ihrem Recht. Sie müssen besser lesen, Fräulein, sonst muß ich es so machen wie Wallin.“

Das war ja eine ordentliche Zurechtweisung. Aber ich begriff, wie schmeichelhaft es war, mit Tegnér verglichen zu werden, und ich fing an zu lachen.

„Tegnér hatte vielleicht Angst,“ sagte ich.

„Das kann schon sein,“ gab sie zu, „und er hatte vielleicht Grund dazu. Aber Sie, Fräulein, brauchen keine Angst vor mir zu haben, sondern lesen Sie nur, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist.“

Einige Augenblicke darauf war ich ganz unter dem Zauberbann, den es immer auslöste, Esselde etwas vor-

zulesen. In ganz übernatürlicher Weise — denn sie saß ja nur da und hörte ganz stumm und still zu — übertrug sie ihr starkes Mitempfinden auf mich.

Nie waren mir meine Gedichte so schön vorgekommen, jedes Wort bekam einen wärmeren Klang, einen tieferen Sinn. Was früher auch mir selbst steif und verkünstelt erschienen war, wurde nun weich und schlicht. Es war mehr als wunderbar.

Ich hatte nicht viele Stücke zum Vorlesen mit, aber meine Zuhörerin schien zufrieden. Sie versprach mir, daß auch diese Gedichte mit der Zeit in „Dagny" erscheinen würden.

„Aber ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Lagerlöf," sagte sie. „Es kommt mir vor, als ob wir zwei irgendwie aufeinander gestimmt wären. Ich verstehe Sie, und ich komme in Stimmung. Was Sie schreiben, erweckt in mir einen unwillkürlichen Widerhall. Es ist ein solcher Einklang zwischen uns, daß ich mich außerstande fühle, das, was ich höre, kritisch zu beurteilen, und ich möchte Ihnen beinahe raten, sich nicht allzusehr auf mein Urteil zu verlassen. Andere werden vielleicht viele Fehler finden, die ich nicht sehe. Ich bin kein sicherer Richter, wenn es sich um Sie handelt."

Das war ja ein entzückendes Geständnis einer gefürchteten Kritikerin. Ich küßte voll Freude ihre Hand und versicherte, solange sie mit mir zufrieden sei, würde ich mir aus der Unzufriedenheit anderer nichts machen.

Damit war die Audienz für diesen Tag zu Ende. Esselde zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, um sich auszuruhen, und ich machte mich auf meine gewohnte Wanderung die Rathaustreppen hinunter, nach Norrmalm hinüber. Noch einige Tage blieb ich in Stockholm, lange genug, um die ganze Macht der Zauberkraft zu erfahren, die Esselde ausüben konnte.

Morgens plauderten wir in dem hellen Salon mehrere Stunden lang, und es war ein Fest für die Seele, mit dieser reichen und klaren Intelligenz vertraulich Gedanken austauschen zu können. Ich wage zu glauben, daß sie sich nicht nur mit meiner Dichtung, sondern auch mit mir selbst im Einklang fühlte. Krank und überarbeitet, wie

sie damals war, merkte ich wohl, daß sie äußerst empfindlich für die geistige Atmosphäre war, die die Besucher mitbrachten. Einige riefen ihre satirische Ader wach, andere machten sie steif und scheu. Mit mir war sie immer entzückend natürlich und erstaunlich offenherzig. Ich war auf das angenehmste überrascht, zu finden, daß die Verfasserin so vieler ernster Aufsätze in der „Zeitschrift für das Heim" und „Dagny" eine witzige und amüsante Dame war, die sowohl sich selbst wie ihr Lebenswerk mit überlegenem Humor betrachtete.

So werde ich nie vergessen, wie die Post eines Tages eine Zeitung brachte, deren erste Seite von einem kolossalen Hahn in der buntesten Farbenpracht eingenommen wurde.

„Das wird wohl ein Irrtum sein," sagte ich. „Oder halten Frau Baronin die Zeitung für Hühnerzüchter?"

„Ja, freilich." Sie nickte mehrmals bedeutungsvoll. „Sie ist zugleich mit ‚Dagny' ins Leben getreten, und ich abonniere sie, um zu sehen, welche von beiden länger leben wird."

Wenn ich von den Höhen der Fjällgasse in das gewöhnliche Stockholm hinunterkam und Personen traf, die Esselde kannten, pflegten sie mich in behutsamer Weise zu warnen. Alle äußerten sich anerkennend über ihre große, ganz seltene Kraft, ihre genialen Ideen, ihre schöpferische und organisatorische Begabung, aber sie rieten mir, auf meiner Hut zu sein und mich nicht von ihr für die Frauensache ausnützen zu lassen. „Wir mußten uns freimachen," sagten sie. „Sie hat unsere ganze Kraft in Anspruch genommen."

Andere, die selbst Bedeutendes im Kampf für die Befreiung der Frau geleistet hatten, klagten über Esseldes Hang, allein zu herrschen, und ihre Unfähigkeit, die Verdienste anderer anzuerkennen. Sie sei eine geborene Autokratin, kein anderer Wille als der ihre dürfe gelten, keine andere Stimme als ihre dürfe gehört werden.

Ich nehme an, daß diese Warnungen und Beschuldigungen wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt waren; aber andererseits, wenn die kleine Frau dort oben auf dem Berge der Södervorstadt, wie alle zugaben, die geistig Reichste und die Willensstärkste

war, warum sich dann nicht ruhig und demütig in ihren Dienst stellen? Warum sie nicht lenken lassen und ihr getreulich helfen, anstatt sie durch Widerstand in den eigenen Reihen zu beunruhigen? Übrigens verschwand all dies aus meinen Gedanken, wenn ich in dem hellen Salon saß und Esselde sprechen hörte. Sie beherrschte mich mit der Zauberkraft ihres Genies, und ihre aufrührerischen Anhängerinnen schienen mir recht kurzsichtig und unbedeutend im Vergleich mit ihrer großzügigen Persönlichkeit.

Die Freundschaft, die in diesen Tagen zwischen uns entstand, blieb so lange bestehen, als Sophie Adlersparre am Leben war, und dies, obwohl ich ihr in den nächsten Jahren so manche Enttäuschungen bereitete.

Sie hatte sicherlich meine Gedichte überschätzt, die kaum etwas anderes waren als ein Nachklang von allerhand fremden Eindrücken. Als sie gedruckt wurden, zeigten sie sich außerstande, die Herzen zu ergreifen, und glitten unbemerkt an den Augen der Leser vorbei. Man kann ja ein Zugeständnis machen und einräumen, daß „Dagny" nicht die richtige Stelle für ein literarisches Debut war. Dorthin wandte man sich, um Artikel über soziale Fragen zu finden, und nicht, um Verse zu lesen. Aber immerhin, wenn diese Verse einen Wert gehabt hätten, müßte wohl irgendeine verständnisvolle Stimme sich erhoben haben. Wie es nun war, fürchte ich, daß meine alte Freundin so manche Mißbilligung ihrer Idee zu hören bekam, eine offenbar noch so unreife Kraft so zu ermuntern.

Aber einen unschätzbaren Dienst hatte mir die Episode doch erwiesen. Sie hatte alles Zaudern, alle Unschlüssigkeit zerstreut. Ich war wieder fest entschlossen, Schriftstellerin zu werden und nichts anderes.

Recht bald erwies mir Esselde noch eine große Wohltat. Da sie merkte, daß meine Verse keinen Anklang fanden, begann sie mir auf das ernstlichste zuzureden, Prosa zu schreiben. Sie sagte mir aufrichtig, daß sie meine Sonette nach wie vor bewundere, aber meine übrige Lyrik habe etwas Gebundenes. Sie sei nicht „pittoresk", nicht lebendig genug. Sie sei, mit einem Wort gesagt, langweilig. Ich sollte es mit der freieren Prosa-

24*

form versuchen. Da, glaubte sie, würde meine Begabung besser zu ihrem Recht kommen.

Ich gab ihr zur Antwort, daß ich Prosa noch schlechter schriebe als Verse, und eigentlich hauptsächlich, um ihr die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, schrieb ich im Herbst 1887 meine erste Prosanovelle und schickte sie ihr. Sie kam sehr bald aus Stockholm zurück, mit einer Kritik, an die ich mich noch heute erinnere. Sie lautete:

„Inhalt — göttlich.
Stil — verabscheuungswürdig."

Ferner forderte sie mich auf, auch nächstes Jahr nach Stockholm zu kommen, um die Novelle nach ihren Anweisungen umzuarbeiten.

Diesmal lud sie mich nicht ein, bei ihr zu wohnen, nahm mich aber mit derselben Herzlichkeit auf wie im vorigen Jahr; und die Stunden, die ich bei ihr verbrachte, waren wie damals reich und schön.

Es kam mir doch vor, als mache sie selbst eine Zeit der Unruhe und Verstimmtheit durch. Es war möglicherweise Kränklichkeit, oder vielleicht, daß die zunehmende Opposition in der Frauenwelt ihr Sorgen bereitete. Die Novelle wurde so umgearbeitet, daß sie ihre volle Billigung errang. Eine ihrer Stilregeln habe ich in dankbarer Erinnerung bewahrt: „Streich alles, was nicht amüsant oder notwendig ist!"

Wenn ich mich nicht irre, war es auch in jenem Herbst, daß ich gebeten wurde, ein Sonett auf Jenny Lind zu schreiben, die in dem Jahr gestorben war. Ich schrieb ein Sonett — es fand keine Gnade. Ich schrieb noch eins — es wurde ebenfalls verworfen. Ich schrieb ein drittes. Und ein viertes. Dann endlich erklärte sich Esselde zufrieden, und das Ende war, daß sie alle vier in „Dagny" bringen wollte. Aber ich hatte einmal zu fühlen bekommen, was andere erlebt hatten, wenn sie sagten, daß die Baronin sie so auspressen konnte, daß man sich wie ein ausgedrückter Schwamm vorkäme.

Lange Zeit hörte ich nichts mehr von ihr, und dies war mir auch gar nicht so unerwünscht. Ich arbeitete jetzt mit brennendstem Ernst an meinem Värmlandbuch und wollte allem aus dem Wege gehen, das störte.

Den Stil, der es mir möglich machen sollte, das Buch zu schreiben, hatte ich noch nicht gefunden, aber ich sammelte Material, machte Charakterstudien, skizzierte die verschiedenen Kapitel. Im Frühling 1889 schickte ich Esselde ein Gösta-Berling-Kapitel: das, welches von dem Weihnachtsball in Borg handelt und damit schließt, daß Gösta Berling und Anna Stjärnhök von den Wölfen auf den Weg der Tugend gejagt werden. Es war unheimlich lang in dieser seiner ersten Fassung. Ich bekam es von Esselde sofort mit vielen Lobesworten und dem strengen Befehl zurück, es auf die Hälfte zu kürzen.

Die Streichungen wurden durchgeführt, und das Kapitel ging nach Stockholm zurück, aber nun kam keine Antwort. Zu Anfang des Sommers fuhr ich zu einem Mädchenschulkongreß nach Stockholm, aber ich wußte nicht, ob ich Esselde aufsuchen sollte. Sie war meiner und meiner Versuche vielleicht schon müde geworden, da sie gar nichts von sich hatte hören lassen.

Mitten während des Kongresses kam ein Paket von Esselde mit einem Manuskript. Als ich es aus dem Umschlag nahm, zeigte sich, daß es gar nicht meines war, sondern mir irrtümlich geschickt worden war. Dadurch war ich gezwungen, mich mit Esselde in Verbindung zu setzen, und erfuhr nun, daß sie nicht mehr in ihrem Adlerhorst hoch oben in den Wolken hauste, sondern wie eine gewöhnliche Sterbliche in Norrmalm wohnte. Ich war über die Veränderung bestürzt. Die Wohnung in der Tunnelstraße erschien mir schwer und drückend, die schönen italienischen Gemälde waren hier eine einzige große Dunkelheit. Die stattliche Jungfer Albertina, die in allen Redaktionsangelegenheiten so bewandert gewesen war, war auch verschwunden.

Ich erfuhr auch, daß Esselde nicht mehr Redaktrice von „Dagny" war, sondern die Stelle an Frau Kerfstedt abgetreten hatte. Esselde selbst war ganz begeistert von meiner Novelle, aber Frau Kerfstedt wagte es nicht, sie zu bringen. Sie hatte sie allzu phantastisch gefunden. Esselde zwang mich sogar, nach Tomteboda zu fahren und mit Amanda Kerfstedt darüber zu verhandeln, aber der Ausflug verlief resultatlos.

Nachher verschwand sie auf anderthalb Jahre aus mei-

ner Welt. Aber im Herbst 1890 bekam ich für fünf Gösta-Berling-Kapitel einen Preis in einer Novellenkonkurrenz, die die Zeitschrift „Idun" ausgeschrieben hatte; und am Tage, nachdem dies in den Zeitungen gestanden hatte, kam ein Brief von Esselde. Eitel Jubel und Freude. So hatte sie doch endlich recht behalten. Die Hoffnungen, die sie so lange für meine Zukunft gehegt hatte, sollten nun doch in Erfüllung gehen.

Zu Neujahr 1891 fuhr ich nach Stockholm, um mit dem Redakteur von „Idun" zu sprechen und ihm zu sagen, daß die preisgekrönte Arbeit nur ein kleiner Teil eines großen Buches wäre, das ich jetzt ausarbeitete, und um ihn zu fragen, ob er es vielleicht herausgeben wolle. Diesen Vorschlag nahm er mit großem Eifer an. Meine heimliche Hoffnung war jedoch gewesen, daß er mir einen so großen Vorschuß anbieten würde, daß ich mir Urlaub nehmen und das Buch fertig schreiben könnte. Aber er schien nicht geneigt, in dieser Hinsicht etwas zuzusagen.

Ein paar Tage später wanderte ich mit einem großen Manuskript unter dem Arm zur Tunnelgasse hinüber. Ich fand Esselde dem Aussehen nach recht gealtert, aber sehr glücklich über meinen Sieg. Es freute mich, daß sie im letzten Jahre ein treue Freundin und Helferin in Fräulein Mathilda Silow gefunden hatte, die ihr Heim teilte und mir sagte, sie habe beschlossen, ihr Leben der Aufgabe zu widmen, Esseldes geniale Ideen zur Ausführung zu bringen.

Ich verbrachte bei diesen beiden einen außerordentlich genußreichen Abend. Ich las aus meinem Manuskript vor, und wie stets war Esselde eine wunderbare Zuhörerin. Sie war befriedigt. Ich merkte bald, daß das, was ich las, ihre Erwartungen weit übertraf. Fräulein Silow hingegen war in ihrem Lob zurückhaltender. Sie schien mehr erstaunt und befremdet als eigentlich gefesselt.

Wenn ich nachher an die außerordentliche Sympathie zurückdenke, die Esselde vom ersten Augenblick an meiner Arbeit entgegenbrachte, so ist es mir in den Sinn gekommen, daß sie, die in ihrer Jugend einige der „Sonnenstunden" der romantischen Richtung erlebte, vermut-

lich größere Voraussetzungen hatte, mein Buch zu verstehen, als Menschen meiner eigenen Generation, die schon von Kindheit an einen realistischeren literarischen Geschmack eingesogen hatten. Sie hätte sicherlich die ganze Nacht zugehört, wenn nicht Fräulein Silow sich zu der Vertreterin der gesunden Vernunft gemacht und sie gezwungen hätte, zur rechten Zeit wie ein artiges Kind zu Bett zu gehen.

Esselde hatte jedoch bestimmt, daß ich am nächsten Tage wiederkommen und die Lektüre fortsetzen sollte. Als ich mich zur vereinbarten Zeit einfand, war sie allein. Ich fragte nach Fräulein Silow, aber die Baronin zuckte nur die Achseln: „Ich habe sie weggeschickt," sagte sie. „Sie hat Bemerkungen gemacht."

Das arme Fräulein Silow war also nicht genügend entzückt gewesen.

Dann saßen wir da, wir zwei allein, und vertieften uns in die Spuk- und Liebesgeschichten vergangener Zeiten. Esselde machte keine „Bemerkungen". Sie lebte ganz und voll mit. Ich möchte beinahe glauben, daß sie aus ihrer Phantasie und Erfahrung meine Schilderung so vervollständigte, daß sie sie in einer reicheren und eindringenderen Weise verstand als ich selbst.

Als ich nichts mehr zu lesen hatte, fragte sie mich, wann das Buch fertig werden könnte, worauf ich erwiderte, es würde vermutlich ein paar Jahre dauern, da ich schwerlich Zeit hätte, außer in den Ferien daran zu schreiben.

Dann sagte ich ihr für diesmal Lebewohl. Am nächsten Tag um die Mittagszeit sollte ich südwärts reisen, um meine Tätigkeit an der Schule wieder aufzunehmen.

Aber schon in aller Frühe am nächsten Morgen wurde ich zu Esselde gerufen. Sie lag noch zu Bett, als ich kam. Sie hatte nicht schlafen können, sie hatte nur dagelegen und an mich und meine Geschichte gedacht.

„Du mußt dein Buch jetzt fertig schreiben, solange du im Zug bist," sagte sie. „Versuche dir eine Stellvertreterin zu verschaffen, damit du Urlaub bekommst, das Geld werde ich auftreiben."

Zum drittenmal griff sie also entscheidend und segensreich in mein Leben ein. Ich gehorchte ihrem Rat, der

Urlaub wurde mir bewilligt, und Ende August war das Buch fertig.

Sie verfolgte seine Entwicklung mit dem lebhaftesten Interesse. Sie schrieb Ratschläge und Ermahnungen, und schließlich, zu Ende des Sommers, saß sie geduldig und hingebend da und lauschte der Vorlesung der fertigen Arbeit.

Als das Buch zu Weihnachten erschien, fand es nicht die Aufnahme, die wir erhofft hatten; aber ich merkte nie, daß dies ihre Freude daran beeinträchtigte. Sie tröstete und ermunterte mich und machte meine Sache in jeder Weise zu ihrer eigenen.

In den Jahren, die nun folgten, trafen wir uns nur selten, aber ihr Interesse und ihre mütterliche Fürsorge begleiteten mich. Im Jahre 1895, als der Friederike-Bremer-Verein sein zehnjähriges Jubiläum feierte, kam ich auf ihren Ruf nach Stockholm. Ich fand sie krank und so schwach, daß sie dem Jubiläumsfest nicht beiwohnen konnte. Ihre Gesundheit war jedoch schon seit längerer Zeit schwankend, und ich dachte nicht, daß ich sie damals zum letzten Male gesehen haben sollte.

So war es doch. Bevor ich wieder nach Stockholm kam, war sie tot.

Ein gütiges Schicksal hatte sie mir in meinen schwersten Stunden zugeführt, als ich mich langsam und mühselig zum künstlerischen Schaffen ausbildete. Für Schriftsteller gibt es keine Schulen oder Akademien, sie müssen ihren Unterricht aus dem Leben selbst schöpfen, aber gerade deshalb war ihre Sympathie, ihre Leitung und ihre Ermunterung von so unermeßlichem Wert für mich. Ich hatte ihr dafür so wenig zu geben, nur meine treue und warme Zuneigung, und die Bewunderung, die noch heute mein Herz bei dem Gedanken an diese meine große und gütige Wohltäterin erfüllt.

In den Fußstapfen des Riesen

Friederika Bremer, die nicht nur eine eifrige Reisende war, sondern auch die Menschen und Verhältnisse in den Ländern, die sie durchstreifte, gründlich kennenzulernen bestrebt war, kehrte im Jahre 1849 von einer Reise in

den Vereinigten Staaten zurück. Dort drüben hatte man wohl ihre Aufmerksamkeit auf den schottischen Historiker und Philosophen Thomas Carlyle gelenkt, dessen Bücher in der ganzen angelsächsischen Welt mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen wurden; und in dem Gepäck, das sie heimbrachte, befand sich auch eine seiner Schriften, eine Essaysammlung mit dem Titel: Heroes, Hero-worship and the heroic in history.

Welches Schicksal das Buch in der nächsten Zeit hatte, ist der Schreiberin dieser Zeilen unbekannt. Aber zu Beginn der achtziger Jahre, als ich das höhere Lehrerinnenseminar in Stockholm durchmachte, befand es sich in der Schulbibliothek, und Friederika Bremers Name auf dem ersten Blatt des Buches schien ja zu bezeugen, daß sie selbst das Buch dieser Lehranstalt geschenkt hatte, die auf ihre Anregung entstanden war und wo so viele junge Mädchen sich vorbereiteten, ihre Ideen ins Leben hinauszutragen. Thomas Carlyle lebte noch bis zum Jahre 1881, aber obgleich sein Ansehen sich keineswegs verringert hatte, sondern gerade um diese Zeit auf seinem Höhepunkt gestanden sein dürfte, war er doch noch in Schweden ganz unbekannt. Keine schwedische Übersetzung seiner Arbeiten war noch erschienen, und Friederike Bremers Buch stand ungelesen und unbeachtet in der Schulbibliothek. Zu Ende des Sommersemesters 1884 geschah es jedoch, daß ich es mir auslieh, um es nebst vielen anderen daheim auf dem Lande als Ferienlektüre zu verwenden. Zu meiner großen Schande muß ich gestehen, daß sowohl der Name des Verfassers wie der Inhalt des Buches mir ganz unbekannt waren, und daß ich es mir nur ausgeliehen hatte, weil der Titel, Helden, Heldenverehrung und das Heldenhafte in der Geschichte, mich hoffen ließ, daß sich hier ein englisches Gegenstück zu unseren nordischen Heldensagen finden würde.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich mich an einem Regentage in das breite, rote Sofa in dem Mädchenzimmer auf Mårbacka kuschelte, um das Buch zu lesen. Auf den ersten Blick sah ich, daß die Helden des Buches historische Persönlichkeiten waren, wie Cromwell, Luther, Napoleon, und daß es sich hier um Wirklichkeit handelte, nicht um Sagen oder Mythen. Die ersten Zeilen

erschienen mir fast unverständlich, so verschieden waren sie von allem, was ich bisher gelesen hatte. Aber bald wurde mein lebhaftes Interesse wachgerufen und eine Bewunderung, in die sich die allergrößte Freude mischte. Schließlich war mir so zumute, daß ich vor Entzücken fast laut aufgeschrien hätte. Ich hätte auf Wege und Stege hinauseilen wollen, um allen Menschen zu erzählen, welch köstlichen Schatz ich gefunden hatte.

Während ich las, war mir nämlich etwas sehr Merkwürdiges widerfahren. Ich selbst hatte ja schon seit vielen Jahren versucht, mich zur Schriftstellerin auszubilden. Aber ich glaubte mich zur Poetin berufen. Und alles, was ich bisher geschrieben, war in gebundener Form gewesen. Die Idee, die Geschichte der alten Värmländer Kavaliere zu erzählen, war mir schon gekommen, aber ich dachte sie mir immer in Reim und Metrum ausgeführt. In Prosa hatte ich kaum etwas anderes verfaßt als schwedische Aufsätze; da mir diese aber regelmäßig Lob für den Inhalt, aber bitteren Tadel wegen der Formgebung einbrachten, trug dies dazu bei, mich in dem Glauben zu bestärken, daß meine Heimat das Gebiet der Poesie war.

Von Prosaschriftstellern gab es natürlich eine Menge, die ich ebensosehr bewunderte und liebte wie die Dichter. Ich hatte in meinen ersten Jugendtagen mit solchen Meistern des Prosastiles Bekanntschaft gemacht wie Dickens und Thackeray, Daudet und Flaubert, Ibsen und Björnson, Lie und Kielland, Turgenjew und Tolstoi, H. C. Andersen und J. P. Jacobson, um nur einige zu nennen, deren Größe bestehend zu sein scheint. Aber keiner von diesen hatte eine solche Wirkung auf mich ausgeübt wie nun Carlyle.

Hier, bei der Lektüre dieser leidenschaftlichen Seiten, dieser Sätze, die mit vulkanischer Kraft hinausgeschleudert wurden, dieser Bildersprache, aus allen Ecken und Enden der Welt geholt, dieser Aussprüche, gebieterisch und drohend wie bei den Propheten der Bibel, empfand ich ein seltsames Gefühl, etwas Verwandtes in mir zu haben. Eine Fähigkeit, die im Unbewußten geschlummert hatte, war zum Leben erweckt, und ich hatte ein deutliches Gefühl, daß auch ich eine solche Prosa schreiben könnte.

Dies klingt vielleicht sehr anspruchsvoll. Aber man muß bedenken, daß ich nichts von Carlyle wußte. Ich ahnte nicht, ob sein Stil bewundert oder als bizarr und eigentümlich getadelt wurde. Was ich empfand, war dieselbe Freude, die jemand fühlen würde, der einen Geiger ein ausgezeichnetes Instrument spielen hört und sich dabei erinnert, daß er selbst eine Violine hat, die mit demselben Wohllaut erklingen könnte.

Außerdem kam für mich Carlyle vorderhand nur als Stilist in Betracht, nicht als der große Sozialphilosoph. Es war nicht meine Sache, die Rolle der Genies in der Weltgeschichte hervorzuheben, die Menschen zu lehren, mit Ehrfurcht und Gehorsam dem „Manne, der kann", Gefolgschaft zu leisten, dem durchdringenden Genius, der Lüge von Wahrheit scheidet, dem Führer, dem Helden. Ich las davon mit Bewunderung und freudiger Zustimmung; aber nicht der Denker, sondern der Schriftsteller war es, der mich am meisten packte.

So direkt aus dem Herzen schreiben zu können, so frei und ungezwungen mit dem Leser verkehren zu können, Haß und Hohn, Liebe und Weisheit in einer phantasievoll schimmernden Sprache Ausdruck geben zu können, das war das Köstliche.

Den ganzen Sommer las ich Carlyles Buch, und als ich im Herbst an das Seminar zurückkehrte, freute ich mich schon, mit meinen Kolleginnen darüber zu sprechen. Ein paar von ihnen wußten schon, daß Carlyle einer der größten Schriftsteller Englands war, aber keine hatte ihn gelesen. Ich ging in der Selbstentäußerung so weit, daß ich das Buch der Bibliothek zurückgab, damit, wer wollte, es sich ausleihen konnte; aber ich bemerkte nicht, daß es bei irgend jemandem denselben stürmischen Enthusiasmus erweckte wie bei mir.

Dies war ja recht niederdrückend, aber bald kam noch etwas weit Schlimmeres. Es war damals der Brauch, daß die Seminaristinnen der obersten Abteilung eine Art Probeabhandlung schrieben. Den Gegenstand durfte man sich selbst wählen, und die Aufsätze durften bedeutend länger sein als gewöhnlich. Ich entschied mich dafür, über Cromwell zu schreiben, wie er von Carlyle in Helden und Heldenverehrung geschildert wird. Damit machte ich

meinen ersten Versuch, Carlylesche Prosa zu schreiben. Brauche ich erst zu sagen, daß das Resultat höchst unglücklich ausfiel und unserem schwedischen Lehrer ernste Sorgen verursachte?

Damit war es für diesmal mit dem Carlyleschen Einfluß aus.

Die Jahre vergingen. Ich verließ die Lehrerinnenbildungsanstalt und wurde Lehrerin in Landskrona. Da entdeckte ich eines Tages auf dem Tisch einer Buchhandlung die Geschichte der Französischen Revolution von Thomas Carlyle in schwedischer Übersetzung. Ich blätterte in dem Buch, sah augenblicklich, daß es ein echter Carlyle war und kaufte es sofort.

Wiederum hatte ich ein Buch des großen Meisters in der Hand. Wiederum empfand ich bei der Lektüre Bewunderung und Hingerissenheit, wiederum hatte ich das Gefühl, daß auch ich eine solche Prosa würde schreiben können, aber nun dachte ich nicht einmal daran, es zu versuchen. Ich schrieb noch immer Verse. Ich war jetzt dabei, meine Kavaliersgeschichten zu einem Versdrama auszuarbeiten. Ich sah die Kavaliere schon leibhaftig vor mir, viele ihrer Abenteuer lagen seit Jahren in meinem Inneren fertig, aber mit dem Niederschreiben ging es äußerst langsam.

Nach einigen Jahren kamen jedoch ein paar Umstände dazu, die mir auf den rechten Weg halfen. Baronin Sophie Adlersparre, Esselde, die sich lebhaft für mich interessierte, riet mir, die gebundene Form aufzugeben. Und großen Einfluß nahm auch der Verkauf meines Elternhauses, der mir großen Schmerz bereitete und den starken Wunsch hervorzwang, die heimatliche Gegend, ihre Natur und ihre Erinnerungen in der Dichtung zu verherrlichen.

Wie ich es schon in „Wie Gösta Berling entstand" geschildert habe, entschloß ich mich, stark persönlich zu schreiben, mit all meinen Träumen und Torheiten, obwohl ich der Meinung war, damit alle Aussicht, daß mein Buch Leser finden würde, preiszugeben. Und nachher kam wirklich ein Tag, an dem die Feder über das Papier zu fliegen begann, und ein langes Kapitel in ein paar Stunden fertig wurde. Mit derselben Leichtigkeit schrieb ich an

den folgenden Tagen mehrere der in Gedanken schon fertig gedichteten Kapitel nieder.

Aber was ich damals meinen eigenen persönlichen Stil nannte, das war, nach Carlyles Vorbild kühn den Eingebungen der Phantasie zu folgen. Die Verwandtschaft, die ich mit ihm empfand, war so groß, daß ich nie so unmittelbar aus dem Herzen zu schreiben meinte, als wenn ich in seinen Fußstapfen wandelte. Ich wußte, daß ich das Feuer von ihm entliehen hatte, aber nachdem die Flamme entzündet war, wollte es mich doch bedünken, daß mein eigenes Brennholz sie am Leben erhielt.

Als Gösta Berling erschien, war es mir voll bewußt, welch große Hilfe ich von dem genialen schottischen Philosophen empfangen hatte, und allen, die sich für das Buch interessierten, wie auch den Literaturkritikern, mit denen ich so allmählich in Berührung kam, pflegte ich zu sagen, welchen Dank ich ihm schuldete. Aber ich glaubte zu bemerken, daß man meine Angaben mit einem gewissen Mißtrauen aufnahm, ja sie beinahe als eine Selbsttäuschung betrachtete. Alle waren überzeugt, daß C. J. L. Almquists Schriften sowohl den Stil wie die Stoffwahl von Gösta Berling beeinflußt hatte.

Nun hatte es bei uns zu Hause eigentümlicherweise nur ein Almquistbuch gegeben, und zwar ein sehr schwaches, den Roman „Die Herren auf Ekolsund". Das hatte ich natürlich gelesen, und es hatte mir die Lust benommen, mich weiter in Almquists Schriften zu vertiefen. Ein Einfluß von ihm konnte also nicht gut in Frage kommen, aber ich glaube nicht, daß es mir gelang, auch nur einen einzigen der Literarhistoriker jener Zeit davon zu überzeugen. Drei von ihnen, Brandes, Levertin und Warburg, haben allerdings Carlyle als mein Vorbild erwähnt, aber ganz flüchtig und nur, weil ich sie selbst darauf aufmerksam gemacht hatte.

Kürzlich nun hat ein Literarhistoriker wirklich erkannt, daß ich, als ich Gösta Berling schrieb, unter Carlyles Einfluß stand, und er hat auch mit einer gewissen Verwunderung bemerkt, daß ich meine Dankesschuld nie selbst öffentlich anerkannt habe.

Es ist sehr möglich, daß hier eine Unterlassung meinerseits vorliegt, aber wenn Professor Böök vor dreiund-

dreißig Jahren Zeuge gewesen wäre, würde er sich vielleicht nicht wundern, daß ich es müde wurde, eine Wahrheit zu wiederholen, die keinen Glauben fand, ja mir vielleicht sogar als Überhebung ausgelegt wurde. Jedenfalls bin ich ihm sehr dankbar, denn erst jetzt, nach seiner kritischen Untersuchung, kann ich mich mit einiger Aussicht, ernst genommen zu werden, als bescheidene Jüngerin des großen Meisters bekennen, der einer der Erbauer von Großbritanniens sittlicher Stärke war und ein Wegweiser für seine erlauchtesten Geister.

Die geöffnete Türe

Eine Brandes-Erinnerung

Es war im Jahre 1893 anfangs Januar. Gegen das Ende des vorangegangenen Jahres war Gösta Berling in Dänemark im Verlag Gyldendal erschienen, übersetzt von der bekannten Schulpädagogin, Fräulein Ida Falbe-Hansen. In Schweden war er schon im Jahre 1891 herausgekommen, aber die Aufnahme, die er dort gefunden, hatte meine Erwartungen stark enttäuscht. Nun sollte es sich zeigen, welches Schicksal dem Buch in Dänemark beschieden sein würde.

Fräulein Falbe-Hansen war Ausschußmitglied des damals in raschem Aufschwung begriffenen Damen-Lesevereins in Kopenhagen, und durch sie hatte ich die Vorsteherin des Vereins, Fräulein Sophie Alberti, kennengelernt. Diese beiden feingebildeten und literarisch interessierten Damen waren meine warmen Freundinnen geworden. Sie glaubten an mein Buch und hatten den lebhaften Wunsch, daß es in ihrem Lande einen Erfolg erringen möge.

Selbst war ich ja damals als Lehrerin in Landskrona angestellt und hatte beabsichtigt, die Weihnachtsferien in meinem kleinen Heim dort zu verbleiben, um mich meiner schriftstellerischen Arbeit zu widmen. Aber schon am Christtag bekam ich einen Brief von Fräulein Alberti, in dem sie mich einlud, einige Wochen in Kopenhagen bei ihr und ihrer Mutter zu verbringen. Sie fügte hinzu,

daß es mich sicherlich interessieren würde, mit eignen Augen zu sehen, wie der kurz vorher erschienene Gösta Berling in Kopenhagen aufgenommen werden würde.

Das eine wie das andere war sehr lockend, und ich zauderte nicht, der Einladung Folge zu leisten. Eine Dampfschiffahrt von bloß anderthalb Stunden trennte Landskrona von Kopenhagen, und bald war ich in dem prächtigen Albertischen Hause in der Ny Vestergade installiert. Da verbrachte ich einige sehr angenehme Wochen, wenn ich auch sagen muß, daß das Vergnügen, zu erfahren, wie Gösta Berling in Dänemark aufgenommen wurde, fürs erste ausblieb.

In Schweden hatte das Buch wenigstens Kampf und Aufruhr entfesselt, in Dänemark schien man ihm überhaupt keine Aufmerksamkeit zu schenken. Bei einem Besuch bei meinem Verleger, Etatsrat Hegel, erfuhr ich, daß der Absatz bisher minimal gewesen sei, und ich merkte auch sonst, daß das Buch nicht zu dem dänischen Publikum durchgedrungen war.

Vormittags pflegte ich gewöhnlich Fräulein Alberti in den Damenleseverein zu begleiten. Er hatte damals nicht wie jetzt ein großes eigenes Haus, sondern war in einem überaus gemütlichen Lokal am Amagertoro untergebracht. Ich ließ mich in dem großen traulichen Lesezimmer nieder, um die neuerschienenen dänischen Literaturwerke zu studieren, während meine Gastgeberin ihren Vorstandspflichten nachkam. Auf einem der Regale im Lesezimmer hatte ich drei Exemplare von Gösta Berling entdeckt, und natürlich warf ich von Zeit zu Zeit einen Blick in diese Richtung, um zu sehen, ob jemand sie sich holen würde. Doch vergebliche Liebesmüh! Andre Bücher wurden von den Regalen genommen und gelesen, aber diese nicht. Höchstens kam es vor, daß jemand nach einem Exemplar griff, das Titelblatt aufschlug, beim Anblick des unbekannten Schriftstellernamens den Kopf schüttelte und das Buch an seinen Platz zurückstellte.

Sowohl Sophie Alberti wie Ida Falbe-Hansen betrieben in diesen Weihnachtstagen eine eifrige literarische Propaganda. Sie luden bei verschiedenen Gelegenheiten literarisch interessierte Menschen zu sich ein, damit ich ihre Bekanntschaft machen konnte. Auf diese Art lernte ich

viele hervorragende, sympathische Menschen kennen, aber der arme Gösta Berling lag noch ebenso unbeachtet wie früher in Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Einmal hoffte ich, daß es sich aufhellen würde. In der „Nationaltidende" und, wenn ich mich recht erinnere, auch in einer anderen großen Kopenhagener Zeitung erschienen eines Morgens lange, gutgeschriebene und wohlwollende Besprechungen meines Buches. Als ich am Vormittag in den Leseverein kam, sah ich, daß eines der drei Exemplare verschwunden war. Es blieb eine volle Viertelstunde weg, nach Verlauf dieser Zeit kam eine Dame heran und stellte es auf das Bücherbrett neben die beiden anderen. Da verblieben sie dann den ganzen Vormittag unbehelligt.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß meine beiden Beschützerinnen anfingen zu verzagen. Es war so, als ob man versuchte, eine Türe mit dem unrichtigen Schlüssel zu öffnen. Alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Beide begannen nun, ganz unabhängig voneinander, die Bemerkung hinzuwerfen, ich sollte mich an Georg Brandes wenden und versuchen, ihn für mein Buch zu interessieren. Sie glaubten, dies sei die einzige Möglichkeit. Das dänische Publikum sei nun einmal gewohnt, ihn als ausschlaggebend in allen literarischen Fragen zu betrachten. Man erlaubte sich kaum, ein Buch, das er nicht empfohlen hatte, zu lesen, geschweige denn zu loben.

Ich kann nicht beschreiben, welchen Schrecken diese Andeutungen mir einflößten. Die Werke des großen Literaturhistorikers waren mir wohlbekannt, ich hatte sie mit der größten Bewunderung gelesen und studiert, aber gerade dies war der Anlaß meiner Angst. Eine Arbeit wie Gösta Berling mit seinen Unvollkommenheiten und Unförmlichkeiten einem weltberühmten Kritiker vorzulegen, hieß, wie mir schien, das Schicksal herausfordern. Er würde dem Werk den Todesstoß geben.

Und nicht genug damit. Ich hatte gar keine Lust, zu Georg Brandes zu gehen, so wenig wie zu irgendeinem anderen Literaturkritiker und um Protektion für mein Buch zu betteln. Das war kein ehrliches Spiel. Das Buch sollte durch seine eigene Macht wirken. Der Verlag hatte es ihm natürlich geschickt. Seinerzeit würde er es wohl

lesen und vielleicht auch darüber schreiben, aber ich wollte ihn nicht beeinflussen.

Meine Freundinnen waren keine schlechten Diplomaten, und als ich mit diesen Einwänden kam, änderten sie ihre Taktik. Ja, sie hielten schon daran fest, daß eine günstige Äußerung von Brandes mein Buch in hohem Grade fördern würde, aber dies sei vielleicht doch nicht von so großer Bedeutung. Sie glaubten schon, daß Gösta Berling auch so den Weg zum Lesepublikum finden würde. Aber sie gaben mir zu bedenken, daß Georg Brandes der höchste Richter in literarischen Fragen war, den es im Norden, ja vielleicht in ganz Europa gab. Wenn ich meine literarische Laufbahn fortsetzen wolle, wäre es doch für mich selbst von höchster Bedeutung, sein Urteil über meine Erstlingsarbeit zu hören. Sie hatte ja in Schweden eine sehr geteilte Aufnahme gefunden. Wäre es, da ich mich nun in derselben Stadt mit dem großen Literaturkenner befand, nicht das Richtigste, ihn aufzusuchen, so wie man einen Arzt aufsucht, nicht um einen Reklameartikel von ihm zu erbitten, sondern um seine Ansicht über meine Begabung zu erfahren. Ich brauchte nicht zu fürchten, daß er mir etwas andres sagen würde, als was er für recht und wahr hielt. Aber natürlich sei der Ausgang mehr als unsicher, und sie könnten nicht wissen, ob ich es wage, mich einem niederdrückenden Bescheid auszusetzen.

Ob ich es wagte? Doch, natürlich. Es wurde für mich eine Ehrensache, zu zeigen, daß ich genügenden Glauben an mich selbst hatte, um das Risiko einzugehen, und ich schrieb in aller Eile ein Billett an Brandes, um ihn zu fragen, ob er mich an einem der nächsten Tage empfangen könne. Ich hätte kürzlich mit einem Buche debütiert, das ich gleichzeitig übersandte, und es wäre für mich von größter Bedeutung, sein Urteil darüber zu hören.

Einen Tag, nein, vielleicht zwei Tage, nachdem ich diesen Schritt getan, hörte man die Wohnungsglocke kräftig läuten, und das Hausmädchen brachte mir eine Karte, auf der ich zu meiner Verwunderung und Freude den Namen Georg Brandes las.

Ich faßte es als ein gutes Zeichen auf, daß der Gefürchtete selbst zu mir gekommen war, anstatt meinen

Besuch abzuwarten, und ich täuschte mich nicht. Doktor Brandes sagte mir sofort, daß das Buch ihn interessiere. Er habe es noch nicht ausgelesen, aber wenn die Fortsetzung nur einigermaßen dem Anfang entspreche, würde er wahrscheinlich darüber schreiben. Nun wolle er sehen, was für eine Art Menschenkind ich sei.

Er verbrachte auch einige Minuten damit, ein kleines Verhör mit mir abzuhalten, erkundigte sich nach meinen Lebensumständen, fragte, was ich vorher geschrieben habe, woher ich meinen literarischen Stil hätte und noch mehr in diesem Genre. Aber bald kam das Gespräch auf die bedeutendsten Schriftsteller der damaligen Zeit. Er kannte ja alle, ich so gut wie keinen. Wohl eine Stunde lang saß er da, erklärte und erzählte und machte sich ein Vergnügen daraus, mich zu unterhalten, zu belehren und auch ein klein bißchen zu chokieren.

Ich erinnere mich gern an Georg Brandes, so wie er damals war, als ich ihn zum erstenmal sah. Er glich den Bildern, die man in allen Buchhandlungsauslagen sah, sehr, aber sie wurden ihm nicht ganz gerecht. In seinem Gesichtsausdruck war ein Leben, ein Spiel der Beweglichkeit, das gefangennahm und fesselte. Der schwarze Haarbusch, der die ersten grauen Fäden zeigte, sträubte sich prächtig über der von ein paar tiefen Falten gefurchten Stirn. Die Gestalt war eher klein, aber außerordentlich wohlproportioniert, leicht, geschmeidig und wunderbar lebendig, so daß sie bei allem, was er sagte, mitging. Die Stimme klang zuerst ein wenig alt und trocken. Aber dies war ein Eindruck, der bald verflog, im Laufe des Gesprächs bekam sie Klang und Kraft. Sie war wie eine Bahn schimmernde graue Seide, aus der eine Mannigfaltigkeit von Farben hervorbrechen kann, wenn sie in die richtige Beleuchtung kommt.

In seinem Wesen war nichts Herablassendes oder Beschützendes. Die Überlegenheit des Wissens, der Erfahrung, des Scharfsinns machte sich ohne große Gesten geltend. Daß er sich selbst des Eindrucks, den er machte, bewußt war, verriet er manchmal ganz offen. Wir sprachen zum Beispiel über einen dänischen Schriftsteller, von dem ich als einem sehr unterhaltenden Gesellschaftsmenschen gehört hatte. „Das habe ich nie bemerkt," sagte

da Brandes. „Aber Sie verstehen, Fräulein Lagerlöf, in Gesellschaft mit mir lassen die Menschen nie so recht sich gehen. Sie werden verlegen und gekünstelt. Es wird mir schwer, sie von ihrer besten Seite zu sehen."

Er hatte wirklich etwas von einem Arzt an sich. Er sprach hauptsächlich selbst, aber das war, damit ich mich ruhig fühlen und meine Schüchternheit überwinden solle, so daß er die Diagnose stellen konnte. Kein Gedanke daran, daß er meine Bewunderung erregen wollte.

Er war an jenem Tage nur der Mann der Wissenschaft, der zu untersuchen wünschte, ob diese neue Erscheinung auf seinem Forschungsgebiet von Nutzen sein konnte, ob sie der Ermunterung wert war, ob sie etwas war, das man schützen sollte oder ob sie nicht vielmehr schon in ihren ersten Anfängen niederzuschlagen und zu vernichten war.

Er war auch sehr gut. Von dieser ganzen Begegnung ist mir nichts andres als Verständnis und Güte in Erinnerung geblieben, jene Art von Güte, die man glücklich ist, bei einem großen Arzt zu finden.

Ein paar Tage darauf stand tatsächlich eine Besprechung von Gösta Berling, G.B. unterzeichnet, in „Politiken" zu lesen. Sie war recht kurz, und sie war nicht ausschließlich lobend, weit entfernt. Aber das spielte, wie es sich später zeigen sollte, keine Rolle.

Als ich an diesem Tage in den Leseverein hinaufkam, stand kein einziges der drei Exemplare auf den Regalen. Beim Mittagessen erzählte mir meine Freundin, daß die Nachfrage nach dem Buche auch in der Ausleihabteilung sehr lebhaft gewesen war. Man hatte bei weitem nicht alle Abonnenten zufriedenstellen können.

Das war das erste kleine Zeichen des Umschwungs.

Der Damen-Leseverein pflegte nicht nur Bücher auszuleihen, sondern er veranstaltete auch Unterhaltungsabende mit Vorlesungen und geselligen Zusammenkünften. Ein solcher Abend war für denselben Tag geplant, an dem der Brandesartikel in der Zeitung gestanden hatte, und ich sollte dabei eine neue Novelle von mir vorlesen.

Als ich mich am Abend einfand, war ich überrascht, Einfahrt und Stiegenhaus so überfüllt von zuströmen-

dem Publikum zu finden, daß ich mich nur schwer durchdrängen konnte. Der Vortragssaal war schon gesteckt voll. Von meiner Vorlesung konnte sich wohl niemand ein besonderes Vergnügen erwarten. Ich verstand, man wollte die *sehen*, über die Brandes geschrieben hatte. Die wenigen Worte, die er über mich geschrieben, machten jedenfalls den ganzen Abend zu einem Triumph. Ich bekam Beifall und Blumen. Bei der geselligen Zusammenkunft hielt man Reden auf mich. Es war ein vollkommenes Wunder.

Die Weihnachtsferien näherten sich ihrem Ende. Ich hatte nur noch ein paar Tage in Kopenhagen vor mir, aber diese Tage waren reich an den freudigsten Überraschungen. Wer mir begegnete, begann sofort mit mir über mein Buch zu sprechen. Jetzt auf einmal hatten es alle gelesen und waren begeistert, ja einige hatten es schon zweimal gelesen. Manche waren so gefesselt davon gewesen, daß sie es gar nicht weglegen konnten, sondern die ganze Nacht hindurch gelesen hatten.

Ich fühlte mich sehr glücklich, aber zugleich erstaunt, verwirrt. Ich hatte mir nie träumen lassen, daß jemand solche Macht über seine Mitmenschen besitzen konnte wie Georg Brandes. Es sah so aus, als sei jeder Mensch in Kopenhagen darauf eingestellt, so zu meinen, so zu denken wie er. Aber was würden sie wohl zu dem Buch sagen, wenn die geistige Suggestion nicht mehr wirkte?

Die Brandessche Hilfeleistung öffnete mir jedoch nicht nur in Dänemark die Tür des Erfolges. Sie wirkte auch auf meine Stellung in Schweden zurück und verschaffte mir meinen ersten deutschen Übersetzer. Der Unterschied zwischen der Zeit vorher und nachher war jedesfalls so offenkundig, daß ich Georg Brandes immer als einen der größten Förderer meiner Laufbahn betrachten muß, und *ich fühle ihm gegenüber eine Dankesschuld, die ich nie abtragen kann.*

Liljecronas letztes Konzert

Menschen, die lange miteinander gelebt haben, pflegen eine gewisse Fähigkeit zu haben, gegenseitig ihre Gedanken zu lesen. Das merkt man alle Tage, und meistens

erregt es gar kein Staunen. Nein, wie eigen, sagt man nur, weißt du, daß ich gerade an ganz dasselbe dachte, wovon du jetzt sprichst?

Manchmal erklärt man die Sache so, daß jemand, der dasselbe Leben lebt und dieselben Erfahrungen macht, auch leicht auf dieselben Gedanken kommt, oder man meint auch, daß der andere unsere Ansichten und unser Temperament kennt und so daraus schließen kann, was wir denken.

Das eine oder andere Mal merkt man aber doch, daß diese Erklärungsgründe nicht zureichen, so daß man sich fragen muß, ob nicht jenes wunderliche Etwas, das man Gedankenübertragung nennt, hier im Spiele gewesen ist.

Von allen Menschen, die mir begegnet sind, hatte niemand eine solche Fähigkeit, meine Gedanken zu lesen, wie meine alte Mutter. In den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens, in denen sie mein Heim zuerst in Landskrona, dann in Falun und schließlich in Mårbacka teilte, überraschte sie mich zu wiederholten Malen dadurch, daß sie Dinge sagte, die verrieten, daß sie wußte, woran ich dachte, wenn ich so einherging. Aber es gelang mir immer, irgendeine natürliche Erklärung zu finden, und die meisten dieser kleinen Erlebnisse sind jetzt in Vergessenheit geraten.

Ich kann aber ein kleines Beispiel dieser Art „drahtloser Telegraphie" anführen, das mir so merkwürdig vorkam, daß es in der Erinnerung bewahrt blieb.

Im Jahre 1895 kündigte ich meine Stellung in der Schule in Landskrona, und es stand mir also frei, mich niederzulassen, wo es mir beliebte, aber ich blieb noch ein paar Jahre dort wohnen, weil ich mich in der schönen Stadt am Sund wohlfühlte und eigentlich nicht recht wußte, wo ich mich sonst ansässig machen sollte.

Im Frühling 1897 war meine Mutter fortgefahren, um meine Schwester zu besuchen, die in Falun wohnte, und ich ging allein in Landskrona herum. Da geschah es eines Nachmittags, daß ich zu überlegen begann, ob ich nicht nach Falun ziehen sollte. Da hatte ich meine Schwester und meinen Schwager und deren Kinder. Es war das Einfachste und Natürlichste, daß ich mich in der

Nähe dieser meiner Angehörigen niederließ. Es würde nicht nur für mich gut sein, sondern vor allem auch für meine alte Mutter.

Ich erwog lange die Gründe für und wider, doch ehe der Tag zur Neige gegangen war, war mein Entschluß gefaßt. Am selben Abend setzte ich mich hin und schrieb an meine Mutter, um ihr meinen Vorschlag auseinanderzusetzen.

Dies alles war durchaus nichts Bemerkenswertes. Aber das Wunderliche war ein Brief, den ich zwei Tage später aus Falun bekam. Mein Schreiben war noch nicht angelangt, als dieser Brief abging, trotzdem bekam ich bereits Antwort auf das, was ich geschrieben hatte. Der Brief meiner Mutter begann nämlich so:

„Wir haben heute abend dagesessen, Gerda und ich, und darüber gesprochen, wie hübsch es wäre, wenn du hierher nach Falun ziehen wolltest..."

Sie schrieb dann noch Seite um Seite weiter, um mich zu überzeugen, daß ich nichts Besseres tun könnte, als nach dieser Stadt zu übersiedeln.

Ich konnte mir ausrechnen, daß meine Mutter und meine Schwester zur gleichen Zeit beisammengesessen und von meinem Umzug nach Falun gesprochen hatten, in der ich an dieselbe Sache gedacht hatte, und daß unsere Briefe am gleichen Abend geschrieben worden waren.

Es ist ja immerhin möglich, daß das alles ein gewöhnliches, zufälliges Zusammentreffen gewesen sein kann, aber man muß doch zugeben, daß es etwas recht Seltsames war, dieser gleichzeitig aufgetauchte Gedanke und die zwei Briefe.

Hier noch ein Beispiel. Der Fall trug sich um vieles später zu, im Herbst 1911, als wir schon nach Mårbacka gezogen waren.

Meine Mutter war da schon hoch in den Achtzigern, ganz gesund, aber natürlich waren ihre Körper- und Geisteskräfte in sichtlicher Abnahme begriffen. Diesen Herbst war ich im Begriff, einen Roman zu Ende zu führen, der den Titel „Liljecronas Heimat" bekam; aber ihr etwas von dem Inhalt des Buches mitzuteilen, verbot sich von selbst. Es wäre zu anstrengend für sie gewesen, einer so langen Darstellung zu folgen.

Daß ich Tag und Nacht an einem Buch arbeitete, wußte sie indessen sehr gut. Sie fragte mich täglich, ob ich bald fertig sei, und bedauerte mich, daß ich in einer solchen Hetzjagd leben mußte.

Eines Nachmittags war ich jedoch zum letzten Kapitel gekommen. Ich schrieb, wie Liljecrona vor dem Fenster seiner Geliebten Geige spielte, und schloß das Ganze mit Verlobung und Versöhnung ab. Gleich nachdem ich die Feder von mir geworfen hatte, ging ich zu meiner Mutter hinein.

Ich muß ihr doch sagen, daß das Buch fertig ist, dachte ich. Das wird sie freuen.

Sie freute sich auch über die Neuigkeit und beglückwünschte mich, aber sie hatte mir auch etwas zu erzählen.

„Es ist so hübsch heute abend,“ sagte sie. „Ein Spielmann hat hier vor dem Fenster gestanden und hat so schön gespielt.“

Sie sah wirklich ganz angeregt aus, hatte ein bißchen Farbe auf den Wangen und Leben im Blick.

„Ein Spielmann ist hier gewesen?“ fragte ich.

„Ja gewiß,“ sagte sie, gleichsam erstaunt, daß ich nichts gehört hatte. „Er stand gerade hier am Fenster, lange Zeit. Weißt du, es war wirklich schön.“

Ich war unbeschreiblich erstaunt. In aller Eile lief ich die Treppe zur Küche hinunter, um die Dienstleute zu fragen, ob ein Spielmann an diesem Nachmittag das Haus besucht hatte. Aber nein, niemand war dagewesen. Es war nur etwas, was die alte Frau sich einbildete.

War sie in ihrem Stuhl eingeschlummert und hatte geträumt, oder war es der Spielmann in meinem Buch, der große Geiger Liljecrona, der sich in ihr Bewußtsein geschlichen und so zum letzten Male vor seinem alten Lövdala ein Konzert gegeben hatte?

Ein Emigrant

Wohl in dem Vorgefühl von all dem Trüben und Schweren, das er um ihretwillen erdulden sollte, mochte der Knabe die Puppe gar nicht ansehen, als er sie am Weihnachtsabend bekam. Er sagte gerade heraus, er wolle nicht mit Puppen spielen, er, der doch ein Junge war. Die Mutter hatte ihn gefragt, ob sie die Puppe auf den Boden tragen oder sie dem kleinen Mädchen des Droschkenkutschers schenken solle, das er nicht leiden konnte, und sogar dazu hatte er ja gesagt. Es war ihm ganz gleichgültig, was aus dieser abscheulichen Puppe wurde.

Aber was nun auch der Grund sein mochte, die Puppe wurde doch nicht zum Droschkenkutscher getragen, sondern fand sich noch am Weihnachtsmorgen in der Wohnung vor. Der Knabe war dadurch erwacht, daß die Mutter aufstand und sich ankleidete, um zur Weihnachtsmette zu gehen, und er hatte ein bißchen gejammert, daß er allein zu Hause liegenbleiben sollte.

„Du bist doch nicht allein," hatte die Mutter gesagt. „Jetzt hast du doch jemanden, der dir Gesellschaft leisten kann."

Damit hatte die Mutter die große Fleckchenpuppe genommen, sie auf einen Stuhl an den Tisch gesetzt und sie mit einer brennenden Lampe davor zurückgelassen. Es sollte hell im Zimmer sein, damit der Kleine sah, daß jemand da war, der über ihn wachte, und er die ganze Zeit, da die Mutter weg war, ruhig schlafen konnte.

Der Knabe wollte der Mutter nicht sagen, wie kindisch ihm das alles vorkam. Er hätte gern gewußt, ob sie denn vergessen hatte, daß sie einen Jungen zum Kind hatte, nicht ein Mädel. Er ließ sie jedoch gehen, ohne weitere Einwände zu erheben, denn es war ihm ganz recht, unter vier Augen mit der Puppe zu bleiben. Wenn sie nur erst allein waren, dann würde sie schon nicht allzulange an dem Tisch unter der Lampe sitzenbleiben. Sie

würde schon auf ihren rechten Platz kommen, darauf konnte sie sich verlassen.

Als die Mutter in der Türe stand, im Begriffe zu gehen, sagte sie noch: „Du kannst Laban hier fragen, wie es in der Weihnachtsnacht zuging, als Jesus geboren wurde. Du glaubst gar nicht, wieviel er von allem weiß, was sich einmal in der Welt zugetragen hat."

Nein, das ging doch über den Spaß. Die dumme Puppe dort am Tisch! Die Mutter wurde wohl bald ebenso einfältig wie die Puppe selbst.

Aber es war merkwürdig. Wie er am Weihnachtsmorgen da lag und die Puppe anguckte und sich dachte, daß das wohl die letzte war, die ihm etwas erzählen konnte, gleichviel was, merkte er, daß sie plötzlich eine andere geworden war.

Sie war doch früher als ein Matrose kostümiert gewesen, mit weiter Bluse, weißen langen Hosen und einer schirmlosen Mütze, auf der ihr Name „Laban" mit rotem Wollgarn gestickt war, aber so sah sie jetzt nicht mehr aus. Sie hatte sich ganz plötzlich in einen der Hirten verwandelt, die in derselbigen Nacht, in der Jesus geboren ward, über die Flur gingen und die Schafe hüteten. Er hörte auch die Engel in der Luft über dem Kopf der Puppe singen, und er sah, wie sie sich aufrichtete, um zu sehen, was für merkwürdige Vögel durch die dunkle Nacht flogen.

Alles war genau so, wie er es die Mutter am Abend vorher erzählen gehört hatte, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt alles vor sich sah, ganz so, wie es geschehen war. Es war Nacht, und es waren Engel, und es waren lebende Schafe. Das war etwas anderes, als nur davon erzählen zu hören.

Der Junge war damals erst drei Jahre alt. Und deshalb konnte er wohl nichts von dem, was die Puppe und er an jenem Morgen zusammen gesehen hatten, in seiner Erinnerung bewahren. Daß sie auch nach Bethlehem gegangen waren und das Jesuskind gesehen hatten, glaubte er wohl, aber er konnte sich nicht recht entsinnen, wie es zugegangen war. Es war ihm wieder ganz entschwunden.

Das einzige, was er von diesem Weihnachtsmorgen-

Abenteuer noch wußte, war, daß, als die Mutter heimkam, die Puppe in seinen Armen gelegen und geschlafen hatte. Die Mutter hatte gleich gemerkt, daß die Puppe nicht mehr am Tische saß, und sie hatte sich ein bißchen mißtrauisch umgesehen, nach dem Kachelofen und der nächsten Kellerluke geguckt, aber schließlich hatte sie entdeckt, daß der Knabe den Matrosen mit ins Bett genommen hatte.

Und sie war sehr froh gewesen, als sie dies gemerkt hatte. Denn sie wußte nun, daß der Kleine einen Freund gefunden hatte, der ihm über viele einsame Stunden und viele Sorgen hinweghelfen würde.

Mit der Zeit entdeckte der Knabe immer mehr und mehr gute Eigenschaften an der Puppe. Er sagte ganz ernsthaft zur Mutter, wie um ein großes Unrecht gutzumachen, daß er, bevor er Laban hatte, gar nicht gewußt hatte, wozu Puppen gut seien. Er hatte geglaubt, sie seien nur für kleine Mädchen zu brauchen, die ihnen Kleider nähten und ihnen diese Kleider an- und wieder auszogen.

„Aber jetzt denkst du anders von ihnen?" fragte die Mutter und lächelte ihm zu.

Ja gewiß, jetzt begriff er, daß Kinder Puppen so liebhatten, weil sie sich verwandeln konnten.

Und verwandelt hatte sie sich wirklich, diese Puppe. Sie war ein König gewesen und hatte mit einer Krone auf dem Kopfe dagesessen, und sie war das kleine Mädchen des Droschkenkutschers gewesen und hatte mit piepsender Kinderstimme gesprochen. Sie hatte vor gar niemandem Respekt. Sie war Mutter selbst gewesen, wie sie da hinter ihrem Ladentisch stand und Äpfel und Apfelsinen verkaufte, und sie war all die Frauen und Dienstmädchen gewesen, die in den Keller kamen, um einzukaufen.

Was hatten sie damals für gute Tage im Obstkeller gehabt, er und die Puppe! Sie hatten einen kleinen Schlupfwinkel ganz für sich allein, unter dem Ladentisch, an dem die Mutter stand und Obst und Gemüse verkaufte, ein eigenes kleines Stübchen mit zwei kleinen Schemeln, auf denen sie einander gegenübersaßen und im Flüsterton Gespräche führten, während man über ihren

Köpfen kaufte und verkaufte. Der Knabe war früher wütend auf all die gewesen, die in den Kellerladen kamen und ihm seine Mutter wegnahmen. Aber jetzt waren sie ihm ganz willkommen, denn die Puppe verstand es, wie gesagt, sich in sie alle zu verwandeln. Sie ahmte ihre Stimme nach, und sie ging mit ihnen nach Hause und erzählte dann, was der Mann zu der Suppe gesagt hatte, die die Frau von den Kohlblättern und den Pastinaken aus Frau Hernquists Keller gekocht hatte.

Viele von denen, die im Laden aus und ein gingen, pflegten zu sagen, es wäre merkwürdig, zuzuhören, wie der Knabe die Puppe sprechen und antworten ließ. Daraus sah er, daß sie gar nichts von solchen Dingen verstanden, denn es war doch gewiß nicht er, sondern die Puppe, die sich das alles ausdachte. Er suchte wohl den Leuten begreiflich zu machen, wie es sich verhielt, aber nach einigen vergeblichen Versuchen merkte er, daß das ganz unmöglich war.

Die allerschönste der guten Eigenschaften der Puppe kam doch erst zutage, als er anfing, in die Schule zu gehen. Nach dem ersten Vormittag in der Schule war er recht mutlos nach Hause gekommen. Es war doch viel schwerer gewesen, die ersten Buchstaben zu lernen, als er sich vorgestellt hatte. Er hatte sich auf den Ladentisch zur Mutter gesetzt, damit sie ihm helfe, aber es war darum nicht besser gegangen.

„Willst du dich nicht zu Laban setzen und dir von ihm das Lesen beibringen lassen?“ hatte die Mutter gefragt, aber der Knabe war unschlüssig gewesen, er konnte doch nicht glauben, daß Laban zum Schulmeister taugte.

„Ja, du kannst sicher sein, daß er dazu taugt,“ sagte die Mutter. „Er war in all den Jahren, die ich in die Schule ging, mein Lehrer, und ich hatte immer die besten Zeugnisse. Man sprach sogar mit meinem Vater davon, mich Lehrerin werden zu lassen, so fix war ich.“

Als die Mutter dies gesagt hatte, kroch der Knabe unter den Ladentisch zu Laban, der dort auf seinem Schemel saß, und die Mutter gab ihnen ein kleines Kerzenstümpfchen, das sie zwischen sich stellen durften, damit sie die Buchstaben sahen.

„Lehre du ihn jetzt zuerst, dann lehrt er dich," sagte die Mutter. Man hörte es, daß sie in der Sache zu Hause war.

An diesem Abend bekam der Knabe eine noch höhere Meinung von Laban als früher. Denn seht ihr, die Puppe lernte sofort die Buchstaben. Sie brauchte die Aufgabe nur ein einziges Mal zu hören, dann saß sie ihr so fest im Kopfe, daß man das Licht auslöschen konnte, und sie sagte die ganze Geschichte von vorne nach rückwärts und von rückwärts nach vorne her, ohne auch nur einen einzigen Fehler zu machen.

„Ja, dacht ich mir's nicht, daß Laban dir helfen würde," sagte die Mutter. „Denke jetzt nur morgen in der Schule an ihn, dann wirst du schon die ganze Aufgabe können."

Als der Knabe am nächsten Tag in die Schule kam, war er doch sehr ängstlich, weil er glaubte, daß Laban und nicht er die Buchstaben gelernt hatte. Aber als er antworten sollte, hielt er die Gedanken ganz fest auf Laban gerichtet. „So hätte er gesagt," dachte er. Und er antwortete so gut, daß er von der Lehrerin gelobt wurde. Aber das machte ihm große Sorgen. Er wollte nicht dastehen und ein Lob ernten, das er nicht verdient hatte. Das wäre doch unrecht gegen die andern Kinder gewesen, die keine solche Puppe hatten wie er. Und schließlich sagte er auch der Lehrerin, wer es war, der die Aufgabe gelernt hatte. Er hatte erwartet, daß sie doch wenigstens verstehen würde, wie es sich mit dieser Puppe verhielt, aber sie lachte ihn nur aus, so daß er das nächste Mal nichts anderes tun konnte, als ihr Lob schweigend entgegenzunehmen.

Die gute Zeit für ihn und die Puppe, die dauerte eigentlich so lange, als er in die Volksschule ging. Immer war es die kluge Puppe, die arbeitete, und der Knabe hatte herrliche, freie Tage ohne alle Mühe und Plage. Nichts veränderte sich, außer daß er eines schönen Tages nicht mehr unter dem Ladentisch Platz fand, und da zogen Laban und er in einen Verschlag hinter dem Kellerladen. Da war ganz hoch oben in der Wand eine Luke, und darunter stellte die Mutter einen Tisch und einen alten Lehnstuhl, der so groß war, daß sie beide darin

Platz fanden, er und die Puppe, und da saßen sie nun nebeneinander und lernten die Aufgaben.

Aber was der Kameradschaft ein Ende zu machen drohte, war, daß die Mutter beschloß, den Knaben ins Gymnasium zu schicken.

Seht ihr, man hatte ja schon lange, ja eigentlich seit der Weihnacht, da er die Puppe bekam, davon gesprochen, daß es etwas Merkwürdiges um diesen Knaben war. Die Leute, die mit ihm im Obstkeller plauderten, konnten nicht genug von den lustigen Antworten erzählen, die er ihnen gegeben hatte. Und die Lehrerin in der Volksschule, die konnte sich vor Staunen gar nicht fassen und erinnerte sich nicht, je ein so begabtes Kind gehabt zu haben. Und alle diese, die die große Begabung, die sich im Obstkeller verbarg, mit entdeckt hatten, lagen der Mutter unaufhörlich in den Ohren, den Sohn doch ins Gymnasium zu schicken.

Ihr ging es sehr gegen den Strich. Einerseits wollte sie aus ihrem Sohn kein Herrschaftskind machen, das sich ihr entfremdete, wenn es heranwuchs, und andererseits brauchte sie den Jungen sobald als möglich zur Hilfe im Geschäft. Aber sie wollte ja kein Unrecht gegen ihr eigenes Kind begehen, und da alle von den großen Anlagen sprachen, die erst in einer solchen höheren Lehranstalt zu ihrer rechten Entfaltung kommen konnten, entschloß sie sich endlich zu diesem Schritt.

Nun kann man sich denken, daß die Kameradschaft mit der Puppe nicht mehr so leicht war. Kaum war der Knabe in die erste Klasse gekommen, als die übrigen Schuljungen ihn damit aufzuziehen begannen. Er kämpfte viele Schlachten für sie aus. Und das ging ja an, solange er sie mit den Fäusten verteidigen konnte. Aber es sollten Angriffe kommen, die er nicht auf diese Art zurückschlagen konnte.

Dabei mußte man ja sagen, daß es ihm in der Schule vortrefflich ging. Und dieselbe wunderliche Art, seine Aufgaben zu lernen, hatte er noch beibehalten. Konnte er sich nur einbilden, daß es die Puppe war, die lernte, nicht er, kostete es ihm nicht die geringste Mühe, zu lernen, was es auch sein mochte.

Aber als er in die zweite Klasse kam, erzählte ihm

die Mutter eines Tages, daß es Leute gäbe, die sagten, es könnte doch nie ein rechter Mann aus ihm werden, der noch als Zehnjähriger mit Puppen spielte. Andere Knaben pflegten sich nicht so zu benehmen.

Das waren Worte, die sich in sein Herz eingruben. Gegen die konnte er keinen gewappneten Widerstand anwenden. Er machte auch schon am selben Tag einen Versuch, sich der Puppe zu entledigen. Er trug sie auf den Dachboden, aber schon nach ein paar Stunden trug er sie wieder hinab. Er kam mit seinen Aufgaben nicht vom Fleck, wenn er die Puppe nicht neben sich hatte.

Und nun kamen zwei harte Jahre für ihn und die Puppe. Die Leute wollten sie nicht in Frieden lassen.

Ein so vielversprechender Junge, sagte man von ihm, es ist doch wirklich jammerschade, daß er diese lächerliche Gewohnheit hat, noch in seinem Alter mit Puppen zu spielen.

Und die Mutter, die hielt ihn beinahe für einen verlorenen Sohn — nur dieser Puppe wegen. Sie bekam auch mehr von all den Neckereien und Witzen über ihn und die Puppe zu hören als er selbst. Manchmal glaubte der Knabe, daß sie und ihre Bekannten es sich nicht so sehr zu Herzen genommen hätten, wenn er zu trinken oder zu rauchen angefangen hätte, denn das war doch eine Sache, die andere Knaben auch taten. Aber daß ein Junge, der schon zwölf Jahre alt war, seine Puppe behielt, so etwas hatte man noch nie gehört.

Als nun sein dreizehnter Geburtstag herankam, sagte er sich jedoch, daß nun die Grenze erreicht war. Jetzt mußte er die Puppe aufgeben, wenn er die Achtung der Menschen nicht ganz einbüßen wollte. Jetzt riefen ihm die gleichaltrigen Knaben zu, er solle doch lieber mit kleinen Mädeln spielen, er, der noch seine Puppe hatte, und die Mädchen, die steckten die Köpfe zusammen und kicherten, sobald sie ihn nur sahen.

Ja, die Puppe sollte also aus dem Hause, das war eine ausgemachte Sache. Aber da war noch etwas anderes, über das man nicht so leicht ins klare kommen konnte. Nämlich die Frage, wohin die Puppe sich begeben sollte. Es hatte keinen Sinn, es noch einmal mit dem Boden zu probieren, denn er wußte schon im vorhinein,

wie das ausgehen würde. Auch konnte er sich nicht entschließen, die Puppe irgendeinem Kind, das er kannte, zu schenken, denn er vermochte sich nicht in den Gedanken finden, daß irgend jemand seiner Bekannten sie, die ihm so lieb war, besitzen sollte.

Er wußte ja, was der beste Ausweg war, aber er mußte ein paar Tage mit sich kämpfen, bevor er sich dazu entschließen konnte. Die Puppe erhob keine Einwände, aber der Knabe war es, der sich nicht überwinden konnte, diesen äußersten Schritt zu tun.

Es sah aus, als sollte nichts aus der Trennung werden, und es wäre wohl auch nicht dazu gekommen, wenn die Puppe selbst sich nicht in die Sache gemischt hätte. Die machte eines Abends ein ganz beleidigtes Gesicht und ließ ihn wissen, daß sie ihm nach all den guten Jahren, die sie miteinander gehabt hatten, nicht zum Schaden gereichen wollte; und wenn der Knabe sich nicht entschließen konnte, sie ziehen zu lassen, so würde sie schon einen andern zu finden wissen, der ihr forthelfen wollte.

Da war der Junge nun auch beleidigt und versprach, daß er Ernst in der Sache machen würde. „Ich werde schon dafür sorgen, daß du irgendwohin kommst, von wo du nie zurückkommen kannst," sagte er.

Am nächsten Tage stand er ganz früh auf, rollte die Puppe in ein großes Zeitungspapier und ging mit dem Paket unter dem Arm auf die Straße. Zuerst begab er sich zu einem Platz, wo man eben den Grund zu einem Hause sprengte, und da hob er einen großen Stein auf, den er in der Hand behielt. Dann lenkte er seine Schritte zu einem der großen Kanäle in der Nähe des Hafens.

Es war ein wunderbar schöner Morgen, in den er hinaustrat. Er erinnerte sich nicht, je etwas Ähnliches erlebt zu haben. Es war die mildeste Frühlingsluft, voll Duft und Würze, lichtes Grün auf den Bäumen und leichte Frühlingswölkchen am Himmel. Auch sah er eine Menschenschar nach der andern aus den Häusern kommen und zum Hafen hinuntergehen. Sie waren in Reisekleidung und hatten Eßkörbe, Plaids, Feldstecher und Tennisschläger mit. Sie wollten bei diesem herrlichen Frühlingswetter Ausflüge nach den Villen- und Badeorten machen.

Wie froh und glücklich sie alle miteinander zu sein schienen. Der Knabe wünschte, er wäre einer von ihnen gewesen.

Da glaubte er zu hören, wie der alte Freund, den er in dem Pakete hatte, ihm eine letzte Ermahnung gab: „Kümmere dich nicht um sie," sagte er. „Du kannst sicher sein, daß sie auch ihre Sorgen haben, sie gerade so gut wie wir alle."

„Da kannst du wohl recht haben," sagte der Knabe, „aber ich glaube doch nicht, daß einer von ihnen es so schwer hat wie ich. Oder hältst du es für möglich, daß ein einziger von ihnen auf dem Wege ist, seinen besten Freund zu ertränken, so wie jetzt ich?"

Endlich waren sie am Ziel ihrer traurigen Wanderung angelangt, und der Knabe blieb auf dem Kai des Hafenkanals stehen. Da legte er die Puppe auf den Boden, wickelte sie aus der Umhüllung und begann, ihr eine Spagatschnur um den Hals zu knüpfen.

Im nächsten Augenblick sollte die Puppe also auf dem Kanalgrunde liegen, zwischen Leichen von jungen Hunden und Katzen, und das schmutzige, gelbgrüne Kanalwasser sollte über sie hinfließen. Das war also der Lohn, der ihr für all ihre Treue und alle ihre Dienste zuteil werden sollte.

Plötzlich hörte der Knabe auf, die Schnur zu knüpfen. Er schleuderte den mitgebrachten Stein in den Kanal, aber ohne die Puppe. „Nein, das ist unmöglich," sagte er. „Das geht nicht. In so gräßlicher Weise kann ich mich deiner nicht entledigen, Laban."

Er stand da und starrte recht ratlos vor sich hin. Mit den Blicken folgte er neuen Gruppen von Lustreisenden, die zum Meere hinunterwanderten.

Während er ihnen so nachsah, kam der Puppe plötzlich eine Idee. „Wir sind doch rechte Esel gewesen, du und ich, Fritz," sagte sie, „daß uns etwas so Einfaches nicht früher eingefallen ist. Du hast wohl schon ganz vergessen, wie es im alten Griechenland zuging? Wenn sie ihre guten und edlen Mitbürger nicht im Lande behalten wollten, so fiel es ihnen doch nicht ein, sie zu töten, sondern sie sandten sie in die Verbannung."

„Nein, was bist du doch für ein Meister, du Laban,"

rief der Knabe. „Ich verstehe schon, was du meinst. Ja, in dieser Weise kann ich mich doch eher von dir trennen.“

Er fand den Gedanken so vortrefflich, daß er sich für den Augenblick fast über die Trennung getröstet fühlte. In aller Eile hüllte er die Puppe wieder in die Zeitung und ging hinter ein paar Reisenden her, die auf dem Wege zum Hafen waren. Es war eine ganze Familie: Mann, Frau und eine große Kinderschar.

„Vielleicht wird eines dieser Kinder Beschlag auf dich legen, Laban,“ sagte er.

Im selben Augenblick sah er den Hafen, wo ein großes weißes Schiff dalag und seinen Dampf in die Luft stieß. Es hieß „Oskar Dickson“, und er wußte, daß es zwischen Gothenburg und Christiania hin und her fuhr und unterwegs an einer ganzen Menge von Orten anlegte.

Er eilte hinunter und sprang an Bord. Niemand hinderte ihn. Man glaubte, daß er einem der Passagiere noch ein Paket zu bringen hatte. Unten im Achtersalon nahm er die Puppe wieder aus der Zeitung und setzte sie auf eines der roten Plüschsofas. Er knipste noch ein paar Stäubchen von der Bluse und setzte die Mütze richtig auf.

„Wenn wir gewußt hätten, daß du eine so lange Reise antreten mußt, hätten wir schon dafür gesorgt, Mutter und ich, daß du etwas Neues zum Anziehen hast. Aber das ist ja einerlei. Du bist doch auf jeden Fall die allerbeste aller Puppen, die es in der Welt gibt. Und es kommt sicher bald jemand, der sich deiner annimmt. Glückliche Reise! Adieu! Adieu!“

Er wagte es nicht, den Abschied noch zu verlängern, sondern sprang auf das Verdeck. Er war gar nicht ängstlich, wie es der Puppe ergehen würde. Er zweifelte keinen Augenblick, daß, sobald eines der Kinder, die sich an Bord des Dampfschiffes befanden, die Puppe erblickte, es auch ihre guten und großen Eigenschaften entdecken und eine solche Liebe zu ihr fassen würde, daß es gar nicht anders konnte, als sie mit nach Hause zu nehmen.

Er glaubte triftigeren Grund zur Angst für sich selbst

zu haben, denn es war sehr ungewiß, wie es ihm nun ergehen würde, wenn er diesen klugen Freund, der ihm raten und helfen konnte, nicht mehr hatte.

Kaum war er wieder auf festem Lande, als er sich nach der Puppe zu sehnen begann und bereute, daß er sie von sich gelassen hatte. Es wäre besser gewesen, alle Sticheleien zu ertragen, als einen solchen Schatz hinzugeben. Aber er kehrte doch nicht um, um die Puppe wiederzuholen. Ein so ängstliches Gefühl hatte man wohl immer, wenn jemand, den man liebhatte, fortreiste. In ein paar Stunden würde es sich schon geben.

Aber wie er so nach Hause ging, verfolgte ihn das Gefühl, daß er etwas Wertvolles und Großes hingegeben hatte, und das wollte nicht weichen, im Gegenteil, es wuchs und wurde zu einem heftigen Groll gegen all jene, die die Puppe nicht hatten in Frieden lassen wollen. Als er später am Vormittag in die Schule kam, bereitete es ihm eine Art von Genuß, zu fühlen, daß er so stumpf war, daß er keine einzige Frage richtig beantworten konnte. Ja, seht nur, wie es geht, dachte er. Hättet ihr mich nicht meine Puppe behalten lassen können?

Es war gewiß ein großes Unrecht, das man gegen ihn begangen hatte. Er konnte sich daheim ebensowenig zurechtfinden wie in der Schule. Den kleinen Verschlag, wo die Puppe und er sich so wohlgefühlt hatten, fand er jetzt so dunkel und armselig, daß er es darinnen nicht aushalten konnte. Er mußte seine Zuflucht zur Gasse nehmen, und da trieb er sich den ganzen Abend herum, ohne zu lernen oder zu rechnen. „Ja, seht nur," sagte er wieder, „so wird es alle Tage gehen. Warum ließ man mich nicht den Gefährten behalten, der es mir zu Hause so schön machte?"

Die ganze Woche verging, ohne daß der Knabe in bessere Laune kam. Die Mutter tat, was sie konnte, um ihn aufzumuntern, aber mit geringem Erfolg. Gegen sie war er noch unfreundlicher als gegen die andern, denn er fand, daß wenigstens sie, die ihm doch selbst die Puppe gegeben hatte, auch ihre Partei hätte nehmen müssen und nicht zulassen durfte, daß er sich ihrer entledigte.

Er hatte die größte Lust, zum Hafen hinunterzugehen,

aber er kämpfte mit aller Macht dagegen an und lenkte seine Schritte nie nach dieser Richtung. Die Puppe war ja dahin und verloren, das wußte er. Es wäre nur so gewesen, wie wenn man ein Messer in einer Wunde herumdreht, wenn er dort hinuntergegangen wäre und sich den „Oskar Dickson" und das leere Plüschsofa im Dampfschiffsalon angesehen hätte.

Gegen Ende der Woche hatte der Knabe wohl die ärgste Bitterkeit gegen die Mutter überwunden und sich wieder etwas freundlicher gegen sie gezeigt, so daß sie eines Nachmittags den Mut faßte, ihn zu bitten, zum Hafen hinunterzugehen und ihr ein paar Bund Spargel zu holen, die sie mit einem Schärenboot erwartete.

Der Knabe wurde zuerst rot und dann blaß, als sie ihn darum ersuchte. Zuerst wollte er ein schroffes Nein zur Antwort geben, aber dann stieg eine so starke Sehnsucht in ihm auf, wieder dort hinunterzukommen, daß er nicht dagegen ankämpfen konnte. Nun meinetwegen, dachte er, Mutter will es ja selbst. Er fühlte wohl, daß in ihm eine Hoffnung war, die nur auf die Gelegenheit lauerte, an Bord des Dampfschiffes zu kommen und nachzusehen, wie es dort stand. Aber er unterdrückte sie mit der unwiderleglichen Behauptung, daß eine solche Puppe wie Laban nicht so viele Tage ohne Besitzer hatte bleiben können. Es war nicht anders möglich, jemand hatte sie sich angeeignet.

Aber als er nun mit seinem Korb in der Hand zum Hafen hinunterkam, war das erste, was seinen Blicken begegnete, der Dampfer „Oskar Dickson". Er schien soeben angekommen zu sein, denn der Landungssteg war gerade ausgelegt, und die Passagiere begannen ans Land zu strömen.

„Du bist doch das größte Rindvieh auf Gottes Erdboden," sagte der Junge zu sich selbst. Aber in der nächsten Sekunde drängte er sich doch über den Landungssteg. „Es hat doch gar keinen Zweck, das weißt du doch," sagte er wieder, aber er lief doch über das Verdeck, „nein, darin liegt doch nicht die geringste Vernunft," fuhr er fort, während er die Treppe hinuntereilte und in den Salon guckte.

Aber es war wohl doch nicht so ganz ohne Vernunft,

26*

denn wer saß ganz oben in der Ecke des plüschbezogenen Sofas, wenn nicht seine eigene, heißgeliebte Puppe?

Der Knabe wollte seinen Augen nicht trauen. Konnte das wirklich sein eigener Laban sein, der da saß? Ja, er war es ja doch, das fühlte er schon daran, daß sein Herz einen heftigen Sprung machte und dann wieder auf seinen rechten Platz kam. Im selben Augenblick begriff er auch, warum ihm die ganze Zeit, die die Puppe fortgewesen war, so schrecklich zumute gewesen war. Das war das Herz, das nicht am rechten Fleck gewesen war. Aber jetzt mit einem Male, wie er nur die Puppe erblickt hatte, war alles wieder ganz gut.

Mit zwei Sätzen hatte der Knabe die Puppe erreicht. Er machte nicht viel Federlesens mit ihr, er stopfte sie nur in seinen Korb und knüllte sie zusammen, so daß er den Deckel zubrachte. Und dann ging es mit ihnen beiden heimwärts.

Auf dem ganzen Wege lachte er in sich hinein und trällerte, er konnte es nicht lassen. Ja, so war es wohl Menschen zumute, wenn sie sagten, daß sie glücklich wären, der Knabe hätte nie geglaubt, daß das so hübsch sein könnte.

Er freute sich sogar, daß er die Puppe ausgesetzt hatte, denn wenn er nicht die ganze Woche lang von ihr getrennt gewesen wäre, hätte er ja auch die große Freude des Wiedersehens nie kennengelernt.

Als er durch den Kellerladen ging, eilte er nicht stumm und mürrisch an den Kunden vorbei wie in letzter Zeit, sondern er stellte seinen Korb nieder, legte der dicksten Madam den Arm um den Leib und küßte sie.

Das war nur als eine kleine Freundlichkeit gemeint, und wenn auch die Dicke und die andern nach ihm schlugen, so nahmen sie es doch auch für nichts anderes. „Ja, jetzt ist er wieder guter Laune," sagten sie. „Wir wußten ja, daß er nicht sein Leben lang wegen einer Fleckchenpuppe den Kopf hängen lassen würde."

Der Knabe hielt sich nicht auf, um ihnen zu erklären, was ihn so verändert hatte. Er nahm den Korb in seinen Verschlag mit, packte die Puppe aus und setzte sie mit großer Feierlichkeit in dem Stuhl zurecht. Und zugleich nahm alles um ihn sein gutes, vertrautes Aussehen

wieder an. Es war die Puppe, die all das Behagen und die Traulichkeit mitbrachte.

„Du machst dir wohl gar nichts daraus, wieder zu Hause zu sein, Laban?" sagte der Junge. „Du hattest es wohl auf dem Dampfschiff ebenso gut?"

Er plauderte in einem fort. Die Puppe mußte hören, wie elend er es gehabt hatte und wie schlecht es mit dem Lernen gegangen war. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Klageweisen und neckte die Puppe, weil gar niemand Beschlag auf sie gelegt hatte.

Er wartete keine Antwort ab, sondern ging gleich zu etwas anderem über. „Weißt du was?" sagte er, „jetzt, wo ich dich wiederhabe, halte ich es nicht aus, so träge und dickschädlig zu sein, wie ich die ganze Woche war. Wir müssen uns jetzt ordentlich hineinlegen, damit ich die Kameraden einhole."

Es kam ein solcher Arbeitseifer über ihn, daß er schon in der nächsten Minute mit dem Kopf über ein Buch gebeugt dasaß. Und das war wahrlich nur ein Vergnügen, jetzt, wo Laban neben ihm saß. „Erinnerst du dich an dies und an das?" fragte er die Puppe. „Kannst du mir dieses Problem lösen?" Und es ging alles wie im Spiel. Die Puppe durchschaute sofort die allerverwickeltsten Aufgaben. Das Ganze war eitel Lust und Freude.

Nach einiger Zeit konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, die Puppe wieder ein bißchen zu necken.

„Denk mal, daß dich gar niemand haben wollte, Laban! Denke, daß du die ganze Woche allein in der Sofaecke sitzengeblieben bist! Das hättest du wohl nie gedacht?"

Während er so mit der Puppe scherzte, sah er etwas aus ihrer Bluse, aus dem Halsausschnitt, ragen. Er beugte sich vor und zog ein kleines, viereckiges Blättchen heraus. Es war eine Amateurphotographie, die ein kleines Mädchen mit blonden Locken, langen Wimpern und einem kleinen, kleinen Mündchen vorstellte.

„So, Laban, bist du ein solcher Spitzbub," rief der Knabe. „Also diese kleine Schönheit hat dir auf dem Boot Gesellschaft geleistet. War sie ganz verliebt in dich, sag'? Hast du das von ihr bekommen, als sie ans Land ging, damit du sie nicht vergißt?"

Der Knabe glaubte zu merken, wie ein Lächeln über das ernste Gesicht der Puppe huschte. „Siehst du, ich hätte jetzt für immer von dir geschieden sein können, wenn ich gewollt hätte," schien es zu sagen. „Aber ich bin treuer als du, ich bin zu dir und dem Kellerloch und den Aufgaben zurückgekehrt, trotz allem, was mich in die weite Welt hinausgelockt hat."

Es war ein glücklicher Nachmittag, und ihm folgten viele glückliche Tage. Aber dann — — — ja, es mag genug sein, zu sagen, daß, als ein halbes Jahr vergangen war, sie sich wieder so ziemlich in derselben Lage befanden wie im Frühling. Die Leute hatten entdeckt, daß die Puppe zurückgekommen war, und gleich hatte man wieder angefangen, den Knaben auszulachen. Er merkte es, und er konnte es nicht ertragen. Er sah ein, daß er ja doch einmal gezwungen sein würde, sich von der Puppe zu trennen.

Niemand kann behaupten, daß er es leichten Herzens tat. Es kam ihm fast schwerer an als das erstemal, denn jetzt wußte er besser als damals, was er verlor, wenn er die Puppe fortschickte. Aber andrerseits war er jetzt älter, und er empfand es tiefer als früher, daß man ihn beinahe als einen rettungslos Entgleisten betrachtete.

Es mag genug sein, zu erzählen, daß der Knabe eines Nachmittags im Spätherbst die Puppe nahm und sich mit ihr in eine Straßenbahn setzte. Er fuhr ein Stück mit der Puppe, dann stand er mit gleichgültiger Miene auf und ließ sie im Wagen zurück, so, als hätte er sie vergessen.

Kaum war der Wagen weitergefahren, als derselbe Mißmut über ihn kam wie das frühere Mal, wo er die Puppe weggeschickt hatte. Er konnte sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen, sondern trieb sich niedergeschlagen und verstimmt auf der Straße herum.

Nein, wie hatte er doch die Schule und die Schularbeit satt! Wenn er die Puppe nicht hatte, die alles zu einem Spiel machte, konnte er es gar nicht ertragen, an all diese Aufsätze und Probleme zu denken.

Er bummelte herum, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Als er endlich heimkehrte und die Treppe hinunterging, die in den Keller führte, stolperte er über einen

Gegenstand, der auf der obersten Treppenstufe lag, und wäre fast darübergefallen.

Im selben Augenblick, in dem er ihn mit dem Fuße berührte, wußte er auch schon, was es war, und ein Beben der Freude durcheilte ihn. Er bückte sich rasch und tastete mit den Händen. Ja, es war Laban.

„Es sieht aus, Laban, als wolltest du mich gar nicht verlassen," sagte er, und die Stimme klang ärgerlich, aber eigentlich war er ganz selig, daß die Puppe zurückgekommen war.

Es nahm ihn nicht so sehr wunder, daß auch dieser Versuch mißlungen war. Es gab vielleicht nicht viele Leute in der Stadt, die so bekannt waren wie seine Puppe. Vermutlich hatte eine der Kunden seiner Mutter sie in der Straßenbahn erkannt und sie ihm heimgebracht.

Der Knabe stand auf der dunklen Treppe und fuhr mit der Hand über die Puppe, wie um sich zu vergewissern, daß sie sein eigener Laban war. Dabei merkte er, daß auf dem Rücken der Puppe ein Papier befestigt war.

„Was ist denn das?" sagte er. „Was ist denn das, was du mitgebracht hast? Letzthin kamst du mit einer Photographie, das hier ist wohl ein Liebesbrief?"

Der Junge sah durch die Glastüre des Ladens, daß die Mutter dort auf und ab ging, und es war ihm ein wenig peinlich, ihr zu zeigen, daß er noch einmal mit der Puppe nach Hause kam. Er wollte darum abwarten, bis sie in die Küche ging, so daß er unbemerkt zu sich hineinkommen konnte, und inzwischen löste er das Papier ab und lief zu einer Gaslaterne, um zu sehen, ob etwas darauf geschrieben stand.

Ja, allerdings. Da stand fürs erste sein eigener Name und darunter ein kleines Verschen:

Hör', mein Büblein, diesen Spruch,
Gucke fleißig stets ins Buch,
Laß von Knaben, welche saufen,
Fluchen, spielen und auch raufen,
Nie und nimmer dich verlocken,
Sondern bleib bei deiner Docken.

Nun, er war ja nur ein Kind, und als er den alten Fibelvers in dieser Weise verwandelt und gegen sich ge-

richtet las, nahm er das nicht als den unschuldigen Spaß, der es im Grunde war, sondern er betrachtete es als eine sehr große Beleidigung. Er wurde ganz starr vor Wut, daß man es wagte, ihn in dieser Weise zu hänseln.

Jetzt dachte er gar nicht mehr daran, die Puppe mit nach Hause zu tragen. Er mußte sie gleich fortschicken, im selben Augenblick, und diesmal wollte er es so tun, daß sie nie wiederkehrte.

Es blieb ihm nicht viel Wahl, und es dauerte auch nicht lange, so war er auf dem Wege zur Eisenbahn. Als er den Perron betrat, stand gerade ein Zug zur Abfahrt bereit, und ehe er sich noch ganz Rechenschaft gegeben, was er tat, hatte er die Puppe in ein Coupé gesetzt und sie in die weite Welt hinausgeschickt, er wußte selbst nicht, wohin.

Und diesmal schien die Puppe wirklich verschwunden zu sein. Eine Woche nach der andern verging, ohne daß der Knabe etwas von ihr wußte. Und so allmählich hörte er beinahe auf, sich nach ihr zu sehnen. Sie wurde aus seinen Gedanken entführt, wie so vieles andere.

Es ist ja mit Kindern oft so, daß sie irgendeinen Sündenbock suchen, dem sie die Schuld für all das Mißgeschick aufbürden können, das sie trifft. Und was den Knaben betrifft, so war er noch so sehr Kind, daß er, als es ihm jetzt in der Schule so schlecht zu gehen anfing und er in keiner Weise mit den Kameraden Schritt halten konnte, sich damit entschuldigte, daß er seine Puppe verloren hatte.

Er war jetzt nicht träge und fahrlässig. Er war vielmehr bestrebt, sich obenzuhalten, aber er konnte sich nicht verhehlen, wie rettungslos er zurückging.

Die Lehrer schüttelten den Kopf, wenn sie seine Aufsätze durchsahen und fragten, ob er krank sei oder ob er viel gestört würde, wenn er zu arbeiten hatte. Dem Knaben konnten bei diesen wohlwollenden Fragen die Tränen in die Augen kommen. Er hätte gerne geantwortet, daß alles nur daher kam, daß man ihn seine Puppe nicht hatte behalten lassen. Aber er biß die Zähne aufeinander und schwieg.

Der Klassenvorstand ging zur Mutter, um mit ihr über den Knaben zu sprechen, der gar nicht mehr im-

stande war, in der Schule mitzukommen. Er konnte nicht begreifen, was in den Jungen gefahren war, er war doch früher der Erste in der Klasse gewesen. Vielleicht wäre es angezeigt, ihn eine Zeitlang aussetzen zu lassen.

Und dann fragte die Mutter ihn selbst, was ihm denn fehle, und ob er gerne für ein paar Wochen Ferien haben wolle, um sich auszuruhen. „Das nützt nichts," sagte der Knabe. „Mir wird es in der Schule nie mehr gut gehen, und wenn ich mich noch so lange ausruhe." Und als er das gesagt hatte, lief er zur Türe hinaus, weil er fühlte, daß er in Tränen ausbrechen mußte.

Ein paar Tage später geschah etwas, das ihn mehr belebte als noch so lange Ruhe. Er las nämlich in einer Zeitung von einer großen Puppe, die die Eisenbahner einander zum Spaß hin und her schickten.

Vom ersten Augenblick an war er überzeugt, daß das niemand andres sein konnte als Laban, von dem da die Rede war. Was war das doch für eine Puppe! Wo immer sie sich zeigte, wurde es lustig und fröhlich um sie.

Sicherlich erinnern sich viele hier im Lande heute noch an den lustigen Spaß mit der reisenden Puppe.

Man kann sich denken, daß die Sache so angefangen hatte, daß irgendein lustiger Stationsbeamter, der in einem Coupé eine einsam dasitzende Puppe fand, sie mit auf die Station nahm, ein Verslein auf einen Zettel schrieb und sie mit dem Poem an der Brust in eine andere Station schickte. Um den Spaß noch besser zu machen, hatte er an einen Kollegen in dem neuen Bestimmungsort ein Telegramm abgesandt:

„Herr Laban kommt mit dem Schnellzug. Bitte ihn gut zu empfangen."

Herr Laban! Wer war Herr Laban! Das gab ein Staunen auf der Station, wo er erwartet wurde. Der Stationsinspektor, der Buchhalter und der Bagageverwalter standen auf dem Perron, um ihn zu empfangen. Als der Zug kam, bemühte sich alles, herauszubekommen, welcher der Reisenden Herr Laban sein konnte. Aber da man nicht klug daraus wurde, mußte man den Kondukteur fragen.

„Es soll doch ein Herr Laban mit dem Zug ankom-

men? Wo steckt er denn? Wir sollen ihn doch empfangen."

„Herr Laban," sagte der Kondukteur, „ach so, er soll hier aussteigen? Ja, er fährt erster Klasse. Ich will gleich gehen und es ihm sagen."

Und gleich darauf erschien er mit der großen Fleckchenpuppe in den Armen. Man kann sich denken, mit welchem Jubel sie aufgenommen wurde.

Dann fand jemand, daß das ein viel zu guter Spaß war, um ihn nicht weiterzuspinnen. Die Puppe wurde also mit neuen Versen ausgerüstet, die neben den alten befestigt wurden, und dann bekam sie ein Cachenez, damit sie doch reisemäßiger aussah. Hierauf wurde sie wieder in den Zug gesetzt, und man telegraphierte an die nächste Station, um ihre Ankunft anzukündigen.

Da wiederholte sich die Geschichte. Aber da nun die Puppe bald ganz mit Papierzetteln bedeckt war, kam jemand auf den Einfall, sie mit einer Reisetasche zu versehen, wo sie ihre Aktenstücke verwahren konnte.

Auf diese Weise fuhr die Puppe rings um das Land, von Station zu Station. Die Telegramme, die sie ankündigten, wurden immer pompöser, und sie wurde immer feierlicher empfangen, je weiter sie herumkam. Die guten Leute in den Stationen konnten sich gar nicht genug tun. Sie reiste auch gerade in der Weihnachtszeit, wo alle freigebig und erfinderisch sind, und bald hatte es mit der Tasche und den schönen Versen nicht mehr sein Bewenden, sondern sie bekam so allmählich eine ganze Ausrüstung. Schließlich hatte sie einen Ulster und einen Nachtsack, eine Brieftasche und ein Portemonnaie. In den Taschen hatte sie Zigaretten und Zündhölzchen, Sacktuch, Federmesser, Taschenkamm, Bürsten, Tüten mit Pralinees und Karamels. Sie hatte eine eigene Reisedecke, um sie über die Knie zu breiten, wenn sie sich auf dem Sofa ausstrecken wollte, und eine besondere Reisemütze, die sie nur trug, wenn sie im Zug saß.

Man kann sich denken, daß dieser Spaß, als er eine Zeitlang gedauert hatte, auch in den Zeitungen besprochen wurde, und so erfuhr das große Publikum von diesem Weihnachtsscherz der Eisenbahner. Und da kriegte das

große Publikum auch Lust, mitzuspielen. Und es kam so weit, daß, wenn ein Telegramm, daß Herr Laban kommen sollte, an einem Ort eintraf, große Volksmassen sich an der Station einfanden, um ihn zu empfangen, sich die wunderbare Reiseausstattung anzusehen oder die Verse zu lesen.

Einige davon wurden auch in der Zeitung abgedruckt, und durch eines dieser Verslein gelangte der Knabe zur vollen Gewißheit, daß es seine Puppe war, die so großen Ruhm erlangt hatte.

Der Vers lautete so:

> Ich bin ein armer Laban, ich esse niemals Brot,
> Ich kann nicht gehn, ich kann nicht stehn, doch leid ich keine Not.
> Denn in der schönen Eisenbahn, da fahr ich Tag für Tag
> Ich bin bald hier, ich bin bald dort,
> Man hat mich lieb an jedem Ort.
> Mit niemand tauschen mag.

Ja, das hatte der Knabe vom ersten Augenblick an gewußt. Es war seine Puppe. Darüber konnte ja kein Zweifel sein. Es konnte ja auch kaum noch eine Puppe auf der Welt geben, die Laban hieß. Und übrigens hätte sich auch keine andere Puppe einen solchen Spaß ausdenken können. Die Eisenbahner glaubten vielleicht, daß einer von ihnen den Einfall gehabt hätte, sie hin- und herzuschicken, aber der Knabe wußte es besser. Alles, von Anfang bis zu Ende, war die eigene Erfindung der Puppe. Denn so war sie. Jetzt mußten die Leute doch einsehen, wie bitter es für ihn gewesen war, sich von ihr zu trennen.

Er konnte sich nicht genug wundern, daß niemand die Eisenbahner wegen der Puppe auslachte. Im Gegenteil, alle schienen ihnen dankbar zu sein, weil sie sich diesen Spaß gemacht hatten, der das ganze Land amüsierte. Es sah aus, als wären alle Menschen freundlicher gegen diese Leute gestimmt, die sie sonst nur mit ernsten Amtsmienen sahen, weil sie jetzt zeigten, daß sie so wie alle andern einen kleinen Scherz liebten. Das hätte man ihnen gar nicht zugetraut.

Nein, dieses Mal hatte die Puppe nur das eine Pech, zuviel Glück zu haben. Es wurde soviel über sie in den Zeitungen geschrieben, und es gab ein solches Gedränge in den Stationen. Da kriegten die neuen Gönner den ganzen Rummel satt. Es hatten sich soviel Unberufene in das Spiel gemischt, daß es ihnen gar keinen Spaß mehr machte.

Solange der Knabe jeden Tag von der Puppe las und hörte, hatte er förmlich aufgelebt und war wieder der alte geworden. Aber dann wurde es still um sie, und damit versank er wieder in seine frühere Apathie.

Im Frühling las er einmal eine Notiz über seinen alten Freund. Darin wurde erzählt, daß die große Puppe, Eisenbahnlaban genannt, die zu Weihnachten soviel Aufmerksamkeit erregt hatte, jetzt von den großen Kindern, die mit ihr gespielt hatten, völlig vergessen war. Sie lag jetzt in einem Gütermagazin der hiesigen Eisenbahnstation, ihrer ganzen Ausrüstung beraubt.

Der Knabe wurde sehr nachdenklich, als er dies las. Die Puppe war also in seiner Nähe, und er konnte sie wieder haben. Aber er schob die Zeitung von sich weg. Nein, nein, er wollte nicht. Er wußte, wie es enden würde, und er wollte nicht noch einmal dasselbe durchmachen.

Als er am nächsten Tag um die Mittagszeit von der Schule heimkam, nickte ihm die Mutter mit einer vielsagenden Miene zu, als er an ihrem Ladentisch vorbeikam. So sah sie immer aus, wenn es ihr geglückt war, ihm etwas zu verschaffen, von dem sie wußte, daß er sich darüber freuen würde.

Als er in seinen Verschlag kam, saß Laban im Lehnstuhl. Die Mutter hatte also auch in der Zeitung von der Puppe gelesen, und sie war zum Bahnhof gegangen, um sie ihm zu holen. Sie hatte schließlich doch eingesehen, wie notwendig diese Puppe für ihn war.

Aber nun geschah das Merkwürdige, daß, als der Knabe die Puppe, nach der er sich den ganzen Winter gesehnt hatte, da im Lehnstuhl auf ihrem gewohnten Platz sitzen sah, ihn eine Wut packte, die er nicht beherrschen konnte.

„Wie kannst du dich unterstehen, noch einmal zurück-

zukommen?" rief er der Puppe zu. „Du weißt doch, daß ich dich nicht behalten kann! Glaubst du, ich will all das, was ich um deinetwillen gelitten habe, zum vierten Male durchmachen?"

Denn was half es, daß die Mutter jetzt endlich begriff, welche Macht die Puppe hatte? All die andern, all die Nachbarn im Viertel, alle Kinder und alle Erwachsenen, alle Lehrer und Schulkameraden hatten die Puppe noch nicht verstehen gelernt und würden es auch nie.

Er packte die Puppe am Nacken wie eine junge Katze, und ohne sich darum zu kümmern, daß die Mutter mit dem Mittagessen auf ihn wartete, stürzte er mit ihr davon.

Nach einer Stunde kehrte er zurück. Und diesmal fühlte er eine wunderliche Ruhe. Jetzt wußte er, daß er den rechten Ausweg gefunden hatte. Jetzt würde die Puppe ihm nie mehr unter die Augen kommen.

Jetzt hatte er sie dahin gesandt, wo sie bleiben würde. Es war schade, daß ihm das nicht vorher eingefallen war. Er hätte dann früher Ruhe gehabt, hätte nicht soviel mit ihr durchmachen müssen.

„Was hast du denn mit der Puppe angefangen?" fragte die Mutter, als er heimkam.

„Ich habe sie dahin geschickt, von wo sie nie zurückkommen wird," sagte der Knabe, „wer sie jetzt nimmt, der kann sie auch behalten."

„So," sagte die Mutter.

Mehr sagte sie nicht, sie sah nur erstaunt den Sohn an, aber der fuhr mit großem Freimut fort: „Und jetzt, Mutter, will ich aufhören, ins Gymnasium zu gehen. Es hat gar keinen Zweck, wenn ich hingehe. Ich konnte ja den Freund nicht behalten, der mir geholfen hätte, etwas Besonderes zu werden, und da habe ich ja dort nichts zu suchen."

„Was willst du denn anfangen?"

„Ich will dir im Geschäft helfen."

Die Mutter sah ein bißchen unsicher aus: „Du kannst doch schließlich nicht wissen, ob die Puppe nicht noch einmal zurückkommt," sagte sie.

„Nein, Mutter," sagte der Knabe, „jetzt werden wir sie nie mehr wiedersehen. Das fühle ich."

„Aber was hast du denn mit ihr angefangen?“ fragte die Mutter.

„Ich habe sie an Bord des großen Auswandererschiffes gesetzt, das heute im Hafen liegt,“ sagte der Knabe.

„Ja dann,“ sagte die Mutter, und war sofort ebenso überzeugt wie er, daß nun alles aus war. Nun konnte die Puppe nie mehr wiederkommen. „Ja, wenn du sie nach Amerika geschickt hast, dann kannst du morgigen Tags im Laden anfangen,“ sagte sie. „Jetzt sehen wir sie nie wieder.“

„Nein, jetzt kommt sie wohl in ein Land, wo man seine Puppen behalten darf,“ sagte der Knabe.

Auf diese Art kam der Knabe in das praktische Leben. Jetzt ist er ein erwachsener Mann und trauert nicht mehr um die Puppe. Aber er erzählt gerne von ihr.

Einmal hatte er das Glück, unter seinen Zuhörern einen Gelehrten zu haben, einen Archäologen, und dieser interessierte sich sehr für die Geschichte.

„Wissen Sie was,“ sagte er. „All dem liegt schon etwas zugrunde. Die Puppe, ist sie nicht die Begleiterin der Menschheit von ihrer frühesten Kindheit an? Wer weiß, wieviel wir ihr zu verdanken haben?“ Und der gelehrte Mann begann eine Auseinandersetzung über die Puppe als diejenige, deren Aufgabe es gewesen war, die ungeahnten Anlagen des unzivilisierten Menschen auszulösen. War nicht im selben Augenblick, in dem die erste Puppe aus einem Lehmklumpen oder vielleicht aus etwas zusammengerolltem Gras geformt wurde, die Phantasie geboren worden und mit ihr das Spiel, die Dichtung, die schönen Künste? Das Beste, was wir besitzen, das, worauf wir am stolzesten sind, ist es nicht die Fähigkeit des Schaffens, und wer hat diese Fähigkeit in so hohem Grade entwickelt wie die Puppe? Man würde es schon einmal sehen, wenn erst ihre Geschichte geschrieben würde. Sie hat im Leben so mancher unserer großen Männer eine Rolle gespielt.

Ein andermal hörte ein junger Schriftsteller den Mann. Der geriet geradezu in Zorn und überschüttete ihn mit Vorwürfen: „Sie Unglücksmensch, was haben Sie getan? Eine solche Puppe über den Atlantischen

Ozean zu schicken? Begreifen Sie denn nicht, welchen königlichen Gast Sie da in Ihrem Kellerloch hatten? Spott, Verleumdung, was ist das dagegen, das Göttergeschenk der Phantasie verkörpert unter seinem Dach zu haben? Warum ließen Sie sie nicht wenigstens mir oder einem meinesgleichen? Aber sie zu diesen Amerikanern zu schicken, das ist verbrecherisch, das ist eine vaterlandsfeindliche Handlung! Sollen sie uns denn alles nehmen! Unter allen Emigranten, die über das Weltmeer gefahren sind, können wir Ihre Puppe am allerwenigsten entbehren."

Bei einer andern Gelegenheit, als der Mann seine Geschichte einigen gewöhnlichen ungelehrten Leuten erzählte, rief einer unter ihnen:

„Ich möchte doch wissen, wie es der Puppe drüben ergangen ist und ob sie noch immer so vortrefflich ist. Sie sollten eine Annonce in eine dortige Zeitung geben und fragen, ob sie nicht jemand gesehen hat. Wenn sie noch so ist, muß sie sich doch bemerkbar gemacht haben."

Es ist aber nicht so leicht, diese Sache in einer Annonce darzustellen, wendete man sogleich ein.

„Nein, wenn Sie wirklich wissen wollen, wie die Puppe sich drüben bewährt hat, dann ist der einzige Ausweg, die ganze wunderbare Geschichte in die Zeitung zu geben," sagte der dritte.

„Die ganze Geschichte!" rief ein vierter. „Wozu sollte das gut sein?"

„Nein, was hat die Geschichte einer armen Fleckchenpuppe in der Zeitung zu suchen?" sagte ein anderer.

Ja, darauf ist nicht so leicht eine Antwort zu finden, aber nun ist sie mal drinnen, und nun wollen wir sehen, was daraus werden kann!

Traum vom Tagelöhner

Vor etwa fünfzig, sechzig Jahren lebte ein Mann, der war Tagelöhner bei einem Gutsbesitzer, v. Dobberichsen. Aber welche Bewandtnis es mit ihm hatte, davon weiß ich eigentlich nichts. Nicht, ob er jung oder alt war, ob tüchtig oder untüchtig. Das wahrscheinlichste ist wohl,

daß er es so hatte wie die meisten anderen seines Standes. Den lieben langen Tag ging er seiner Arbeit auf dem Gutshof nach, und wenn er abends heim kam, dann empfing ihn eine abgerackerte Frau und eine große schreiende Kinderschar.

Was für ein Gutsbesitzer v. Dobberichsen war, bei dem er diente, kann ich auch nicht sagen, ja ich weiß nicht einmal, wo sein Gut lag, und ob es groß oder klein war. Es wäre ja hübsch, wenn ich davon erzählen könnte, aber mit der Geschichte selbst hat es gar nichts zu tun. Auch hat es nichts zu bedeuten, daß ich nicht weiß, was für eine Art Mensch dieser Gutsbesitzer v. Dobberichsen war. Man kann sich ja immerhin denken, daß er ein Gutsherr vom alten Schrot und Korn war, der aus seinen Tagelöhnern soviel Arbeit herauspreßte, als möglich war, und ihnen nicht mehr zum Leben gab, als daß sie schlecht und recht ihr Dasein fristen konnten.

Nun geschah es aber eines Abends, daß dieser Mann, der Tagelöhner beim Gutsherrn v. Dobberichsen war, zu einer Gebetsversammlung in einen Bauernhof ging, um einen Laienprediger zu hören.

Was für ein Prediger dies nun sein mochte, kann ich auch nicht sagen. Vielleicht, daß er ein Wanderprediger war, von irgendeiner Missionsgesellschaft ausgesandt, vielleicht auch predigte er aus eigenem Antrieb. Aber man kann wohl davon ausgehen, daß er ein redlicher, glaubenseifriger Mann war, der sich freute, daß er für sein Teil der Seligkeit sicher sein konnte und darum so viele andere, als nur möglich, aus dem Sündenschlummer erwecken wollte. Und da er keinen besseren Weg kannte, seine Mitmenschen wachzurütteln, so sprach er den ganzen Abend lang von der Hölle und wie es dort zuging.

Sicherlich machte er seine Sache gut, so daß es mehrere Erweckungen und Bekehrungen gab. Aber dieser Mann, der Tagelöhner beim Gutsherrn v. Dobberichsen war, war nicht mit unter denen, über die die Gnade sich ergoß. Er hörte die ganze Zeit andächtig zu und glaubte jedes Wort, aber er hatte wohl nicht die rechte Gesinnung. Es kam zu keinem Ruf und keiner Auserwählung. Er fühlte nicht das kleinste bißchen Reue oder Lust, seine Sündenschuld abzuwerfen, und da dem so war, wurde es

ihm klar, daß die Hölle ein Ort war, dem er für sein Teil nicht entrinnen konnte.

Als er nachts heimkehrte, ging er mit ein paar anderen Leuten, die auch Tagelöhner bei Dobberichsen waren, so wie er. Und es war ja natürlich, daß sie alle miteinander, wie sie da gingen, an den Prediger und den Vortrag dachten.

Aber ob es die Müdigkeit machte oder ob sie von der Predigt ergriffen waren, sicher ist, daß keiner von ihnen ein Wort sagte, bis der Mann, von dem ich eben erzählte, seinen bekümmerten Gedanken Luft machte und seine Stimme erhob und ihnen die Schlußfolgerung verkündete, zu der er gekommen war.

„Wenn eins all sein Lebtag Tagelöhner bei Dobberichsen gewesen ist und dann noch in die Hölle kommen soll, wenn eins tot ist, dann hat eins nicht viel Freude daran gehabt, daß eins auf die Welt gekommen ist."

Alle die anderen horchten auf. Es kam ihnen vor, daß das merkwürdige Worte und wahre Worte waren, und daß der Kamerad gerade das ausgesprochen hatte, was sie selbst fühlten, während sie so müde und niedergeschlagen einhergingen.

Es standen vielleicht Mond und Sterne am Himmel und erleuchteten die Nacht, aber sie dachten gar nicht daran, die Blicke emporzurichten. Früher hatten sie vielleicht die leise Hoffnung gehegt, einmal dort oben im Sternensaal umhergehen zu können, aber nun wußten sie ja, daß sie von dieser Herrlichkeit ausgeschlossen waren.

Sie hätten sich ja gewünscht, daß sie ihre Sünden bereuen und in die Seligkeit eingehen könnten, aber wenn dies nicht anders geschehen konnte als durch Seufzen und Jammern nach Weiberart und dies ihnen unmöglich war, so bestand ja kein Zweifel, welches Schicksal sie erwartete.

Sie griffen die gesprochenen Worte auf und wiederholten sie. Ja, das war so wahr, als nur etwas wahr sein konnte. Wenn eins all sein Lebtag Tagelöhner bei Dobberichsen gewesen war! Ei freilich! Das war kein Spaß! Nur Plage und Arbeit das liebe lange Jahr! Keinen anderen Lohn als Lumpen und Hunger. Und dann

obendrein nach alledem nichts anderes zu erwarten als die Hölle. Nein, da hatte man nicht viel Freude davon, daß man auf die Welt gekommen war.

Die Männer, die die Worte gehört hatten, waren so ergriffen davon, daß sie ihren Frauen daheim erzählten, und bald machten sie im Kirchspiel die Runde. Ob sie dem Gutsherrn v. Dobberichsen zu Ohren kamen, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß sie sich über die ganze Provinz verbreiteten, ja durchs ganze Land. Man gebrauchte sie fast als ein Sprichwort, und wer eine schwere Arbeit und kargen Lohn hatte, der murmelte oftmals bei sich selbst: Wenn eins all sein Lebtag Tagelöhner bei Dobberichsen gewesen ist —

Auch ich bekam dieses Sprichwort zu hören, als ich ein Kind war. Und es muß mir als ein rechtes Kernwort erschienen sein, kräftig und gerade zur Sache, denn es prägte sich mir so tief ein, daß ich es bis zum heutigen Tage nicht vergessen konnte.

Ja, es gab mir auch allerlei zum Grübeln. Ich konnte mich nicht damit abfinden, daß dieser Tagelöhner bei Dobberichsen es so schlimm haben mußte. Sollte es denn keine Hoffnung für ihn geben?

Wenn er nicht bereuen und sich bekehren konnte, so konnte er doch auf andere Weise die Seligkeit erringen. Er hätte vielleicht einen Menschen vor dem Ertrinken bewahren oder jemanden aus einem brennenden Hause erretten können.

Aber so etwas, das waren ja gute Werke und Taten, und das durfte ja nicht gelten.

Manchmal dachte ich mir aus, daß er vielleicht eine Tochter gehabt hatte, die sich reich verheiratete, und daß er auf seine alten Tage zu ihr kam und es gut hatte. Ich konnte es nicht ertragen, daß ein Menschenleben so armselig und freudlos verlaufen sollte, in dieser Welt und in der künftigen.

Aber wie ich mich auch mühte, ich konnte mit dem Mann nicht fertig werden. Ihm ein paar Glückstage hier auf Erden zu geben, war nicht genug. Und wie ich ihn in die Seligkeit hineinbringen sollte, das konnte ich nicht begreifen.

Es war doch nicht gerecht, daß er in die Hölle kommen

sollte. Dahin gehören ja die großen Missetäter, aber nicht brave, harmlose Leute wie er.

Nun ja, wie dem auch sein mochte, ich kam in der Sache nie zu rechter Klarheit. Und wie die Jahre gingen, hatten sich meine Gedanken mit anderem zu beschäftigen. Aber ich vergaß doch den Tagelöhner bei Dobberichsen nicht ganz. Bis in die letzte Zeit konnte ich mich darauf ertappen, daß ich dasaß und nachgrübelte, ob er nicht doch auf irgendeine Weise die Seligkeit erlangen konnte.

Nun, heuer in der letzten Nacht des Jahres träumte mir von ihm.

Ich träumte, daß ich über eine breite Landstraße wanderte, und neben mir ging ein langer, magerer Mann. Und im selben Augenblick, in dem ich den Mann sah, wußte ich, daß es der Tagelöhner bei Dobberichsen war. Ich wußte auch, daß er in derselben Nacht gestorben war und nun auf dem Weg in den Himmel war, um vor dem lieben Gott zu stehen und den Urteilsspruch, Seligkeit oder Unseligkeit, zu hören.

Da wurde ich ganz unbändig froh, daß ich ihn getroffen hatte. Nun endlich sollte ich erfahren, wie es ihm in der anderen Welt ergehen würde.

Freilich nahm es mich ein wenig wunder, daß er bis jetzt auf Erden gelebt hatte, aber das focht mich weiter nicht an. Die Hauptsache war ja doch, daß ich jetzt ordentlichen Bescheid bekommen würde.

Gleich darauf waren wir an der Pforte des Himmelreichs. Eigentlich war es ja gar kein Himmelreich, sondern es war das große, einstöckige Wohnhaus des Pfarrhofs Sunne, das wir vor uns sahen. Aber das störte uns nicht im geringsten; der Tagelöhner und ich, wir fanden beide, daß es ganz so war, wie es sein sollte.

Wir brauchten nicht lange zu warten, im nächsten Augenblick standen wir vor dem lieben Gott. Das heißt, es war nicht gerade der liebe Gott, sondern es war der alte Propst Werner in Sunne, der an seinem großen Schreibtisch saß und uns musterte. Ich erkannte sein großes, breites Gesicht mit dem schwarzen Backenbart, der es noch breiter machte, aber das bedeutete nichts, denn es war ja auf jeden Fall doch der liebe Gott.

Gerade rechts vom Schreibtisch war eine Tür, und

27*

ich wußte, daß man durch sie in den großen Pfarrhof-
salon kam. Und zugleich begriff ich, daß sich dort drinnen
jene aufhielten, denen die Seligkeit zugesprochen war.

Während ich noch so stand und die Tür anstarrte,
hatte der liebe Gott den Mann gefragt, wie er heiße und
wo er zuständig sei, und dann schlug er ihn in dem
großen Katechisationsbuch nach. Er sah nach, was da
über ihn vermerkt stand, und dann wies er, ohne eine
einzige Frage zu stellen, auf die Salontüre.

„Bitte sehr," sagte er zu dem Manne, der Taglöhner
bei Dobberichsen gewesen war.

Der Mann näherte sich ganz gemächlich der Türe, aber
nun konnte ich nicht länger an mich halten.

„Es wird doch wohl kein Irrtum sein," sagte ich
gerade im selben Augenblick, in dem der Tagelöhner die
Hand auf die Türklinke legte.

„Wie das?" sagte der liebe Gott und blinzelte mit
den Augen. Genau so pflegte Propst Werner dazusitzen
und zu blinzeln, wenn er darauf wartete, daß man ihm
mit einer dummen Frage kommen würde.

„Nun ja," sagte ich, „ich meine nur, ob er sich denn
die Seligkeit auch recht verdient hat."

„Ach du liebe Zeit," sagte unser Herrgott, „er sollte
sich die Seligkeit nicht verdient haben? Hat er doch jeden
Tag gearbeitet von der frühesten Kindheit bis ins hohe
Alter."

„Aber darf denn das zählen?" fragte ich, denn das
war mir nie eingefallen.

„Gewiß darf das zählen," sagte der liebe Gott. „Das
zählt mehr als alles andere."

Und damit stand er selbst auf und öffnete dem Mann,
der Tagelöhner beim Gutsherrn Dobberichsen gewesen
war, die Türe.

Aber ich, ich wurde so froh, daß ich erwachte.

Während ich so halbwach dalag, spürte ich, wie eine
große Freude mein ganzes Wesen erfüllte, und einmal
ums andere sagte ich zu mir selbst: „Nein, daß das
zählen darf! Nein, daß dies, daß man gearbeitet hat,
einem die Pforten der Seligkeit aufschließt."

Das war etwas so Großes, das eröffnete unendliche
Weiten der Hoffnung. „Nein, daß es etwas Heiliges

war, zu arbeiten! Richtige Grobarbeit wurde bei unserem Herrgott in Ehren gehalten, und andere Arbeit vielleicht auch."

Im selben Augenblick fiel mir ein, daß es Neujahrsmorgen war.

„Jetzt habe ich so geträumt, daß ich den ganzen Tag froh sein kann, ja das ganze Jahr," flüsterte ich für mich selbst, während das Glück, das unbeschreibliche Glück, eine Arbeit zu haben, die ich vollbringen und lieben konnte, mich erfüllte.

Was es kostet

Gerade jetzt, während ich in die Arbeit vertieft dasitze, flammt im Nordwesten ein feuerroter Sonnenuntergang. Der Tag war regnerisch und grau gewesen, aber eben erst zeigte sich ein schmaler Streif klaren Himmels unten am Horizont. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, damit ich einen Schimmer des Sonnenballs erhaschen konnte, bevor er hinter den blauen Höhen versank. Jetzt benützten ihn die Sonnenstrahlen, um zu den Wolkenrücken emporzugleiten und sie mit Blut und Purpur zu umrahmen. Das ganze Firmament nimmt sich wie eine ungeheure graue Seidenbahn aus, mit Rot gerändert. Zu unterst, vor allem in der Nähe der Stelle, wo die Sonne eben versank, ist das Rot vorherrschend, da laufen die roten Streifen so dicht zusammen, daß der graue Grundton verschwindet. Höher oben wird die Moirierung spärlicher, und im Zenit sieht man nur ein paar rote Spritzerchen. Der große Pinsel, der die ganze Himmelswölbung malen zu wollen schien, ist zu verschwenderisch gewesen. Die Farbenschale ist schon geleert. Für die östliche Himmelswölbung bleibt nichts übrig.

Die Glut und der Strahlenglanz haben mich verlockt, die Feder hinzulegen und an das Fenster zu treten. Aber mit einem kleinen Seufzer kehre ich bald zum Schreibtisch zurück. Ich mußte daran denken, daß es denen, die mit Feder und Tinte arbeiten, fast nie gelingt, eine solche Herrlichkeit zu beschreiben. Man mag sein Allerbestes tun, es kommt doch äußerst selten vor, daß man das Interesse des Lesers zu fesseln vermag. Denken Sie sich,

daß Sie in einem Buch auf eine lange Beschreibung eines Sonnenuntergangs, einer Abendröte stoßen. Gestehen Sie ehrlich, daß Sie sie am liebsten überspringen. So mache ich es wenigstens.

Der Fehler muß jedoch irgendwie an dem liegen, der dies schildert. Etwas so Bezauberndes wie eine Abendröte muß sich so beschreiben lassen, daß sie dasselbe Entzücken wie beim Beschauen auslöst. Es läßt sich schon machen, aber es gilt die rechte Art zu finden.

Ich erinnere mich, daß zu der Zeit, als ich als Lehrerin in Landskrona lebte — also vor etwa fünfunddreißig Jahren — im Südschwedischen Tagblatte eine Folge von Naturschilderungen erschienen, die die größte Bewunderung aller Leser erregten. Sie waren selten mehr als eine Spalte lang, überaus konzentriert und mit einer erstaunlichen Sicherheit und Eleganz geschrieben. Sie erschienen anonym, aber es war leicht zu sehen, daß der Verfasser wissenschaftliche Bildung besaß. Und doch schilderte er keine fremden Weltteile und Länder, er gab nur jede Woche eine Übersicht über die Witterung und die Vegetation eines Landstriches an der Öresundküste. Er verfolgte das Auftauchen der Wiesenblumen, er zählte sie auf, so wie sie sich im Frühling zeigten oder im Herbst verschwanden, er kündigte die Ankunft der Zugvögel an, er behielt die Kriechtiere und Insekten der Erde im Auge, sowie die Quallen, Seesterne und Krabben, die an den steinigen Strand gespült wurden. Vor allen Dingen aber beschäftigte sich der Anonymus mit der Himmelswölbung, den Wolken, den Regenbogen, den Gewittern und den Sonnenuntergängen.

Alles ließ darauf schließen, daß er sich in der Helsingborger Gegend aufhielt, also nur einige wenige Meilen nördlich von Landskrona. Man konnte sagen, daß derselbe Himmel sich über ihm wölbte wie über uns, daß dieselben Wolkenbildungen über seinem Kopfe dahinstrichen wie über unserem.

Aber dennoch griff man jedesmal eifrig nach der Zeitung, wenn einer seiner Artikel darin stand, um von Regenschauern oder Federwölkchen oder von den Farbenschattierungen der Abendröte zu lesen. Wir hatten ja genau dasselbe gesehen, aber wir hatten nicht heraus-

gefunden, wie merkwürdig, wie interessant alles war, ehe dieser Mann uns die Augen öffnete.

Haben Sie den Sonnenuntergang an diesem und diesem Abend beobachtet, konnte er fragen, und darauf folgte ein ganzes Drama. Eine Wolke zog auf, wurde beschrieben, in Positur gestellt, dann kam eine zweite, eine dritte, eine vierte, bis der ganze Abendhimmel von einer drohenden Wolkenburg umgeben war. Wenn sie glücklich zur Stelle und geordnet waren, begann das Spiel der Strahlen, Farbe ging in Farbe über, sie kämpften und wurden besiegt. Das Wasser des Sunds und die schöne dänische Küste bekamen auch ihr Teil von den Schattierungen und Stimmungen ab, nicht eine Nuance des ganzen Schauspiels ging dem Leser verloren.

Man erkannte ja alles wieder, aber das Bild ward um so viel reicher und klarer, als unsere eigenen Sinne es zu erfassen vermocht hatten.

Man darf sich nicht denken, daß diese Schilderungen poetisch im hergebrachten Sinne waren. Der Anonymus bediente sich weder großartiger Bilder noch hoher, klingender Worte. Seine Zaubermacht bestand in etwas ganz anderem. Er zwang einen das, wovon er sprach, zu erleben. Er nahm uns mit hinaus ins Freie. Man fühlte sich von der Abendbrise umfächelt. Man hatte die Regenschauer oder die Gewitter dicht über sich. Man schaute mit seinen eigenen Augen diesen violetten oder bronzegrünen oder zitronengelben oder goldnen Sonnenuntergang.

Aber dies, daß wir sozusagen an seinen Wanderungen teilnahmen, daß wir gleichsam an seiner Seite Muscheln und Pflanzen sammelten, machte es wohl, daß wir gerne gewußt hätten, wer er war. Wir nahmen so eifrig an seinen kleinen Freuden teil, wir waren stolz auf seine Entdeckungen! Wer war er denn, dieser Mann der Wissenschaft mit der gewandten Feder, dieser Sonnenuntergangs-Anbeter, dieser Wortmaler?

Es konnte eigentlich nicht schwer sein, die Lösung des Rätsels zu finden. Nur auf ganz wenige Menschen konnte ja die Beschreibung passen: wissenschaftlich geschulter Beobachter, künstlerisch ausgebildeter Schriftsteller, auf dem Lande ansässig, in der Nähe von Helsingborg.

Aber wie wir auch nach ihm fahndeten, der Mann war nicht zu entdecken.

Da halfen wir uns selbst. Wir nahmen an, daß der Unbekannte jung war, er hatte sich noch keinen Namen machen können, deshalb konnte man ihn nicht aufspüren. Und wir dachten ihn uns als einen neuen Linné, fröhlich, schön, strahlend und genial. Wir waren überzeugt, daß wir bald von ihm reden hören würden. Wenn er fertig war, wenn er in der ihm eigenen lebensvollen Art das Ergebnis seiner Forschungen darlegte, dann würde unser Land einen neuen großen Gelehrten haben, auf den es stolz sein konnte.

So hofften wir im stillen, als auf einmal die Artikel ganz aufhörten. Einige Tage nachher erzählte das Süd-schwedische Tagblatt, daß der Anonymus, der die vielbe-achteten Artikel aus der Helsingborger Gegend geschrieben hatte, gestorben war.

Die Zeitung brachte auch einige kurze biographische Daten. Der Mann mit der wissenschaftlichen Schu-lung, der eleganten Darstellungsweise war ein alter ehe-maliger Student. Er hieß Frederiksson und hatte wohl nie daran gedacht, daß dieser Name irgendwelche Be-rühmtheit erlangen könnte. Eine Zeitlang hatte er in Lund studiert, aber die Hochschule verlassen, ohne Prü-fungen abzulegen. In späteren Jahren war er, wie man so sagt, menschenscheu geworden; überaus arm, wie er war, und ungeneigt, jemandes Hilfe in Anspruch zu nehmen, hatte er in der letzten Zeit in einer verlassenen Hütte irgendwo am Sund gehaust. Es sah beinahe aus, als glaubte die Zeitung, daß er Hungers gestorben war.

Also der Meister der schönen Sonnenuntergänge war kein neuer Linné. Wir hatten ihn uns als einen ruppigen, alten, verbummelten Studenten zu denken, menschenscheu und herabgekommen.

Sein einziger Umgang war die große, freie Natur gewesen, seine einzige Freude hatte darin bestanden, dem Wechsel der Jahreszeiten zu folgen. Die einzige Herrlich-keit, die er vor Augen gehabt hatte, war die der Abend-röte gewesen. Ein schöner Sonnenuntergang hatte das große Ereignis in seinem armen Leben bedeutet.

Aber das ist es vielleicht, was not tut. Nur das, was höheren Wert für uns hat als irgend etwas sonst auf der Welt, kann man wohl in der richtigen Weise schildern.

Das Rote Kreuz

Gottes Mühlen mahlten langsam und sicher. Die großen Flügel drehten sich nach den Winden des Himmels. Die schweren Steine rieben sich mit dumpfem Rasseln aneinander. Was als Mahlgut in die Mühle gebracht wurde, waren Gottes Gedanken. Das Mehl, das zwischen den Steinen gemahlen wurde, waren die Schicksale und Ereignisse des Erdenreiches.

Die Mühlen mahlten langsam, aber die Flügel drehten sich im Kreise, ohne je zu ruhen, und Gottes Gedanken wurden so gut zermahlen, daß zwischen den Schicksalen und Ereignissen, die aus dem Mehlkasten hervorkamen, kein Zusammenhang zu bestehen schien.

Von Gott kam eines Tages ein Gedanke und wurde in den Mahlgang geworfen. Es war ein Gedanke, so schön, daß die Engel ihn in Verzückung in den Weltraum hinaussangen, und das Echo des Weltraums warf ihren Gesang zurück, so daß die Menschen ihn vernehmen konnten. Der Gedanke Gottes, der so von den armen Bewohnern des Erdballs aufgefangen wurde und sie mit hoffnungsvoller Erwartung erfüllte, war: Friede auf Erden.

Gottes Gedanke verschwand zwischen den großen Steinen. Er wurde mit anderen Gedanken Gottes zusammengeführt, die schon früher in die Mühlen geworfen waren. Schicksale und Ereignisse, die aus diesen Friedensgedanken Gottes stammten, wurden mit allen anderen Schicksalen und Ereignissen des Erdenreichs vermengt.

Gottes Mühlen mahlten weiter ohne Unterlaß. Bald sah man Erscheinungen entstehen, die aus Gottes Friedensgedanken stammen mußten. Das Christentum entstand, das Papsttum entstand. Aber sie waren nicht fähig, alle Länder des Erdballs zu gewinnen, und der Friede kehrte durch sie nicht bei den Menschen ein.

Die Besitzergreifung der Erde war auch ein Gedanke Gottes, und aus ihm hatten die Mühlen seit den

Tagen des Paradieses Wetteifer und Unruhe gemahlen. Die Entwicklung der verschiedenen Fähigkeiten war ebenfalls ein Gedanke Gottes, und aus ihm hatten die Mühlen seit der Zeit des babylonischen Turms Nationen und Sprachen und Sitten hervorgemahlen, die nie nebeneinander gedeihen können.

Gottesfrieden und Mönchsorden mahlten die Mühlen. Das waren wiederum Bruchstücke von Gottes Friedensgedanken, daran konnte niemand zweifeln. Aber wer begriff, daß, als einige Bauersleute in einem fernen Alpenland eine Eidgenossenschaft zur gemeinsamen Verteidigung gegen die Unterdrückung hoher Herren schlossen, dies wiederum Mehl aus demselben Mahlgut war?

Die Hirten und Bauern der Eidgenossenschaft waren sicherlich nicht diejenigen, die es auf irdischen Frieden abgesehen hatten. Macht und Erweiterung, Unterdrückung der Nachbarn, tapferer Widerstand gegen Fremdherrschaft, das war ihr Ziel. Niemand war kampflustiger als die Männer aus den Alpen. Wenn der Kampf im Heimatland ruhte, dann zogen sie als Söldner zu den Fürsten des Flachlandes und kämpften ihre Kriege aus. Ein Ruf des Schreckens und Entsetzens umgab die Schweizer, und diesem Ruf, doch keineswegs einem Friedensgedanken Gottes schrieb man es zu, daß die kleinen Fürsten des Flachlandes sie nicht mehr in ihrem eigenen Land anzugreifen wagten.

Gottes Mühlen mahlten dem Volk in den Alpentälern anscheinend nichts anderes als Unfrieden. Protestant stand gegen Katholik, Deutscher gegen Franzosen, Edelmann gegen Kirchenfürst, Bürger gegen Edelmann, arm gegen reich, Land gegen Stadt, Staat gegen Staat. Erst als mächtige Reiche ringsherum entstanden, hörte das Volk des Landes auf, sich gegenseitig zu bekriegen. Aber keineswegs war es Gottes Friedensgedanke, der sie dazu bewog, sondern die Furcht, Freiheit und Vaterland einzubüßen.

Das ganze Land lag wie eine Festung hinter seinen Mauern aus Bergketten. Die Fürsten des Flachlandes erkannten, daß derjenige unter ihnen, der diese Festung besetzen konnte, allen Nebenbuhlern übermächtig werden würde. Keiner gönnte sie dem anderen, darum sagten sie

zu dem Gebirgsvolk: „Wenn ihr euch von unseren Streitigkeiten fernhaltet, werden wir euch in euren Bergen in Frieden lassen." Auf diese Art wurde das Alpenland ein geschütztes Friedensland. Aber niemand sagte: „Sieh da, hier ist Gottes Friedensgedanke Wirklichkeit geworden." Jeder war sich klar darüber, daß es die gegenseitige Mißgunst und der Eigennutz der Mächtigen war, die dem Lande die Segnung des Friedens schenkten.

Gottes Mühlen setzten ihre ewige Arbeit fort. In das kleine geschützte Land kamen Flüchtlinge und Verfolgte, um eine Freistatt zu suchen, Gelehrte und Forscher, um Arbeitsruhe zu finden. Hierher kamen Kranke und Schwache aus aller Herren Länder, um Gesundung zu suchen, und alle friedlichen Reisenden lenkten ihre Schritte lieber hierher, als nach anderen Ländern. Hier versammelten sich die Völker zur Beratschlagung, und hierher wurden die großen Institutionen verlegt, die mit dem Welthaushalt zusammenhängen. Man wußte es immer mehr zu würdigen, hier einen geschützten Zufluchtsort zu haben, der außerhalb von allen Kämpfen stand. Alle waren dankbar, daß er existierte, aber sein Dasein schrieb man der Klugheit und Voraussicht der Menschen zu und keineswegs dem unbestimmten Traum von einem Friedensgedanken Gottes.

Weit weg im Unausdenkbaren taten Gottes Mühlen ihre Arbeit. Niemand sah, wie die Flügel sich drehten, niemand hörte das dumpfe Rasseln, wenn die Steine sich aneinander rieben. Niemand wollte mehr etwas davon wissen, daß die Schicksale und Ereignisse des Erdenreiches Mehl waren, das sie gemahlen, oder daß Gottes Gedanken das Mahlgut waren, das in den Mahlgang geworfen wurde.

Und als ein Mann aus der Schweiz, dem Friedenslande, eines Tages einen Platz aufsuchte, wo zwei Heere sich im Kampfe gegenüberstanden, da begriff niemand, daß dies irgendwie mit einem Friedensgedanken Gottes zusammenhängen könnte.

Es schien nur natürlich und folgerichtig, daß ein Mann aus dem Friedenslande, wo man sich hatte gewöhnen müssen, Räuber wie Samariter als seinen Nächsten zu betrachten, über dieses Schauspiel des Unfriedens empört

sein mußte. Es war natürlich, daß er sich von Siegern wie von Besiegten abwandte und nur die Verwundeten sah, die auf dem Boden ausgestreckt lagen und für die die Hilfe, die geboten wurde, nicht hinreichte. Es war eine zwingende Notwendigkeit, daß der Mann, der in dem vom Krieg geschützten Lande wohnte, von beinahe unerträglichem Mitleid mit den armen Menschen ergriffen wurde, die sich im Kriege der Verwundung und Verstümmelung aussetzen mußten.

Der Mann, der die große Feldschlacht gesehen hatte, schrieb ein Buch über die Hilflosigkeit der Verwundeten und die Qualen der Sterbenden. Ihm war die Gabe geworden, Menschenherzen zu rühren, und seine Schrift drang überall hin und regte zum Nachdenken und Handeln an. Ihm war auch die Gabe geworden, die dem Sohn eines Volkes eigen ist, das gezwungen war, sich seinen Weg mitten durch übermächtige Nachbarn und eine übermächtige Natur zu bahnen: das Unmögliche nicht zu versuchen. Er entfesselte nicht den Widerstand der Machthaber, indem er den Krieg selbst abzuschaffen versuchte. Er lenkte alle Willen auf ein erreichbares Ziel.

Mächte und Regierungen kamen zur Beratung zusammen. Und aus der Schweiz, dem Lande, das vor dem Elend des Krieges geschützt war, entlehnte man den Gedanken, daß fortab alle jene, die im Kriege Kranke pflegten, ob sie nun der Armee angehörten oder Freiwillige waren, sakrosankt sein sollten; ihre Gebäude, ihre Wagen, ihre Vorräte durften nicht vom Feinde behelligt werden.

Und aus der Schweiz, dem Lande, das allen Völkern Gastfreundschaft bot, entnahm man den Gedanken, einen Verein für freiwillige Krankenpflege im Feld zu gründen, an dem teilzunehmen alle Völker der Erde aufgefordert wurden. In keinem Kriege, in keinem Lande durfte es noch vorkommen, daß verwundete Soldaten auf dem Schlachtfelde liegenblieben, ohne betreut und gepflegt zu werden.

Und um das Land zu ehren, von dem er ausgegangen war und in dessen Erdreich seine grundlegenden Gedanken erwachsen waren, entlehnte dieser Verein der Schweiz die rote Flagge mit dem kurzarmigen weißen Kreuz, nur mit

dem Unterschied, daß die Farben umgestellt waren, und machte sie zu seinem Panier und Erkennungszeichen.

Auf diese Art kam der Verein unter das Zeichen des Kreuzes, aber er war nichtsdestoweniger ein ganz weltlicher Verein, nicht zu Gottes Dienst geschaffen, sondern ganz und gar zu Nutz und Frommen der Menschen. Niemand sah darin eine Verwirklichung von Gottes Friedensgedanken, ja so mancher befürchtete sogar, daß er nur ein Mittel sein würde, Krieg und Kriegsführung zu erleichtern.

Gottes Mühlen mahlten in ihrer stillen Weise weiter. Der Verein Rotes Kreuz wuchs und breitete sich von Land zu Land aus. Seine Gedanken wurden von Europäern wie von Asiaten angenommen, von Christen wie von Heiden, von Männern wie von Frauen. Da war nichts, das trennte, nichts versperrte den Weg, nicht Rasse, nicht Sprache, nicht Gesellschaftssitte. Alle brauchten es, alle wetteiferten, sich unter seinen Schutz zu stellen. Man sah deutlich, daß es ein weltlicher Verein war, für weltliche Ziele gegründet. Er nannte sich Roter Halbmond oder Roter Drachen, je nachdem es in den Ländern, in die er sich verbreitete, verlangt wurde.

Aber es kam eine Zeit, da die Winde des Himmels stärker brausten denn je. Die großen Flügel, die Gottes Mühlen trieben, bewegten sich mit ungewohnter Geschwindigkeit. Das Rasseln der Steine wurde wie Donnergrollen. Und den Völkern des Erdenreiches mahlten sie eine überwältigende Menge von Schicksalen und Ereignissen.

Nach Menschenverstand gesehen, mahlten Gottes Mühlen Unheil. Sie mahlten Qual und Schrecken, Not und Hunger, Grausamkeit und Gewalt. Sie mahlten den Untergang von Reichen, den Aufruhr von Völkern, den Fall der Mächtigen. Die Meere waren von Wracktrümmern übersät, aus dem Luftraum regnete Zerstörung, der Boden erzitterte unter dem Donner der Kanonen, verheerte Länder schrien zum Himmel nach Gerechtigkeit. Über die schönsten Gefilde des Erdenreiches ging die Sintflut des Weltkriegs mit Jammer und Entsetzen; und auch in den Ländern, in die sie kaum drang, verlor man in ihrer drohenden Nähe Besinnung und Verstand.

Aber als die Flut zurücktrat und die Menschen ihre Ruhe wiederfanden und nachzuforschen begannen, was gefallen und was stehengeblieben war, da zeigte es sich, daß vieles, in das sie früher ihr Vertrauen gesetzt hatten, sich als schwankend und ohnmächtig erwiesen hatte.

Keine Staatsordnung, keine Kirche hatte die Sturmflut aufhalten können. Die Bildung der Kulturvölker hatte sie nicht gehindert, sich gegenseitig wie wilde Tiere zu zerfleischen. Die Verbrüderung der Arbeit hatte sich nicht besser bewährt als die der Wissenschaft. Die Völker, die sich vom Kampf fern gehalten hatten, sie hatten in Gelddurst und Genußtaumel die Segnungen des Friedens mißbraucht.

Aber mitten in dem allgemeinen Elend erstrahlte nun das Zeichen des Roten Kreuzes vor den Augen der Suchenden.

Es allein hatte in diesen Jahren der Zerstörung Ruhm und Ehre errungen. Aus seinen Reihen waren die Helden und Heldinnen dieser Zeit hervorgegangen. Es hatte größere Macht gehabt als irgend jemand, das Unglück des Krieges zu mildern. Es hatte für die Verwundeten, die Gefangenen, die Fliehenden, die Kranken, die Frierenden, die Hungernden, die Verarmten, die Trauernden, die Einsamgewordenen hingereicht. In seinem Zeichen hatte die Menschenliebe ihre Werke vollbringen können. Auf sein Wirken konnten die Menschen ihre Gedanken richten, wenn sie der Stärkung und Aufrichtung bedurften.

Als man nun all dies sah, war es, als fielen einem die Schuppen von den Augen. Weit weg im Unausdenkbaren sah man Gottes Mühlen die mächtigen Flügel drehen, man hörte das Rasseln der Steine, die Gottes Gedanken mahlten. Zwischen den Gedanken, die Wetteifer und Kampf verursachten, drängten sich immer wieder Bruchstücke von Gottes schönem Friedensgedanken durch.

Wer wagte nun zu leugnen, daß das Rote Kreuz zum Friedensgedanken gehörte? Still und unbemerkt, ausdauernd und getreulich hatten die großen Mühlen einen Helfer zutage gefördert, der in der höchsten Not des Erdenlebens zur Stelle war. Wer wagte nunmehr zu

sagen, daß dies nur Menschenwerk war? Wenn man bedachte, wie es in Jahrhunderten langsamen Wachstums erschaffen worden war, dann mußte man denken: Gott hat es gewollt.

Und wenn man seine Allgegenwart sah, sah, wie es rings um die Erde gegangen war und gleich der Sonne auf Gerechte und Ungerechte schien, wenn man sah, daß auf diese Art schon ein Völkerbund zur Betätigung von Liebe und Barmherzigkeit zwischen allen Ländern gegründet war, und bedachte, was alles noch daraus entstehen konnte, dann mußte man nochmals wiederholen: Gott hat es gewollt.

* * *

Und nun in diesen Tagen, wo das Rote Kreuz uns ruft und sagt: „Nicht nur in Kriegszeiten gibt es Verwundete und Gefangene, Betrübte, Hungernde und Kranke. Helft uns, daß wir auch in Friedenszeiten gegen die Feinde des Lebens kämpfen können!“ Müssen wir dann nicht mit neuerwachtem Glauben auf das Kreuz blicken, das ewige Zeichen der Erlösung, und mit bebender Begeisterung rufen wie unsere Väter vor uns: „Gott will es! Gott will es!“

Zur Erinnerung an die heilige Brigitta

Rede, gehalten bei der Gedenkfeier in Vadstena

Vor fünfhundertfünfzig Jahren, im Juli 1373, liegt eine alte Frau krank in Rom in einem kleinen Häuschen am Campo de' Fiori ganz nahe dem Tiberufer. Das Haus, in dem sie weilt, ist unansehnlich, aber recht gut erhalten. Mit seinem Ziergarten, seinen kleinen, kühlen Stuben, seinem starken Tor macht es einen Eindruck von Sicherheit und Ordnung inmitten einer Stadt, wo die grasüberwucherten Straßen von den Trümmern eingestürzter Kirchen versperrt sind, wo Erdbeben, Seuchen, Hungersnot und nie und nimmer rastende Blutsfehden die Bewohner an den Rand der Verzweiflung und Verwilderung gebracht haben.

Weder die Kranke noch jemand aus ihrer Umgebung glaubt, daß die Krankheit zum Tode führen werde. Sie leidet mehr an einer schweren Niedergeschlagenheit der Seele, und alle meinen, daß, wenn sie die nur erst überwunden hat, sie aufstehen und ihrer gewohnten Arbeit nachgehen wird.

Das Leben um sie nimmt auch seinen Fortgang wie alle Tage. Die ganze Straßenmauer ist von einer Reihe Krüppel und Kranker belagert, Frauen und Männer durcheinander. Eine alte Bettlerin, der nichts fehlt, sitzt zunächst dem Tor und fühlt sich all diesen Armen gegenüber als Hausfrau, denn sie hat, seit die heilige Frau aus dem Norden vor etwa zwanzig Jahren in Signora Papazuris Haus einzog, auf diesem selben Platze gesessen und Almosen in Empfang genommen.

Die unruhigen Kranken wenden sich der Bettlerin zu, die mit den Bewohnern des Häuschens so gut bekannt zu sein scheint, und verlangen Auskünfte über die große Wundertäterin, die sie zu Rate ziehen wollen, sie möchten

gerne wissen, ob ihre Macht wirklich so groß ist, daß sie Hilfe erhoffen können.

Und die Bettlerin antwortet ihnen ebenso, wie sie all die vielen Jahre den anderen Hilfesuchenden geantwortet hat.

Was meinten sie wohl, warum saß sie, Monna Assunta, hier vor diesem Tor? Glaubten sie, sie säße hier, um Almosen zu erbitten? Aber da hätte sie sich doch ebensogut vor irgendeiner Kirche niederlassen können. Nein, sie saß hier, weil sie sich daran freute, den Gotteswundern beizuwohnen, der Gesundmachung der Kranken, der Heilung der Aussätzigen, die hier tagtäglich vor sich ging.

Sie erzählt den eifrig Lauschenden, wie die heilige Frau im Jubeljahr nach Rom kam, eine Pilgerin wie alle anderen, mit einem kleinen Geleite, alle in Pilgertracht. Aber welche Hoheit, welcher Adel hatte sie doch auch im Büßermantel umstrahlt! Jeder mußte es sehen, sie war eine Edelgeborene, eine Fürstin, ja, man flüsterte sich zu, daß sie in ihrem eigenen Lande eine Königin gewesen war.

Man behauptete, sie sei nach Rom gewandert, um die Genehmigung einer Klosterregel zu erlangen. Aber die alte Assunta wußte es besser. In diesen Zeiten, wo der Heilige Vater Rom verlassen hatte, um in Frankreich zu leben, da war die heilige Frau auf Gottes Geheiß hingekommen, um die Armen der Stadt zu trösten und den Kranken zu helfen. Nun, da die Herrlichkeit der großen Stadt vergangen war, ihre Kirchen in Trümmern, ihre Straßen verödet, ihre Kastelle eingestürzt, ihre Priester den Bettlern gleich, war diese Frau gekommen, um bis zur Wiederkehr des Heiligen Vaters den Elenden eine Mutter, den Hilflosen ein Hort zu sein.

Die mächtige Frau, von der die alte Assunta spricht, liegt unterdessen auf ihrem Bette und kämpft einen harten Kampf. Sie hält die Augen geschlossen, die Lippen fest zusammengepreßt, die Hände krampfhaft um ein kleines Kruzifix geschlungen. Der Schweiß perlt von der Stirn auf die Wangen herab. Sie liegt ganz still wie eine, die große Schmerzen leidet, aber niemanden ihr Leiden merken lassen will. Stimmen flüstern ihr un-

abläſſig ſo hohnvolle, grauſige Worte ins Ohr, daß ſie glaubt, ſie kommen von böſen Geiſtern, die ſie zum Abfall von Gott verleiten wollen.

Die böſen Geiſter kennen ihren verwundbarſten Punkt. Sie wollen ihr beweiſen, daß die Geſichte und Offenbarungen, die ihr Erhebung und Labſal waren, nichts andres ſind als ihr teufliſches Werk.

„Und wenn du, Brigitta Birgerstochter," ſagen ſie, „noch glaubſt, daß du zu Gottes Angeſicht erhoben wardſt, daß du das milde Antlitz der Mutter Gottes geſchaut und die lobſingenden Engel ihren Schöpfer preiſen gehört haſt, ſo mußt du dich wohl jetzt in deinem hohen Alter von ſolchem Irrtum losſagen.

Denn daß dies ein Irrtum und nichts andres iſt, werden wir dir allſogleich zeigen. Du ſagſt ja, Gott habe dir befohlen, eine Kloſterregel zu ſtiften und ein Kloſter in Vadſtena zu erbauen, und ebenſo glaubſt du das Gelöbnis des Herrn empfangen zu haben, daß du eine Nonne in dieſem Kloſter und ſeine erſte Äbtiſſin ſein wirſt, ſintemalen es ſtets dein größtes Verlangen war, ein Leben fern von der Welt zu führen, bis daß du in Gottes Reich eingehen darfſt.

Aber wenn dieſe Verheißungen dir wirklich von Gott gegeben wären, dann wären ſie wohl auch ungeſäumt in Erfüllung gegangen, denn Gott iſt allmächtig. Aber ſiebenundzwanzig Jahre mußteſt du warten, bis der Papſt ſich bewegen ließ, deine Regel zu genehmigen, und du mußteſt es dulden, daß er Änderungen an den Beſtimmungen vornahm, die dir von Gott gegeben waren. Darum, Brigitta, mußt du einſehen, daß dieſer Befehl, einen Orden zu gründen, dir nicht von Ihm gegeben ſein kann, der allmächtig iſt und Herr über die Welt.

Und ferner, da Gott wahrhaftig iſt, kann es unmöglich Er ſein, der dir verſprochen hat, daß du Nonne und Äbtiſſin in Vadſtena werden ſollſt. Denn du biſt nun alt und ſchwach, und du fühlſt wohl, daß du in Rom ſterben mußt. Sondern der dir dies verſprach, das war der gefallene Engel in der Hölle, der dich gelockt und verleitet hat."

Die Greiſin verſucht zu widerſprechen und Einwände zu erheben, aber mit ſchrillen, zornigen Stimmen ant=

worten sie ihr und häufen Beweis auf Beweis, daß sie das ganze Leben lang nur in ihrem Dienste gewirkt hat.

Ab und zu tritt eine Frau in mittleren Jahren mit einem hellen, sanften Antlitz in das Zimmer und beugt sich über die Liegende. Sie wischt ihr den Schweiß von der Stirn und fragt, ob sie ihr nicht Hilfe und Linderung verschaffen kann. Aber die Alte ist in ihre Gedanken versunken. Sie scheint von der Gegenwart der anderen nichts zu wissen.

Da geht die jüngere Frau wieder in den Vorraum hinaus, um all jenen, die dort warten, zu sagen, daß ihre Mutter noch immer leidend ist und noch nicht zu ihnen sprechen kann.

Dort draußen sitzen einige von denen, die zu Frau Brigittas Hausstand in Rom gehören, und führen Gespräche im Flüsterton mit den vielen Menschen, Fremden und guten Freunden, die gekommen sind, um die nordische Seherin um Rat zu fragen.

Da sieht man Sendboten des Papstes Gregor in Avignon, die Aufschlüsse über eine göttliche Botschaft begehren, die Frau Brigitta ihm geschickt hat und die schwer zu deuten ist. Da sind nordische Pilger, die Botschaft aus Vadstena bringen und Anfragen wegen des Klosterbaues, der jetzt dort im Werke ist. Da sind vornehme Römerinnen, die Ratschläge für die zukünftige Laufbahn von Söhnen und Töchtern wünschen. Da sitzen bescheidenere Frauen, die Heilung für Gebreste suchen, wallfahrtende Mönche und Nonnen, die zu ihrem Seelentrost die sehen wollen, die so oft in ihren Träumen und Visionen Gott geschaut hat.

In einer Ecke sitzen einige Römerinnen im Gespräch. „Erinnert ihr euch, wie damals der Blitz in die große Glocke der Peterskirche einschlug?" sagt eine von ihnen. „Ganz Rom staunte und glaubte, daß etwas Böses bevorstünde, aber diese nordische Sibylle war die erste, die ihre Stimme erhob und das Zeichen dahin deutete, daß Papst Klemens sterben würde, und so geschah es auch."

„Ja," sagte die andere, „gewiß entsinne ich mich. Und ich erinnere mich auch, wie es Papst Urban erging. Er war ein frommer Mann. Vor einigen Jahren kam er

aus Avignon hierher und blieb drei Jahre in Rom, aber die ganze Zeit sehnte er sich nach Frankreich zurück. Wie ein schleichender Dieb wollte er sich schließlich aus Rom fortstehlen, aber die Heilige, die dort drinnen ruht, bekam Kunde von seinem Vorhaben. Sie eilte ihm nach und erreichte ihn unterwegs. Und sie sagte ihm, daß, wenn er Rom verließe und nach Avignon zurückkehrte, Gott seine Tage verkürzen würde. Und Gott ließ seine Seherin nicht zuschanden werden, sondern da der Papst ihr nicht glaubte und in sein Land zurückkehrte, geschah es also, wie sie vorausgesagt hatte."

Man erzählt ein Beispiel nach dem andern für ihre große Sehergabe. „Wahrlich," sagt ein Mönch, „ist diese Frau nicht ein Sprachrohr Gottes: die Mächtigen beben vor ihren Strafgerichten, aber den Armen und Bekümmerten bringt sie Trost und Erquickung."

„Was, Signora Lukrezia," ruft eine Edeldame, die weiter vorne im Zimmer sitzt, „habt Ihr davon nicht gehört? Aber es soll wirklich wahr sein, daß Königin Johanna von Neapel in Liebe zu einem von Frau Brigittas Söhnen entbrannte, der sie auf der Wallfahrt zum Heiligen Lande begleitete, und ihn zu ihrem Gemahl machen wollte. Doch die Heilige widersetzte sich dem Willen der Königin, denn der Sohn war schon verheiratet und hatte daheim in Schweden eine Frau. Aber, Signora, was konnte das Verbot der alten Mutter bedeuten, wenn die Königin und der Sohn in der Sache einig waren? Sie hatte keine andere Zuflucht als ihre Bitten, den Greuel zu verhindern. Aber die Bitten dieser Frau sind mächtig, und Gott stand ihr auf die Weise bei, daß ihr Sohn von der Pest hinweggerafft ward, ehe noch die Ehe vollzogen werden konnte."

So sitzt man in der Stille da und erzählt. Ohne daß man recht weiß wie, ist das Zimmer von Andacht und weihevoller Stimmung erfüllt. In der Kammer hier daneben, denkt man, liegt ein Mensch, der Gott gesehen hat, einer, der lieber den Tod auf seine Liebsten herabbeschwört, als daß er sie eine Todsünde begehen läßt.

Die helle, milde Frau, die die Tochter der Heiligen ist, Frau Katharina, öffnet wieder die Kammertüre und huscht hinein. Während sie drinnen bei der Kranken ver-

weilt, ist alles still. Einige der Unglücklichen, die erwartet haben, daß die wunderbare Braut Christi, die da ruht, sie von Krankheiten heilen würde, von denen sie sonst nirgendwo Genesung finden konnten, fallen auf die Knie und strecken die Arme nach der Türe aus. In den zitternden Händen halten sie Rosenkränze, und während die Perlen durch die Finger gleiten, flüstern sie Ave-Marias und Vaterunser.

Frau Karin hat die Türe offen gelassen, und aus dem Zimmer der Kranken dringt ein schwaches Stöhnen, ein leises Ächzen. Da werden alle im Vorraum von tiefem Mitleid ergriffen. Ihre Herzen wollen hinschmelzen bei dem Gedanken, daß die heilige Frau, die die Qualen so vieler Kranken gelindert, selbst dem Schmerz zum Opfer fallen muß. Mit einem Male sinken sie alle auf die Knie, alle strecken sie die Arme nach dem Krankenzimmer aus, alle beginnen sie zu beten.

Als Frau Karin zurückkommt, bleibt sie auf der Schwelle stehen, erstaunt, all diese Menschen in betender Stellung zu sehen. Mit einem raschen Entschluß läßt sie die Tür offen stehen, kniet neben den andern nieder und flüstert wie diese: Pater noster qui es in coelo.

Wie sie so liegt, der Kammer zugewandt, kann sie das abgezehrte Antlitz der Mutter sehen, und es jammert sie, daß die Greisin immer noch kämpfen muß, daß sie selbst nie den Frieden erlangen kann, den sie allen schenkt, die an sie glauben.

Aber wie Brausen von der Meeresküste, wie blütenduftgeschwängerter Wind dringen die geflüsterten Gebete in Frau Brigittas Kammer. Und plötzlich sieht die Tochter, wie die Spannung in den Zügen nachläßt, wie die geballten Hände sich lösen. Staunen und große Freude malt sich in dem Antlitz. Die Runzeln der Stirn glätten sich, der Mund lächelt, und die Wangen färben sich rosig.

Es ist nicht mehr Zeit vergangen, als daß Frau Karin ein Paternoster zu Ende beten konnte, da erhebt sich die Mutter klar wach im Bette und winkt sie zu sich. Sie eilt hinein und schließt die Türe hinter sich zu.

Nach einer kleinen Weile steht Frau Karin wieder vor den Betenden. Man sieht, daß sie sehr bewegt ist, ihre Stimme zittert, aber die Augen leuchten vor Freude.

„Meine liebe Mutter bittet mich, euch zu sagen, daß sie eine Zeitlang von den Heimsuchungen böser Geister arg gequält wurde. Aber heute nun hat sie Christus gesehen. Mit sanftem Antlitz offenbarte er sich ihr vor dem Altar, der in ihrem Kämmerlein steht. Und er sprach zu ihr, er habe an ihr getan, wie der Bräutigam zu tun pflegt, wenn er es eine Zeitlang unterläßt, sich seiner Braut zu zeigen, auf daß er desto inbrünstiger ersehnt werde. So hatte er meine Mutter einige Tage lang nicht besucht, weil dies ihre Prüfungszeit war."

Hier hält Frau Karin inne und bewegt die Lippen ein Weilchen, bis sie die Stimme zu festigen vermag, so daß sie fortfahren kann:

„So sprach dann Christus zu meiner Mutter, sie sei nun genug geprüft, und sie solle sich auf eine große Freude gefaßt machen, denn am fünften Tage nach diesem wird sie zur Nonne und Äbtissin vor seinem Altar in Vadstena geweiht werden.

Und meine liebe Mutter läßt euch sagen, daß sie einige Tage der Ruhe braucht, um ihre zeitlichen Angelegenheiten recht zu ordnen, ehe sie daran geht, von der Welt Abschied zu nehmen. Aber sie bittet euch, am fünften Tage wiederzukommen und sich mit ihr zu freuen, daß sie nun erreicht hat, was von frühester Kindheit auf das allergrößte Sehnen und Verlangen ihrer Seele war."

Da entfernten sich alle Besucher, trauernd, daß die große Seherin Rom verlassen würde, aber doch erhoben in ihrem Sinn, weil sie Gottes Gnade gegen seine Braut und Magd miterleben durften.

All jenen, die Frau Brigittas Hausstand in Rom angehören und gewohnt sind, ihre Offenbarungen zu sammeln und sich daran zu freuen, sowie die Kinder dieser Welt Schätze sammeln und sich an ihrem Glanze erfreuen, scheint diese letzte Botschaft die köstlichste, die ihr je zuteil wurde. Denn wenn sie auch in mancher Hinsicht dunkel ist, verstehen sie doch, daß ein großer Umschwung in ihrem Leben bevorsteht, und daß die lange Wallfahrt, die sie vor vierundzwanzig Jahren antrat, sich nun ihrem Ende zuneigt. Aber damit sind auch für sie alle die langen Pilgerjahre zu Ende. Sie können in ihr eigenes Land zurückkehren, wo sie Schutz und Schirm haben,

und brauchen nicht mehr von fremden Gnaden zu leben. Das kleine treue Häuflein muß sich nicht zerstreuen, das erbauliche Zusammenleben mit Frau Brigitta braucht nicht aufzuhören. Die allermeisten denken wohl, mit ihr in das prächtige Klosterheim in Vadstena einzuziehen und ihr dort weiterzudienen.

Darum erfüllt eine große Freude ihre Herzen. Sie fühlen sich verjüngt und hoffnungsfroh. Längst versunkene Bilder schweben vor ihren Augen, sie sehen lichte Birkenhaine, kleine blinkende Seen und graue, bemooste Häuschen am Saume mächtiger schwarzgrüner Nadelwälder.

Noch lebt unter ihnen der alte Unterprior aus Alvastra, Petrus Olofsson, der Frau Brigittas Begleiter war, seit sie Schweden verließ, der mit ihr den Pilgergang zu St. Nikolaus in Bari gegangen ist, zum heiligen Franciscus von Assisi, zum heiligen Andreas in Amalfi, der sie nach Neapel und Zypern begleitet und an ihrer Seite an den heiligen Stätten Palästinas gebetet hat. Er hat, was die Heiligen des Himmels zu Frau Brigitta gesprochen, ins Lateinische übersetzt und auch für alles Irdische auf den Reisen wie während des Aufenthalts in Rom Sorge getragen. Unerschrocken hat er sie durch höhnende, steinewerfende Volksmassen hindurchgeleitet, vorbei an umherstreifenden Räuberbanden, durch pestverseuchte Städte. Nun, nach all diesem mühseligen Umherziehen soll er endlich heimkehren können in eine stille Klosterzelle, zu einem Leben ohne Gefahren und Not, einzig erfüllt von Gebeten und friedlicher Arbeit.

Da ist ferner sein Freund und Gehilfe, Magister Petrus Olofsson aus Skänninge, der die große Wundertäterin in Rom erst vor kurzem aufsuchte, bei der Übersetzungsarbeit mitwirkte und Frau Brigittas Beichtvater war. Wie muß er sich doch freuen, daß er nicht allein nach Schweden zurückzukehren braucht, sondern sein liebes Beichtkind in das bedrückte Vaterland mitnehmen kann, wo man nun so viel von ihrer Weisheit und Macht singen und sagen gehört.

In Rom weilt auch Frau Brigittas Sohn, Herr Birger Ulvsson, der vor einigen Jahren auf das Geheiß seiner Mutter herkam, um sie in das Heilige Land zu be-

gleiten. Er ist ein frommer Mann, der ihr hierin gern zu Willen war, aber er hat Weib, Kinder und Ländereien daheim in Schweden, und nun müßte er heimkehren, um nach all dem zu sehen. Doch war er in Rom geblieben, weil er es nicht übers Herz brachte, seine Mutter in der Schwäche ihres Alters allein zu lassen.

Noch andere sind da, die sich des Aufbruchs freuen, aber unter ihnen allen am meisten die liebliche, fromme Frau Karin, die aus Sehnsucht nach ihrer Mutter vor mehr als zwanzig Jahren nach Rom kam und seither bei ihr geblieben war und ihr in allen Dingen gehorsam und untertänig gewesen ist. Mit der inbrünstigsten Freude denkt sie nun daran, daß sie ihre alte Mutter heimbringen kann und sie bald als mächtige Frau in Vadstena sehen wird. Denn die heilige Frau mußte ein hartes Leben führen, und das Herz tat der Tochter im Busen weh, wenn sie sie vor den Kirchen Roms sitzen und betteln sah oder wenn sie auf Wallfahrten in Kälte und Dunkelheit unter freiem Himmel übernachten mußte. Um ihrer Freude Luft zu machen, geht Frau Karin aus, Blumen und Ranken zu pflücken, die in den Ruinen Roms wuchern, und sie schmückt das kleine Häuschen am Campo de' Fiori, wie man es in Schweden zu Mittsommer tut.

Frau Brigitta selbst ist in diesen Tagen zumute wie jemandem, der nach harter Plage sein Ziel erreicht hat und sich nicht mehr zu mühen braucht, sondern ruhen kann. Nun träufelt sie nicht mehr Wachs in die Wunde an ihrem Arm, sie freut sich an Frau Karins Blumen, und sie läßt es zu, daß die Tochter ihr ein weiches Federkissen unter den Kopf schmiegt. Sie hält ihre Gedanken nicht so unverwandt wie sonst auf das Jenseits gerichtet, sondern spricht mit ihren Kindern, wie ihr Hab und Gut verteilt werden soll. Sie gibt Herrn Birger Ratschläge, wie er sich in den Bürgerkriegen daheim in Schweden verhalten möge.

Schließlich sagt sie ihren Kindern, daß die Zeit, die sie durchlebt hat, schwer war wie der Jüngste Tag und daß sie von Kindheit an ein Übermaß von Elend, Not und Krankheit geschaut hat. Sie war noch Zeuge, wie König

Magnus' böse Söhne sich das Reich streitig machten, und als sie heranwuchs, sah sie, wie ein schwacher, willenloser König es zu Fall brachte. Und sie stand all dem, was geschah, nicht ferne, sowohl ihre eigenen Verwandten wie die ihres Mannes hatten zu den Großen und Mächtigen gehört, sie hatte von allen Beratungen vernommen und die Sorgen und die Verantwortung geteilt. Und ebenso war das arme, schutzlose Volk, das wußte, daß sie es um Christi willen liebte, oft mit seinen Kümmernissen zu ihr gekommen. Schmerz und schweres Weh hatten sie selbst heimgesucht. Sie hatte geglaubt, das Herz müßte ihr brechen, als sie ihren Mann verlor, den sie so sehr liebte. Viele Tränen hatte sie über ihren Sohn Karl sein ganzes Leben lang weinen müssen und ebenso über den Mann ihrer Tochter Martha, Herrn Sigurd Ribbing, der ein gottloses Leben führte.

Nie hatte eine solche Pest unter den Völkern gewütet wie zu ihrer Zeit, nie zuvor hatten sich die Kriegsheere in Räuberhorden verwandelt, die die Länder ausplünderten. Auch hier in Rom hatte sie schwere Enttäuschung erleben müssen, denn die Stadt war wie ein Himmel ohne Sonne gewesen, da der Papst nicht mehr dort weilte, und der Papst, den sie endlich da einziehen sah, hatte sich wieder schmählich davongeschlichen. Die Armut hatte ihr hier in Rom arg zugesetzt, und Müdigkeit, Kälte und Hunger auf den Wallfahrten. Auch hatte es sie sehr gequält, daß sie vor Fürsten, vor hohe Prälaten und auch vor wilde, aufgehetzte Volksmassen hintreten mußte, um ihnen ihre Sünden vorzuhalten und sie mit Gottes Strafgericht zu bedrohen. Schließlich war es eine große Prüfung für ihre Geduld gewesen, daß sie auf die Bestätigung ihrer Regel so lange warten mußte, bis sie nun an der Grenze ihrer Tage stand.

Aber bei alldem war sie doch einer der allerglücklichsten Menschen gewesen, weil Gott ihr die Gnade verliehen hatte, schon in diesem Leben seines Umgangs teilhaftig zu werden.

Von Kindheit auf war sie von Gesichten begnadet gewesen, in denen sie die himmlischen Heerschaaren schaute und mit ihnen Zwiesprach pflog. Je älter sie geworden war, desto mehr hatten diese Visionen an Ernst und Be-

deutung zugenommen. Ja, wahrlich, sie war die gewesen, die den Menschen Gottes Ratschluß offenbarte.

Viele dieser Gesichte waren furchtbar und erschreckend gewesen, aber dennoch hatte sie dabei eine schwindelerregende Seligkeit empfunden, weil sie in die Geheimnisse des Reichs Gottes schauen durfte.

Von dieser Gabe war ihr alles Gute zuteil geworden. Durch sie hatte sie die Gunst der Fürsten gewonnen und die Herzen der Königinnen erweicht. Durch diese Macht war das Volk von Rom so für sie gewonnen worden, daß es sie jetzt seine Mutter nannte. Um dessentwillen schickten ihr die armen Leute in Schweden Boten und flehten sie an zu kommen und ihnen zu helfen.

Auf diese Weise vergehen vier Tage wie in holdem Taumel, und endlich bricht der Morgen des fünften Tages an.

Wir müssen versuchen, uns zu vergegenwärtigen, wie alles zugegangen sein mag. Sicherlich konnte keiner der Hausgenossen nachts schlafen. Die Spannung war allzu groß. Nicht, daß sie daran gezweifelt hätten, daß ihre Herrin jetzt von Christus für ihre lebenslängliche Treue belohnt werden würde, aber in welcher Art?

Es ist mitten im Sommer, und weder nachts noch tags ist Kühlung zu finden. Sie haben am offenen Fenster gesessen, in das schwüle Dunkel gestarrt und sich unter bebenden Träumen ausgemalt, was der Morgen wohl bringen würde.

Was mögen sie erwartet haben? Vielleicht, daß Frau Brigitta im Geist nach Vadstena geführt und dort zur Nonne und Äbtissin geweiht werden würde, indes ihr irdischer Leib in Rom verblieb. Vielleicht, daß der päpstliche Legat kommen würde, um auf Gottes Geheiß den heiligen Akt in dem kleinen Häuschen am Campo de' Fiori zu vollziehen. Noch viel höher und wunderbarer mögen ihre Erwartungen sich gestaltet haben, denn sie sind es gewohnt, täglich Wunder zu schauen und von übernatürlichen Dingen zu hören.

Die ganze Nonnentracht, der graue Rock, Mantel und Kapuze, das weiße Tuch, der schwarze Schleier und die Krone aus weißen Linnenstreifen mit den fünf roten bedeutungsvollen Zeichen, all dies lag bereit.

Prior Petrus Olofsson hat die Offenbarung hervorgesucht, in der Christus Brigitta die Klosterregeln kundgetan hat und liest sie nun vor. Er liest von all den Bestimmungen für das Leben der Mönche und Nonnen, ihre Tagesordnung und ihre Beschäftigungen. Weiter liest er, wie eine Nonne ins Kloster aufzunehmen ist, die schönen Ermahnungen, die ihr erteilt werden sollen, ihre Gelübde, die Einkleidung in die Nonnentracht, ihre Geleitung zur Klosterpforte und ihre Aufnahme in den Kreis der Schwestern.

Frau Brigitta folgt der Vorlesung mit einem seligen Lächeln, aber lange, ehe der Prior geendet hat, versinkt sie in Schlummer, und natürlich ist es allen offenbar, daß sie mit jedem Tage schwächer geworden ist. Sie schläft zumeist, sie atmet schwer, beinahe röchelnd. Aber dies trübt die Freude keineswegs. Wenn die Stunde gekommen ist, wird Christus ihr Leben und Gesundheit wiedergeben.

Plötzlich, gerade ums Morgengrauen, als das erste Frühlicht das nächtliche Dunkel durchbricht, hört das Röcheln auf, und die Kranke richtet sich im Bett empor.

Im ganzen Raume wird es totenstill. Man glaubt zu vernehmen, nicht mit Auge und Ohr, sondern mit einem anderen Sinne, daß der Raum von etwas Göttlichem durchströmt wird. Mit bebenden Herzen sehen die Anwesenden, wie das Antlitz der Greisin von Glückseligkeit erhellt wird, wie ihre Augen sich in Anbetung aufschlagen, wie ihre Lippen sich zum Gebet regen.

Kein gesprochener Laut dringt an das Ohr der Umstehenden, und doch vernehmen sie, was der himmlische Bote sagt:

„Nun habe ich gesehen, Brigitta, daß du die Welt überwunden hast und sie gerne verlässest, um in mein Kloster einzugehen. Darum soll dir dein Wille als vollbrachte Tat angerechnet werden, und ich will dir den Lohn geben, daß du ungesäumt in meine Seligkeit eingehen darfst."

Mit einem Blick von unbeschreiblicher Dankbarkeit sinkt die Sterbende in die Kissen zurück, und die anderen, die erkennen, daß die höchste Gnade und Segnung ihr widerfahren ist, stimmen einen Lobgesang an.

Erhoben wie in heiliger Verzückung, empfinden sie keinen Schmerz über den bevorstehenden Abschied. Die Priester ihres Hauses beeilen sich eine Messe zu lesen und ihr das Sterbesakrament zu reichen.

Aber wie es ihnen anbefohlen war, haben sich Brigittas Freunde in Rom nun am Morgen des fünften Tages eingefunden, um ihrer Erhöhung beizuwohnen. Und da Frau Brigitta in Rom von so vielen gekannt und geliebt ist, sind ihrer eine so große Zahl, daß der ganze Marktplatz vor ihrer Behausung schwarz von Menschen ist. Sie hören den Gesang aus dem Hause, und die Zunächststehenden pochen ungeduldig an die Türe, um Einlaß zu finden und der Feier beizuwohnen. Sachte öffnet sich das Tor, und jemand flüstert, daß die fromme Frau in Gottes Himmel gerufen wurde. Mit großer Schnelligkeit verbreitet sich das Gerücht durch die Menschenmenge, und wohin es dringt, da erkennt man, daß dies das höchste Glück für die Greisin bedeutet, und stimmt in den Jubelgesang ein. Und während die Menschenschar so ihre Dankbarkeit und ihre Liebe hinaussingt, entschlummert Frau Brigitta in den Armen ihrer Kinder.

* * *

Aber so wie die Kreise im Wasser um den hineingeworfenen Stein sich über den ganzen Wasserspiegel verbreiten, so verbreitet sich ihre eigene und die Freude ihrer Nächsten nicht nur zu dem Volke in Rom, sondern unter die ganze Christenheit. Ein Mensch, der die Welt und sich selbst überwunden hatte, war gleichsam in Christi Armen gestorben, gewiß des Himmelreichs. Das war nicht die Zeit für Sohn oder Tochter, für Freund oder Diener, Schmerz zu fühlen. Das einzige, woran sie denken konnten, war, die Kunde von dem seligen Hinscheiden, dessen Zeugen sie gewesen, zu verbreiten.

Wer wurde da nicht von Begeisterung ergriffen? Ein Mensch, der viele Jahre hindurch in den Straßen Roms gewandelt war, eine Frau, die unter ihnen gelebt hatte wie alle anderen, die hatte in ihrem letzten Stündlein Christus geschaut und seine Verheißung empfangen, in den Himmel der höchsten Seligkeit einzugehen.

Es gibt kein Gemüt, so verhärtet, daß diese Kunde

nicht einen Widerhall von Sehnsucht darin wachriefe. Es gibt keine Seele, so bedrückt, daß sie sich nicht zu neuer Zuversicht aufschwänge.

Dies war kein Sieg der Stärke und Macht, der List und Gewalt, sondern ein Sieg der Unterwürfigkeit, der Armut und Demut. Die Stillen im Lande heben die Köpfe und denken, daß doch sie es sind, die das bessere Teil erwählt haben.

Heim nach Schweden eilt ein Bote mit der Nachricht von Frau Brigitta Birgertochters seligem Tode in Rom: nicht um Kummer zu bringen, sondern um die größte Freude zu verkünden.

Und überall, wo die Botschaft hier im Lande hinkommt, wird sie so empfangen, als kündete sie die Ankunft eines schätzebeladenen Schiffs oder einen großen Sieg.

Da fielen Freudentränen, daß Christus an dieses arme Land hoch im Norden gedacht und eine seiner Töchter zu seiner geliebten Braut erhoben hat, zu sitzen zur Seiten seiner Mutter, der Himmelskönigin. Nun ist es Zeit, Angst und Not zu vergessen, nun hat das Reich und all seine Bewohner eine Fürsprecherin bei Gott, die nimmer müde sein wird, Gutes für Schwedens Volk zu erbitten.

Allen bedünkt es, daß der Himmel der Erde näher gekommen, erreichbarer geworden ist. Der Bauer, der seiner täglichen Fron obliegt, hebt den Blick vom Irdischen, die Hausmutter gibt freudiger als sonst dem Bettler, der im Namen der heiligen Brigitta bittet, ihr Scherflein. Der Maurer, der am Vadstenaer Kloster arbeitet, fügt seine Steine mit größerem Eifer in die Wand, trägt er doch damit zum Ruhme der heiligen Frau bei.

Das ganze Volk Schwedens hat nun eine gemeinsame Freudenquelle, die erste, die es je besessen. Der König des Landes ist der deutsche Albrecht, aber er wetteifert mit den einheimischen Großen des Reichs, Frau Brigittas Staub, als er im nächsten Jahre die Heimat erreicht, würdig zu empfangen. Auch er wirkt wie alle anderen für ihre Heiligsprechung und unterstützt den Klosterbau in Vadstena.

Welche Befriedigung muß es nicht, schon rein weltlich

gesehen, für die Schweden jener Zeit gewesen sein, zu erfahren, daß hier im Norden mächtige Klöster entstanden wie Nådendal in Finnland, Maribo in Dänemark, Munkaliv in Norwegen, die alle der Vadstenaer Regel folgten, und daß auch im übrigen Europa Brigittiner Klöster gegründet wurden, mehr als siebzig an der Zahl. Wie muß es nicht die Kenntnis Schwedens in der Fremde gefördert haben, daß alle diese Klöster eine Schwedin zur Stifterin hatten und dort stets die Legende ihres Lebens gelesen wurde.

Noch heute können wir hier in Schweden Spuren dieser Freude des Volkes, daß eine Heilige unter ihm erstanden, verfolgen. Dieser schöne mächtige Kirchenbau mit Grabmälern und Kunstschätzen, der uns jetzt umgibt, ist daraus hervorgegangen. Aus der herrlichen Brigittahymne klingt sie uns entgegen, wie aus der Brigittinermusik, der Brigitta-Literatur, ja aus der geduldigen Arbeit demütiger Spitzenklöpplerinnen, die Altar und Chorhemden schmückt.

Dem schwedischen Lande nahte ihre Botschaft mitten im Jahrhundert der Pest, der Bürgerkriege, der Schwäche. Und wer weiß heute soviel, daß er zu berechnen vermöchte, wie groß der Nutzen, den sie uns gebracht hat? Sie, deren Stärke unbeugsam war, hat sie nicht die Kräfte großgezogen, die dem Lande die Wiedergeburt brachten? Sie, deren Glaube unerschütterlich war, hat sie nicht den Mut hervorgerufen, der die Freiheit rettete? Gab der Gedanke, daß diese ehrliche schwedische Frau ein Landeskind war, nicht die Ermutigung, deren es bedurfte, damit das Volk zur Erkenntnis seines Wertes und seines Könnens gelangte?

Rede, gehalten bei dem Ökumenischen Konzil in Stockholm 1925

Darf ich dem Ökumenischen Konzil ein Ereignis berichten, das sich vor etwa fünfzig Jahren zugetragen hat?

Es war eine neblige Nacht auf dem Atlantischen Ozean. Zwei große Fahrzeuge waren zusammengestoßen, und das eine von ihnen, ein mächtiger Postdampfer, auf dem Wege von Neuyork nach Le Havre, hatte ein Leck mitt-

schiffs bekommen und war untergegangen. Das andere Fahrzeug, ein ungeheures Segelschiff, war im Nebel verschwunden, ohne einen Versuch zu machen, den zahlreichen Passagieren des Postdampfers zu Hilfe zu kommen.

Unter diesen Schiffbrüchigen befand sich eine junge Amerikanerin, die zu jener Zeit in Chikago lebte. Sie war vermögend, schön und begabt, mit einem guten, hervorragenden Manne verheiratet, Mutter von vier kleinen entzückenden Mädchen. Sie hatte die Reise unternommen, um ihre alten Eltern, die in Paris lebten, zu besuchen und ihnen ihre Kinder zu zeigen; deshalb hatte sie alle vier Töchterchen an Bord. Als der Zusammenstoß erfolgte war auf dem sinkenden Dampfer eine schreckliche Verwirrung entstanden. Man hatte allerdings Boote ausgeworfen, aber weder sie noch eines der Kinder hatten darin Platz gefunden. Als das Schiff schließlich gesunken war, waren sie alle fünf in das Meer hinausgespült worden.

Sie wurde zuerst von der Sturzwelle tief hinab in die unendliche Tiefe gezogen, aber dann wieder auf den Meeresspiegel hinaufgeschleudert. Ihre Kinder waren da von ihr losgerissen und sie begriff, daß sie ertrunken sein mußten. Sie selbst konnte nicht schwimmen. Im nächsten Augenblick mußte sie wieder in die Tiefe gezogen werden, und das bedeutete dann den sicheren Tod.

Da, in ihrem letzten Stündlein, dachte sie nicht mehr an Mann und Kinder. Sie dachte nur daran, ihre Seele zu Gott zu erheben.

Sie war unmittelbar vorher Zeuge von entsetzlichen Szenen gewesen. Angesichts des unvermeidlichen Untergangs hatten die Schiffbrüchigen völlig die Besinnung verloren. Ein wilder Kampf um die Boote war entbrannt, die die fünfhundert Passagiere keinesfalls fassen konnten. Gesunde kräftige Männer und Frauen hatten sich mit Stockhieben und Schlägen den Weg gebahnt. Die Schwachen und Kranken waren zurückgestoßen, niedergetreten oder geradezu ins Meer geschleudert worden. Derselbe grausige Kampf ums Leben tobte noch rings um sie auf dem Meeresspiegel.

Einige schwerbeladene Boote strichen in der Nähe vorbei, und in diesen saßen Menschen, die die Messer ge-

zückt hatten, um die Schwimmenden fernzuhalten, die sich näherten und sich an den Bootsrand anklammern wollten. Grausige Schreie und Flüche waren von allen Seiten zu hören. Aber aus all diesen Szenen der Grausamkeit und Wirrnis, der unbarmherzigen Wildheit und jämmerlichen Todesfurcht befreite sie ihre Seele, um sie zu Gott zu erheben.

Und ihre Seele schwang sich auf wie eine freigelassene Gefangene. Sie fühlte, wie ihre Seele sich freute, die schweren Fesseln des irdischen Lebens abzustreifen, wie sie sich mit Jubel anschickte, zu ihrer wahren Heimat emporzusteigen.

„Ist es so leicht, zu sterben?" dachte sie.

Da hörte sie, wie eine mächtige Stimme, eine Stimme aus der anderen Welt, ihr Ohr mit einer dröhnenden Antwort erfüllte:

„Wohl ist es wahr, daß es leicht ist, zu sterben. Was schwer ist, das ist zu leben."

Es dünkte sie, daß dies die größte Wahrheit war, und sie stimmte freudig ein:

„Ja, ja, das ist wahr, es ist schwer, zu leben."

Und mit einem Gefühl des Mitleids mit jenen, die noch weiterleben mußten, dachte sie: Warum muß es so sein? Ließe sich das Leben auf Erden nicht so gestalten, daß es ebenso leicht wäre, zu leben, wie es jetzt ist, zu sterben?

Da vernahm sie abermals die mächtige Stimme, die ihr antwortete:

„Was not tut, damit es leicht wird, auf Erden zu leben, das ist Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit!"

Während diese Worte noch in ihren Ohren widerhallten, wurde sie gerettet. Es war der große Segler, der zurückgekehrt war und Rettungsboote herabgelassen hatte. Sie wurde in eines derselben gehoben und dann mit etwa achtzig anderen Schiffbrüchigen in einem europäischen Hafen ans Land gesetzt.

Dieses Ereignis, dieser Zuruf kam mir in den Sinn, als ich zum erstenmal vom ökumenischen Konzil sprechen hörte. Ich stellte mir vor, daß nach dem großen Zusammenprall, nach dem furchtbaren Schiffbruch, der die Christenheit betroffen hat, viele ihrer besten Ange-

hörigen das Gefühl haben mußten, in eine bodenlose Tiefe gestürzt zu sein, das Liebste verloren zu haben; sie mußten von Groll gegen das Leben beseelt sein, bereit, die drohende Vernichtung als Befreiung aufzunehmen. Aber in diesem Abgrund der Angst sind dann zu diesen Verzweifelten Stimmen aus einer anderen Welt gedrungen. Auch sie haben mitten in dem wilden Getümmel, mitten in dem Blutvergießen den Ruf nach Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit vernommen; und darum sind sie nun von den vier Enden der Welt hierhergeströmt, um den Frieden und Zusammenhalt zu schaffen, den die Völker durch Jahrtausende ersehnt haben und der das Leben sicherlich leichter zu leben machen würde.

Dies war der erste Gedanke, der sich bei der Nachricht von dem Ökumenischen Kongreß einstellte. Der zweite war der, daß ich gerne mit dabei sein wollte, die Konferenz willkommen zu heißen. Denn wie der Versuch auch ablaufen mochte, so war doch der Gedanke groß und kühn und wohl wert, als ein Vorbote hellerer Zeiten begrüßt zu werden.

Möge mir die Versammlung gestatten, noch weiter von dem Leben und Wirken der schiffbrüchigen Frau zu erzählen. Das Problem, das sie zu lösen hatte, war ja dasselbe wie das der Konferenz, wenn auch in anderem Maßstab. Und ich muß es gestehen, als ich ihr Leben durchdachte, erbebte mein Herz. Ich glaubte eine Schrift zu sehen, von Gottes eigenem Finger geschrieben, eine Schrift zur Führung, zur Erweckung, zur Tröstung, eine Schrift, die gerade von dieser Versammlung gelesen werden sollte.

Lassen Sie mich also vorerst sagen, daß die junge Amerikanerin, Anne Spafford, die Botschaft, die ihr in der Unglücksnacht erklungen war, als ein wahres Gotteswort aufnahm. Dennoch vergingen mehrere Jahre, ehe sie einen ernsten Versuch machte. Sie war vom Schmerz über die verlorenen Kinder allzusehr gebrochen. Zwei neue Töchterchen wuchsen im Hause auf, aber die Trauer ließ nicht nach. Endlich sah sie ein, daß ihr nicht früher Hilfe und Trost zuteil werden würde, ehe sie nicht ihr Leben der Aufgabe widmete, Einigkeit in die zersplitterte Welt zu bringen.

Einigkeit! Doch was ist Einigkeit? Wie kann sie erreicht werden? Wie kann man in Einigkeit leben mit Menschen, wie sie nun einmal sind: egoistisch, selbstgerecht, unwahr, liederlich, frevelhaft? Möge man sich in die große Schwierigkeit hineindenken! Ist es hierzu eigentlich nicht erforderlich, daß, ehe Einigkeit auf Erden walten kann, alle vollkommen werden müssen? Wenn ein Mensch allein es versuchen wollte, in Einigkeit mit seinesgleichen zu leben, würde er nicht verhöhnt werden, ja niedergetreten, gekreuzigt?

Anne Spafford griff zu dem üblichen Ausweg. Sie, ihr Mann und etwa zwanzig ihrer Freunde gründeten eine Gemeinschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, in Einigkeit miteinander zu leben und der übrigen Menschheit zu helfen und zu dienen.

Diese Chikagoer suchten keineswegs eine neue Religion einzuführen. Sie waren alle warme, bewährte Christen, und sie vertieften sich in das Studium der Apostelgeschichte, um in der Lebensweise der ersten Christen eine Richtschnur für ihren Wandel zu finden. Nach deren Vorbild zogen sie in einen einzigen großen Haushalt zusammen. Sie führten Gütergemeinschaft ein, sie dienten einander ohne Entgelt, und sie staunten über die Geborgenheit und Leichtigkeit, die damit in ihr Leben kam.

Während sie so versuchten, Jesu ersten Bekennern nachzufolgen, deren Leben in Jerusalem stets in ihren Gedanken waren, drang die Nachricht zu ihnen, daß Not und Krankheiten in der heiligen Stadt wüteten. Hierdurch wurde unter ihnen der Wunsch rege, ihre Tätigkeit dorthin zu verlegen, und dies kam auch zur Ausführung. Mehrere andre Ursachen dürften hier wohl zusammengewirkt haben. Lebten sie doch in der Glut der ersten Begeisterung und Hoffnungsfülle. Die Botschaft, welche Anne Spafford zuteil geworden war, schien ihnen die Vollendung des Christentums darzustellen, und sie hielten dafür, daß diese sich von derselben Stelle ausbreiten müßte, von der unsre Religion ihren ersten Ausgangspunkt genommen hatte.

Im Jahre 1881 langten Glieder der Gemeinschaft in Jerusalem an. Sie mieteten sich in einem schönen Häuschen dicht bei der Stadtmauer ein, wo man von den

Dachterrassen hinaus auf den Kranz von schönen Hügeln schauen kann, der die Landschaft umrahmt. Ihre Tätigkeit bestand darin, die Kranken in den engen Gäßchen der heiligen Stadt aufzusuchen, die Hungrigen zu speisen und elternlose Kinder aufzunehmen und zu betreuen. Allen, die sie besuchten, erzählten sie von der göttlichen Botschaft, die der Schiffbrüchigen erklungen war, und sagten, daß sie durch ihre Lebensführung die Wahrheit derselben bezeugen wollten.

Muß es nicht wunderbar erscheinen, daß diese Gemeinschaft, die Einigkeit in der Welt verbreiten wollte, eine Verkündigung durch die Tat wählte? Sie wollte — gleich dieser Versammlung — christliche Gemeinschaft im Leben und Wirken schaffen. Es kam auch vor, daß der eine oder andere, wenn er den Frieden, den Zusammenhalt und die stille Freudigkeit sah, die in dem kleinen Kreise herrschte, dadurch überzeugt wurde, daß dies der rechte Weg war, und bat, sich der amerikanischen Kolonie anschließen zu dürfen. Es waren einige Syrier aus den Küstenstädten Palästinas darunter, einige getaufte Juden, einige Reisende aus Europa und anderen Weltteilen, aber die Morgenländer waren der überwiegende Teil der Neuhinzugekommenen. Die Gemeinschaft wurde dadurch um etwa vierzig neue Mitglieder vermehrt. An und für sich eine geringe Zahl. Aber wenn man bedenkt, daß von den Neuhinzugekommenen verlangt wurde, ihr altes Leben aufzugeben, sich der Kolonie in Jerusalem anzuschließen, dieser alles Eigentum zu überlassen und sich einer strengen Lebensweise zu unterwerfen, ist man fast versucht, sich über einen so großen Zustrom zu verwundern.

Das größte Kontingent zu der amerikanischen Kolonie stellte jedoch nicht Palästina, sondern eigentümlicherweise Schweden. Im Kirchspiel Nås in Dalekarlien hatte eine Schar Bauern einen religiösen Zusammenschluß ähnlicher Art gebildet. Durch Landsleute, die nach Chikago ausgewandert waren, hörten die Bauern von den Amerikanern, die nach Jerusalem gezogen waren, um dort in Einigkeit und Vollkommenheit das Leben der ersten Christen zu führen. Sie wurden von der Sehnsucht ergriffen, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie verkauften ihre Bauernhöfe, verließen Heim und Vaterland und zogen nach

29*

Jerusalem. Dies begab sich im Jahre 1896, als die Amerikaner etwa fünfzehn Jahre in Jerusalem gewohnt hatten. Die schwedischen Auswanderer waren etwa vierzig an der Zahl, aber unter ihnen befanden sich mehrere Minderjährige.

Muß man nicht wiederum staunen, wenn man darüber nachdenkt? Die Kolonie in Jerusalem bestand also hauptsächlich aus denselben Völkerschaften, die sich hier zur Konferenz versammelt haben. Kleine Menschenhäuflein strebten vom fernen Westen, vom hohen Norden dorthin, um im Verein mit einer Handvoll Morgenländer für die Einigkeit zu wirken. Dort wie hier begegnet sich angelsächsische Tatkraft mit morgenländischer Mystik und germanischer Innerlichkeit. Hier tritt uns auch die gallische Klarheit entgegen. Dort wie hier lauschen Reformierte, Lutheraner und Orthodoxe dem Rufe nach Einigkeit, während die Völker vom Süden still sitzenblieben. Ist das nicht gleichsam ein Zeichen, daß von denen, die hier zusammengekommen sind, der Anfang gemacht werden soll mit dem großen Zusammenschluß, Brudergefühle zu wecken unter den christlichen Völkern zur Gemeinsamkeit im christlichen Handeln?

Von allem Anfang an hatte die Kolonie eine Sonderstellung unter den vielen christlichen Gemeinden in Jerusalem eingenommen. Ihre Mitglieder hatten es immer als eine Pflicht empfunden, auch der morgenländischen Umgebung gegenüber eine christliche Gesinnung zu zeigen und an dem Prinzip der Einigkeit festzuhalten. Sie hatten der Juden hohnvolle Klagen über die ständigen Streitigkeiten gemerkt, welche die Christen scheiden, und wollten ihnen ein besseres Beispiel geben. Die Kolonisten, die gebildete, rechtschaffne, friedliche Leute waren, haben auch immer das größte Ansehen unter der einheimischen Bevölkerung der Stadt genossen, und das nicht nur bei den Armen. Was es an vornehmen arabischen und jüdischen Familien in der Stadt gab, suchte die Kolonisten auf und befreundete sich mit ihnen.

Aber für viele christliche Gemeinden in Jerusalem und im ganzen Morgenland war die Kolonie vom ersten Augenblick an ein Stein des Anstoßes. Man beschuldigte sie, ein unsittliches Leben zu führen, man suchte ihr zu

schaden. Man trachtete, ihr den Aufenthalt im Morgenland unmöglich zu machen.

Ist unter den hier Anwesenden einer, der zweifelt, daß dem Kongreß dasselbe Schicksal beschieden sein wird? Ist es nicht sicher, daß die besten unter den Nichtchristen eine Versammlung wie diese mit Freude begrüßen und sie mit Segenswünschen begleiten werden? Und ist es nicht ebenso sicher, daß ihre ärgsten Widersacher von christlicher Seite kommen werden, daß sich von dort die Stimmen erheben werden, die ihre Absichten mißdeuten und ihre Beschlüsse zu vereiteln suchen werden?

Ich brauchte dies kaum zu sagen. Es wird ohnehin jedem klar sein, daß die Kolonie in Jerusalem nicht in ungestörtem Frieden leben konnte, sondern von ernsten inneren Konflikten erschüttert wurde. Die gefährlichsten entstanden dadurch, daß man rein asketische Lebensregeln angenommen hatte, wie zu arbeiten, ohne Lohn zu erhalten, auch nicht für Verrichtungen, die für außenstehende vermögende Leute geleistet wurden. Ebenso wurde in der Frage des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern größte Enthaltsamkeit verlangt. Die Folge war Verarmung, Unzufriedenheit und eine Menge überflüssiger Konflikte, namentlich als die Kinder der Kolonie zu Jünglingen und Jungfrauen heranzuwachsen begannen. Doch kam die Leitung der Kolonie allmählich zu der Einsicht, daß dieser asketische Einschlag für die Einigkeit nicht nötig sei, und man stand auch davon ab.

Ein rechtschaffenes und liebevolles Leben wird von den Kolonisten verlangt, aber man erlegt ihnen keine der menschlichen Natur widerstreitenden Vorschriften auf. Sie dürfen Lohn empfangen, und eine fröhliche Arbeitsamkeit herrscht seither in jedem Winkel der Kolonie. Sie dürfen heiraten und in eigenen Heimen außerhalb des großen palastartigen Hauptgebäudes der Kolonie wohnen. Seit diese Fragen gelöst wurden, ist das Ansehen und der Wohlstand der Kolonie in stetem Aufschwung begriffen. Viele Schweden, darunter auch ich, haben im Laufe der Zeit die Kolonie besucht und sie dann mit Bewunderung und Interesse geschildert. Alle bezeugen den warmen christlichen Geist, die ungebrochene Einig-

keit, das im Grunde tiefernste, aber doch so reiche und glückliche Zusammenleben.

Und mich dünkt, die Konferenz dürfte es nicht unterlassen, hiervon eine Warnung mitzunehmen. Die Konferenz will christliche Gesetze im Verhältnis der Völker zueinander einführen. Die Konferenz soll das tun in der besonnenen Erwägung, daß die Staaten lebendige Wesen sind, deren Natur nicht geändert werden kann, und sie soll nicht unnötige Bande auferlegen, sondern einzig das, was erforderlich ist zur Aufrechterhaltung der Einigkeit und zur Schaffung von Sicherheit.

Die Stifterin der Gemeinschaft starb vor zwei Jahren, einundachtzig Jahre alt, nachdem sie ihr ganzes Leben dafür eingesetzt hatte, sie zu leiten und ihr zu dienen. Sie wurde nie gewaltig und weltumspannend, wie die Gründerin vielleicht ursprünglich gehofft hatte, sie zählt nicht einmal hundert Mitglieder. Aber auf ihrem Totenbette konnte Anne Spafford sich sagen, daß die göttliche Stimme ihr den richtigen Weg gewiesen hatte. Die Einigkeit hatte ihr Leben gleich einer schützenden Mauer umschlossen.

Sorgen waren nicht ausgeblieben; wurden sie aber von vielen treuen und teilnehmenden Herzen mitgetragen, verloren sie ihre Schärfe. Und die Macht, zu helfen, andrer Lasten zu erleichtern, war auf eine bewundernswerte Weise gesteigert worden.

Sie konnte sich sagen, daß ihre Kolonie dem armen Jerusalem zum größten Segen gereicht hatte. Sie konnte denken an die jüdischen Flüchtlingsscharen, welche die Kolonie gerettet hatte, an in Not geratene Pilger, denen sie in Lebensgefahr beigesprungen war, an die fünfhundert Hungernden, die in der Notzeit täglich in der Kolonie gespeist worden waren. Es dünkte sie, daß die Menschen, die innerhalb der Kolonie erzogen worden waren, freimütig, reinherzig, heiter, mild, glücklich im Dienen waren.

Sie konnte sich mit Freude sagen, daß die amerikanische Hilfe im Kriege zum großen Teil auf ihre Initiative zurückzuführen war.

Sicher war sie weit davon entfernt, auf ihrem Sterbebette sich weltlicher Erfolge zu rühmen; aber sie dachte

wohl doch daran, daß Gott auch durch so etwas zeigen wollte, daß Einigkeit des Menschenlebens Segen sei. Die Kolonie besaß nun einen großen Palast, vor dem Damaskustor gelegen, samt sechs kleineren Baulichkeiten. Sie besaß Dromedare und Pferde, Kühe und Ziegen, Wirtschaftsgebäude und Felder, Oliven- und Feigenbäume, Läden und Werkstätten. Palästinaphotographien aus ihrem Atelier verkaufte man über die ganze Welt hin, auch rüstete sie Karawanen aus, welche Reisende weit umher durch Palästina und Syrien führten.

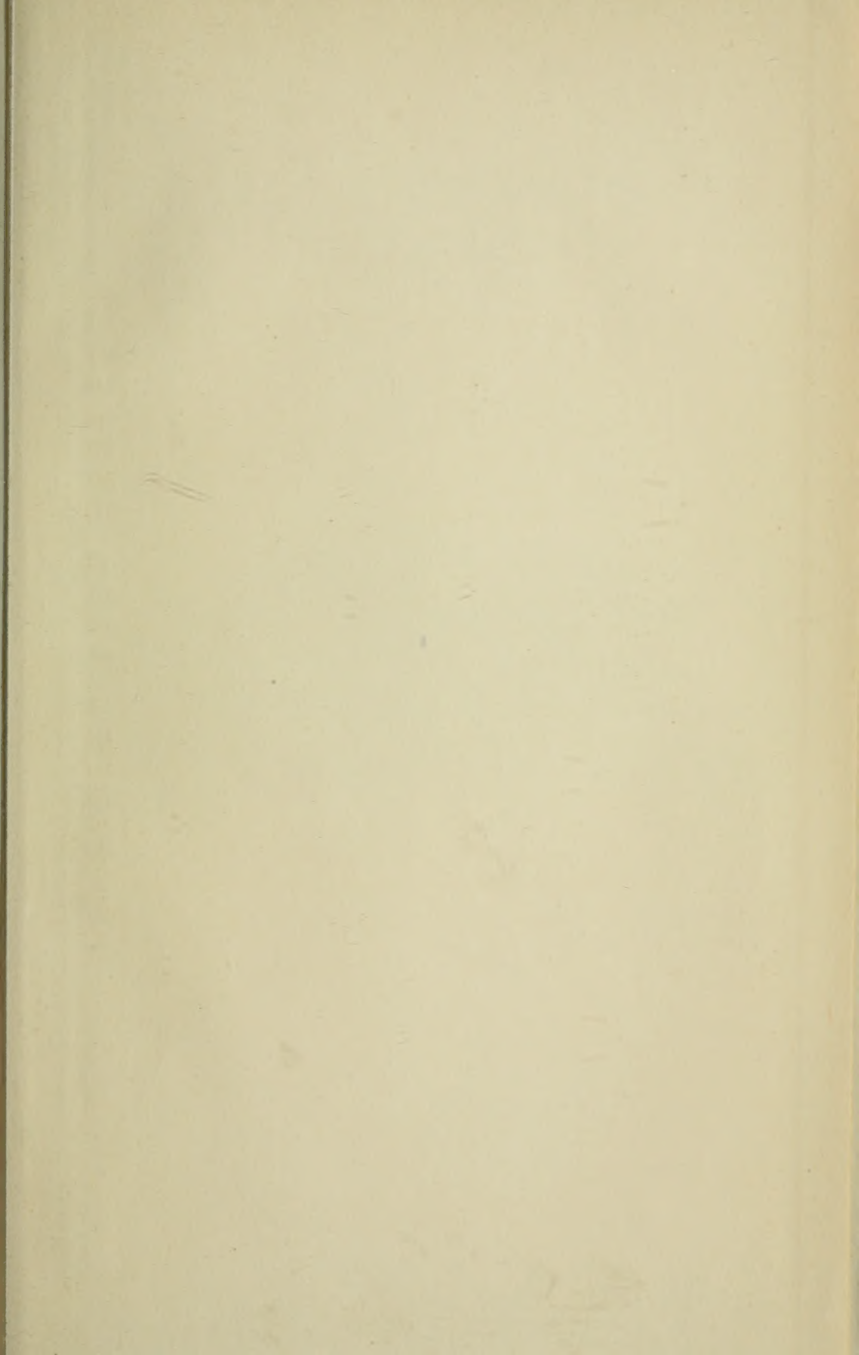
Ihre einstmals so verachtete Kolonie war ein Ruheplatz, ein Ort des Friedens in der heiligen Stadt geworden. Friedensgedanken gingen in der hoffnungslosen Dunkelheit von dort aus. Einigkeit ist möglich, Einigkeit läßt sich zwischen Menschen verschiedener Nationen erreichen, Einigkeit kann auch zwischen Ländern und Völkern walten.

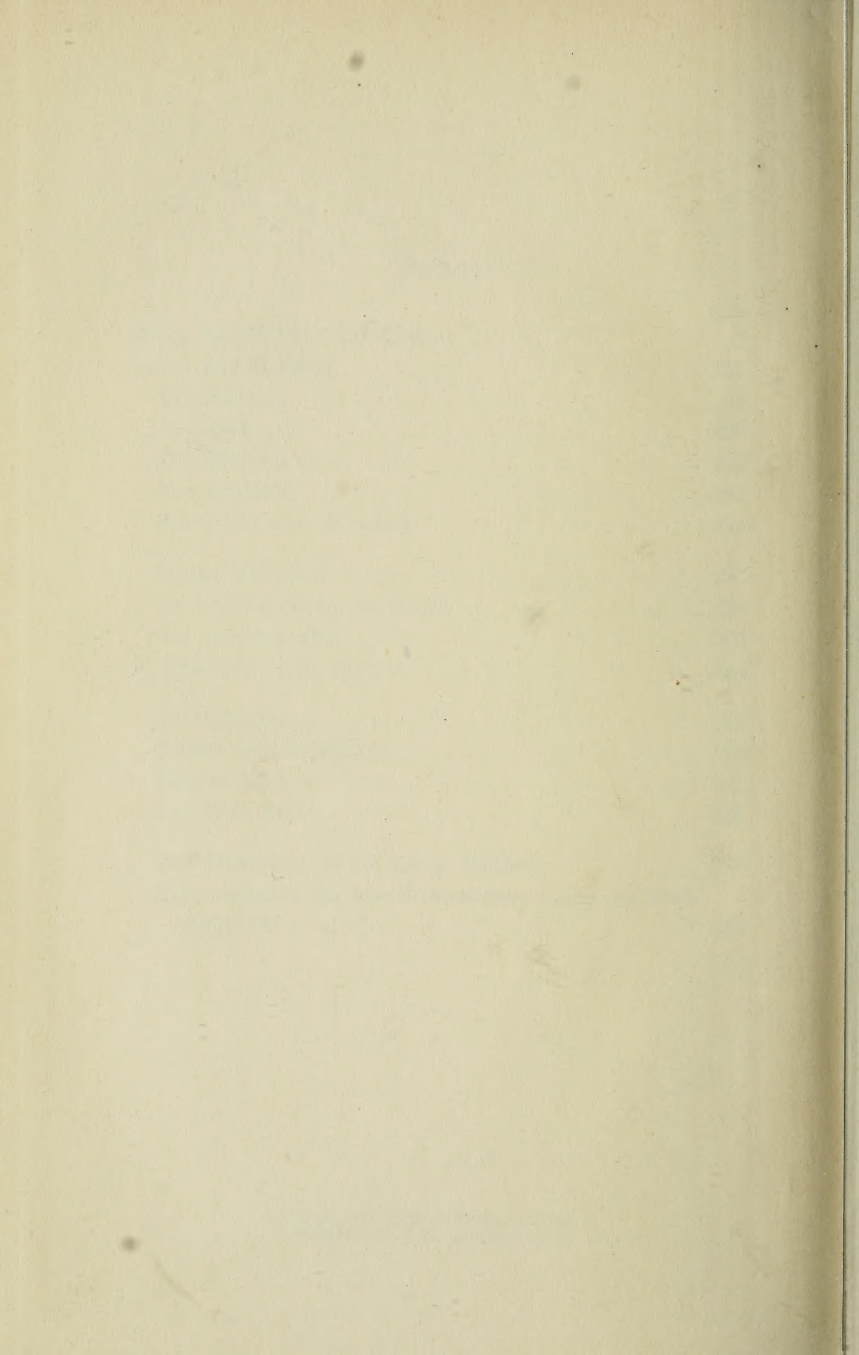
Aber liegt nicht in dem Gedeihen, welches dem geringen Vorgänger beschieden war, die schönste Prophezeiung für den mächtigen Nachfolger? Fühlt man nicht, wie Gott auf diese Weise seinen Segen verheißt der Arbeit für Einigkeit unter Menschen, Einigkeit zwischen Völkern? Will er uns nicht sagen, daß im Zeichen der Einigkeit die Menschheit eine schönere Entwicklung erreichen wird, daß in ihrem Zeichen der Wohlstand vermehrt, die Macht zu helfen und glücklich zu machen vermannigfaltigt, die Sorgen, die das Menschenleben bedrohen, auf vielfältige Weise verringert werden?

Lasset uns hören! Lasset uns lauschen! Er, dessen Stimme durch des Weltkriegs Donnergrollen uns Einigkeit zurief, redet auch zu uns durch seiner geringen Dienerin demütige Schöpfung. „Einigkeit" ruft er uns zu, „Einigkeit" zwischen Reformiert und Lutherisch, Einigkeit zwischen Protestant und Grieche, zwischen Grieche und Katholik, Einigkeit zwischen Christen und Nichtchristen, Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit zwischen allen Völkern der Erde!

Inhalt

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einband von E. A. Enders, Leipzig






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 06 02 04 018 0